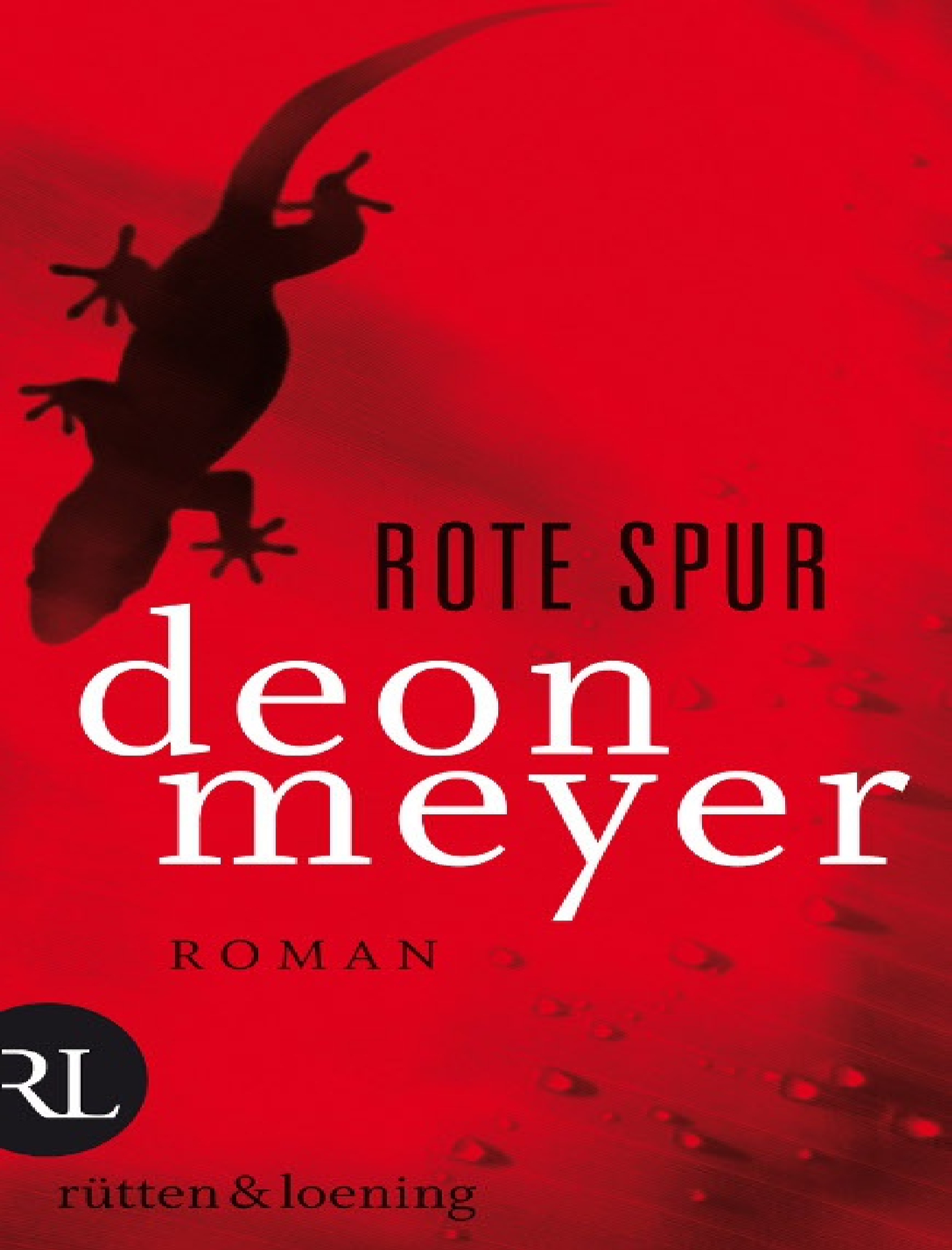
ROTE SPUR
deon meyer
ROMAN
RL
rütten & loening

Deon Meyer

Rote Spur

Roman

Aus dem Afrikaans von Stefanie Schäfer

Impressum

Die Originalausgabe mit dem Titel

Spoor

erschien 2010 auf Afrikaans bei Human & Rousseau, Cape Town.

Die englische Ausgabe mit dem Titel

Trackers

erschien 2011 bei Hodder & Stoughton, London.

ISBN E-Pub 978-3-8412-0341-0

ISBN PDF 978-3-8412-2341-8

ISBN Printausgabe 978-3-352-00810-8

Aufbau Digital,

veröffentlicht im Aufbau Verlag, Berlin, Oktober 2011

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin

Die deutsche Erstausgabe erschien 2011 bei Rütten & Loening,

einer Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

Copyright © Deon Meyer 2010

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jegliche

Vervielfältigung und Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlages zulässig. Das gilt insbesondere für Übersetzungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen sowie für das öffentliche Zugänglichmachen z.B. über das Internet.

Umschlaggestaltung Mediabureau Di Stefano, Berlin

unter Verwendung eines Motivs von

iStockphoto / Alex Bramwell

Konvertierung Koch, Neff & Volckmar GmbH,

KN digital - die digitale Verlagsauslieferung, Stuttgart

www.aufbau-verlag.de

Menü

Buch lesen

Innentitel

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch

Informationen zum Autor

Impressum

Inhaltsübersicht

1. BUCH: MILLA

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

2. BUCH: LEMMER

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

3. BUCH: MILLA

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58

59

60

61

62

63

64

65

66

67

68

69

70

71

72

73

74

75

76

77

78

79

80

4. BUCH: MAT JOUBERT

81

82

83

84

85

86

87

88

89

90

91

92

93

94

95

96

97

98

99

100

101

102

103

104

105

106

107

108

EPILOG

109

Danksagungen

Glossar mit Erklärungen der afrikaanssprachigen Wörter und anderer Begriffe

Antje Deistler: Deon Meyer – Bure mit Mission

Fußnote

(Komplott)

Juli bis September 2009

… manche Tage hinterlassen keine Spuren.

Sie gehen vorbei, als hätten sie nie existiert, sogleich vergessen im Stumpfsinn des täglichen Einerleis. Die Abdrücke anderer bleiben manchmal für eine Woche oder länger erhalten, bis die Winde des Gedächtnisses sie mit dem Sand neuer Erfahrungen überdecken.

Tagebuch Milla Strachan, 27. September 2009

Das U.S.-Finanzministerium hat heute die südafrikanischen Staatsbürger Farhad Ahmed Dockrat und Junaid Ismail Dockrat sowie eine weitere Person der Finanzierung und Unterstützung der al-Qaida gemäß Durchführungsverordnung 13224 für schuldig befunden. Demzufolge werden sämtliche unter U.S.-Rechtssprechung fallende Vermögenswerte der genannten Personen eingefroren und Transaktionen zwischen Staatsbürgern der U.S.A. sowie den genannten Personen unter Strafe gestellt.

Presseerklärung des U.S.-Finanzministeriums,
26. Januar 2007 (verbatim)

(31. Juli 2009. Freitag.)

Ismail Mohammed rannte die steil abfallende Heiligerlaan hinunter. Seine weiße Galabija mit dem modernen, offenen

Mandarin-Kragen bauscht»Kommt«, sagte er ruhig. »Alles hat siche sich bei jedem seiner Schritte auf. Er ruderte hektisch mit den Armen, aus Angst und um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Die gehäkelte Kufi fiel ihm vom Kopf und blieb auf den Pflastersteinen neben der Kreuzung zurück. Seine Augen waren starr auf die Stadt dort unten gerichtet, wo er einigermaßen in Sicherheit sein würde.

Hinter ihm flog die Tür des weißen, eingeschossigen Hauses neben der Schotsekloof-Moschee oben im Bo-Kaap ein zweites Mal auf. Sechs Männer, ebenfalls in traditionellen muslimischen Gewändern, stürmten auf die Straße und blickten alle instinktiv bergab. Einer hielt eine Pistole in der Hand. Hastig zielte er auf den flüchtenden Ismail Mohammed, der bereits sechzig Meter weit entfernt war, und schoss zwei Mal auf gut Glück, bis der ältere Mann hinter ihm von unten gegen seinen Arm schlug und rief: »Nein! Los, ihm nach!«

Die drei Jüngeren nahmen die Verfolgung auf. Die Älteren blieben zurück, besorgt über Ismails Vorsprung.

»Du hättest auf ihn schießen lassen sollen, Scheich«, sagte einer.

»Nein, Shahid. Er hat uns belauscht.«

»Genau. Und dann ist er geflohen. Das sagt doch alles.«

»Aber nicht, für wen er arbeitet.«

»Er? Ismail? Du glaubst doch wohl nicht …«

»Man kann nie wissen.«

»Ich hoffe, du hast recht.« Der Scheich sah den Verfolgern nach, die über die Kreuzung Chiappinistraat sprinteten, und versuchte, die Tragweite des Zwischenfalls zu ermessen. Plötzlich heulte knapp unter ihnen, in Buitengracht, eine Sirene auf.

»Kommt«, sagte er ruhig. »Alles hat sich geändert.«

Er eilte ihnen voraus zum Volvo.

Eine weitere Sirene setzte ein, unten im Herzen der Stadt.

Sie wusste, was die zielstrebigen, eiligen Schritte an einem Freitagnachmittag
um fünf bedeuteten. Erfüllt von einer lähmenden, bedrückenden Vorahnung, versuchte sie schweren Herzens, sich zu wappnen.

Barend stürmte herein, umweht von einem Duft nach Shampoo und übermäßig viel Deodorant. Sie sah ihn nicht an. Sie wusste, dass er sich für den Abend gestylt und mit

seiner neuen, ungewohnten Frisur herumexperimentiert hatte. Er setzte sich an die Küchentheke. »Na, wie geht's dir, Mama? Was machst du so?« Richtig jovial.

»Abendessen«, erwiderte Milla gelassen.

»Ach so. Ich esse aber nicht mit.«

Sie hatte es geahnt. Christo würde sicher auch nicht kommen. »Du brauchst doch bestimmt heute Abend dein Auto nicht, oder, Mama?«, fragte er in einem Tonfall, den er bis zur Perfektion vervollkommnet hatte: eine raffinierte Mischung von vorausschauender Gekränktheit und implizitem Vorwurf.

»Wo wollt ihr denn hin?«

»In die Stadt. Jacques kommt mit. Er hat einen Führerschein.«

»Wohin in der Stadt?«

»Wissen wir noch nicht genau.«

»Ich will es aber wissen, Barend«, erwiderte sie so sanft wie
möglich.

»Wann seid ihr wieder da?«

»Mama, ich bin achtzehn. In meinem Alter war Papa schon in der Armee.«

»Ja, aber auch da gab es Regeln.«

Er seufzte gereizt. »Okay, okay. Sagen wir … wir machen uns um zwölf auf den Heimweg.«

»Das hast du letzte Woche auch versprochen und bist dann erst nach zwei nach Hause gekommen. Du musst dich auf dein Examen vorbereiten, die Klausuren sind …«

»Mein Gott, Mama, musst du mir das immer wieder aufs Butterbrot schmieren? Gönnst du mir denn gar nichts?«

»Doch, ich gönne dir alles. Aber innerhalb gewisser Grenzen.«

Er antwortete mit gedämpftem Hohngelächter, das ausdrückte, was sie doch für eine blöde Kuh sei und dass er sie kaum ertrage. Sie zwang sich, nicht darauf einzugehen.

»Wie gesagt: Wir fahren um zwölf Uhr los.«

»Und bitte trinkt keinen Alkohol.«

»Was machst du dir denn darüber Sorgen?«

Weil ich eine halbe Flasche Brandy in deinem Kleiderschrank gefunden habe, ungeschickt hinter den Unterhosen versteckt, und dazu eine Schachtel Marlboro, dachte sie bei sich. »Es ist meine Aufgabe, mir Sorgen zu machen. Du bist mein Sohn.«

Schweigen. Das schien er zu akzeptieren. Sie fühlte sich erleichtert. Er hatte also bekommen, was er wollte. Bis hierher hatten sie es ohne Auseinandersetzung geschafft. Dann hörte sie das rhythmische Klopfen seines wippenden Beins gegen die Theke und sah, wie er mit dem Deckel der Zuckerdose spielte. Da wusste sie, dass es noch nicht genug war. Er wollte auch noch Geld von ihr.

»Mama, ich möchte nicht, dass Jacques und die anderen für mich bezahlen.«

»Willst du, dass ich wie ein Schmarotzer dastehe?«

Das »Du« und die Aggressivität waren die Auslöser – sie ahnte das vertraute Streitmuster voraus. Sie sollte ihm einfach das Geld geben, ihr Portemonnaie in die Hand drücken und sagen: Hier! Nimm alles! So viel du willst!

Sie atmete tief durch. »Ich möchte, dass du dir dein Taschengeld besser einteilst. Achthundert Rand im Monat sind doch wirklich …«

»Weißt du, wie viel Jacques bekommt?«

»Das spielt keine Rolle, Barend. Wenn du mehr haben möchtest, musst du …«

»Willst du, dass ich alle meine Freunde verliere? Du gönnst mir auch überhaupt nichts, verdammte Scheiße!« Der Fluch und der Knall des Zuckerdosendeckels, den er gegen den Schrank warf, ließen sie zusammenzucken.

»Barend«, sagte sie entsetzt. Schon oft war er explodiert, hatte die Hände in die Luft geworfen, vor sich hin geflucht und feige, knapp außer Hörweite, etwas unsagbar Ordinäres gemurmelt, doch diesmal nicht. Diesmal beugte er den Oberkörper über die Theke, das Gesicht vor Verachtung verzerrt, und sagte: »Du machst mich krank.«

Sie wich zurück, als hätte er sie körperlich angegriffen, und musste sich am Schrank festhalten. Sie wollte nicht weinen, aber die Tränen liefen ihr übers Gesicht, dort am Ofen, mit dem Kochlöffel in der Hand, den Duft von warmem Olivenöl in der Nase. Wieder stammelte sie den Namen ihres Sohnes, beruhigend und sanft.

Das Mitglied des Kontrollausschusses, ein Glas in der Hand, winkte Janina Mentz zu. Sie blieb stehen und

wartete, bis der Mann sich zu ihr durchgedrängt hatte. »Frau Direktor«, begrüßte er sie, neigte sich zu ihr und näherte seinen Mund verschwörerisch dicht ihrem Ohr. »Haben Sie schon gehört?«

Sie standen in der Mitte des Bankettsaals, umgeben von vierhundert Gästen. Sie schüttelte den Kopf, in Erwartung des Skandälchens der Woche.

»Der Minister erwägt eine Fusion.«

»Welcher Minister?«

»Ihr Minister.«

»Eine Fusion?«

»Die Gründung einer Dachorganisation. Sie, der Nationale Nachrichtendienst NIA, der Geheimdienst, alle gemeinsam. Eine Vereinigung, eine Zusammenlegung. Allgemeine Integration.«

Sie sah ihn an und untersuchte sein vom Alkohol gerötetes Vollmondgesicht auf Zeichen von Humor. Vergeblich.

»Ach was«, sagte sie. Der war doch nicht mehr ganz nüchtern?

»So geht das Gerücht. Ein ziemlich hartnäckiges.«

»Wie viel haben Sie getrunken?«

»Janina, das ist mein voller Ernst.«

Sie wusste, dass er stets gut informiert war und man sich bisher immer auf ihn verlassen konnte. Wie gewohnt verbarg sie ihre Besorgnis. »Besagt das Gerücht auch, wann?«

»Der offizielle Beschluss wird in drei, vier Wochen erwartet. Aber das ist noch nicht alles.«

»Nein?«

Sie sah ihn nur stirnrunzelnd an.

»Mo Shaik«, präzisierte er.

Sie lachte, kurz und skeptisch.

»Man hört es immer wieder«, beharrte er voller Ernst.

Sie lächelte und wollte ihn gerade nach seiner Quelle fragen, als das Handy in ihrer schwarzen Abendhandtasche klingelte. »Entschuldigen Sie«, sagte sie, öffnete die Handtasche, holte das Telefon heraus und sah, dass es der Anwalt war.

»Tau?«, fragte sie.

»Ismail Mohammed hat kalte Füße bekommen.«

Milla lag in der Dunkelheit, auf der Seite, mit angezogenen Beinen. Nachdem sie sich ausgeweint hatte, musste sie widerwillig einigen schmerzlichen Wahrheiten ins Gesicht sehen. Es war, als sei das Rauchglas, die getönte Scheibe zwischen ihr und der Realität, plötzlich zerbrochen, so dass sie ihr jetziges Dasein im hellen Licht betrachten musste und nicht mehr wegsehen konnte.

Als sie ihren eigenen Anblick nicht mehr ertrug, begann sie, ihren Zustand zu analysieren. Rückblickend versuchte sie nachzuvollziehen, wie sie an diesen Punkt gekommen war. Wie hatte sie derart abstumpfen und so tief sinken können? Wann? Wie hatte diese Lüge, dieses Phantasiegebilde, sie derart täuschen können? Und jede Antwort brachte größere Angst vor dem Unabwendbaren, der Gewissheit, was sie tun musste. Doch sie besaß weder den Mut noch die Kraft dazu. Ja, nicht einmal die Worte. Sie, die nie um Worte verlegen war, im Kopf, in ihrem Tagebuch, immer und überall.

So lag sie da, bis Christo hereinkam, mitten in der Nacht.

Er versuchte gar nicht erst, leise zu sein. Seine unsicheren Schritte wurden vom Teppich gedämpft. Er schaltete das

Badezimmerlicht ein, kehrte dann zurück und ließ sich schwer auf der Bettkante nieder.

Mucksmäuschenstill lag sie da, mit dem Rücken zu ihm, die

Bitte geh duschen. Wasch deine Schweinereien ab.

Der Wasserhahn am Waschbecken lief. Dann ging das Licht aus, und er stieg ins Bett. Knurrte, müde und zufrieden. Kurz bevor er die Decke über sich zog, roch sie ihn. Den Alkohol. Zigarrenrauch, Schweiß. Und den anderen, primitiveren Geruch.

Und in diesem Moment fand sie den Mut.

2

(1. August 2009. Samstag.)

Mitschrift: Vernehmung von Ismail Mohammed, durchgeführt von A.J.M. Williams. Konspirative Wohnung, Tuine, Kapstadt.

Datum und Uhrzeit: 1. August 2009, 17:52

M: Ich will in das Schutzprogramm aufgenommen werden,

Williams. Und zwar sofort.

W: Ich verstehe, Ismail, aber …

M: Kein aber. Diese Scheißkerle wollten mich erschießen. Und sie werden nicht lockerlassen, bis sie mich erwischen.

W: Keine Angst, Ismail. Sobald wir sämtliche Informationen von Ihnen haben …

M: Wie lange wird das dauern?

W: Je eher Sie sich beruhigen und mit mir reden, desto eher kann es losgehen.

M: Dann komme ich ins Zeugenschutzprogramm?

W: Sie wissen, dass wir uns um unsere Leute kümmern. Wir sollten jetzt anfangen, Ismail. Wie ist das passiert?

M: Ich habe sie reden hören …

W: Nein, wie haben sie herausgefunden, dass Sie für uns arbeiten?

M: Ich weiß nicht.

M: Nein, ich … wissen Sie … Nachdem ich meinen letzten Bericht hinterlassen hatte, dachte ich … Ich weiß nicht …

Kann sein, dass mich jemand gesehen hat. Aber dann …
W: Einer von ihnen?

M: Könnte sein. Vielleicht.

W: Warum haben sie Sie verdächtigt?

M: Wie meinen Sie das?

W: Gehen wir mal davon aus, dass sie Sie beschattet haben. Das muss doch einen Grund gehabt haben. Sie müssen irgendetwas getan haben. Vielleicht zu viele Fragen gestellt? Oder Sie waren zur falschen Zeit am falschen Ort?

M: Das ist Ihre Schuld! Wenn ich über Handy hätte berichten können, wäre ich jetzt noch dort.

W: Handys sind gefährlich, Ismail, das wissen Sie doch.

M: Aber die können doch nicht alle verdammten Handys am ganzen Kap abhören!

W: Nein, Ismail, nur die wichtigen. Aber was hat das Handy damit zu tun?

M: Weil ich mich jedes Mal wegschleichen musste, wenn ich einen Bericht in dem toten Briefkasten hinterlassen wollte.

W: Was ist nach diesem letzten Bericht passiert?

M: Der Bericht war am Montag. Am Dienstag hat dann die Scheiße angefangen, die haben sich immer so komisch angeschaut, aber nichts gesagt. Erst dachte ich, die Spannungen hätten nichts mit mir zu tun, sondern vielleicht mit der Schiffsladung. Aber gestern ist mir aufgefallen, dass sie sich nur so benommen haben, wenn ich in der Nähe war. Sie haben versucht, sich nichts anmerken zu lassen, aber ich hab's trotzdem bemerkt. Da habe ich mir allmählich Sorgen gemacht und gedacht: Halt lieber die Ohren offen, da stimmt was nicht. Und dann hat gestern Suleiman am Rat teilgenommen, und ich sollte mit Rayan zusammen in der Küche warten …

W: Suleiman Dolly. Der Scheich.

M: Genau.

M: Baboo Rayan. Ein Handlanger, ein Fahrer. Genau wie ich. Wir haben zusammen gearbeitet. Na, jedenfalls hat Rayan kein Wort mit mir geredet, was sehr merkwürdig war. Und dann haben sie Rayan auch reingerufen, zum allerersten Mal, ich meine, er ist ein Kerl für die Drecksarbeit, genau wie ich, wir werden nie dazugeholt. Da dachte ich, ich horche mal lieber an der Tür, denn mir schwante nichts Gutes. Ich bin also raus auf den Flur

gegangen, und da habe ich gehört, wie der Scheich – also Suleiman – gesagt hat: »Wir können kein Risiko eingehen, es steht zu viel auf dem Spiel.«

W: »Es steht zu viel auf dem Spiel.«

M: Genau. Dann sagte der Scheich zu Rayan: »Erzähl dem Rat, wie Ismail sich regelmäßig wegschleicht.«

W: Weiter.

M: Weiter weiß ich nicht, denn danach haben sie mich geschnappt.

W: Wie?

M: Der Imam hat mich vor der Tür erwischt. Ich dachte, er wäre drinnen. Sie hätten alle drin sein müssen.

W: Und dann sind Sie weggerannt.

M: Ja, dann bin ich weggerannt, und die Scheißkerle haben auf mich geschossen. Ich sag Ihnen, diese Leute sind skrupellos. Extrem.

W: Okay, kommen wir also noch einmal auf den Montag zurück. In diesem Bericht haben Sie »viele plötzliche Aktivitäten« erwähnt …

M: Ja, in den letzten zwei Wochen. Da braut sich etwas

zusammen.

W: Wie kommen Sie darauf?

M: Monatelang hat sich der Rat einmal pro Woche getroffen. Und jetzt plötzlich drei, vier Mal. Was würden Sie daraus schließen?

W: Sie wissen aber nicht, warum.

M: Muss mit der Schiffsfracht zusammenhängen.

M: Das war letzten Freitag. Macki hat den Scheich angerufen. Aber der Scheich ist aufgestanden und raus in den Flur gegangen, deshalb konnte ich nicht alles verstehen.

W: Woher wussten Sie, dass es Macki war?

M: Weil der Scheich sagte: »Hallo, Sayyid.«

W: Sayyid Khalid bin Alawi Macki.

M: Das ist er. Und im Rausgehen hat der Scheich Macki gefragt: »Irgendwelche Neuigkeiten über die Schiffsladung?« Und dann sagte er: »September.« Wie zur Bestätigung.

W: Ist das alles?

M: Das war alles, was ich von ihrer Unterhaltung gehört habe. Als der Scheich wieder hereinkam, sagte er zu den anderen: »Schlechte Nachrichten.«

W: »Schlechte Nachrichten.« Was hat das zu bedeuten?

M: Woher soll ich das wissen? Es könnte heißen, dass die Ladung unvollständig ist. Oder der Zeitplan ungünstig. Es konnte sonstwas sein.

W: Und dann?

M: Dann sind sie gegangen, der Scheich und die beiden Mitglieder des Höchsten Rats. Sie gingen runter in den Keller. Das bedeutet: top secret.

W: Die Schiffsladung trifft also im September ein? Diese Schlussfolgerung haben Sie gezogen?

M: Mehr kann man sich nicht zusammenreimen.

W: Heißt das ja?

M: Ich glaube es jedenfalls.

W: Und diese Fracht. Haben Sie eine Ahnung, was das sein könnte?

M: Wissen Sie, wenn Macki damit zu tun hat, sind es garantiert Diamanten.

W: Was will der Rat mit Diamanten, Ismail?

M: Das weiß nur der Höchste Rat.

W: Und niemand sonst hat etwas erwähnt?

W: Wo Rauch ist … Was haben diese gewöhnlichen Mitglieder gesagt?

M: Sie haben behauptet, es ginge um Waffen. Für Anschläge vor Ort.

W: Was soll das heißen?

M: So lautete das Gerücht. Dass sie Waffen einschmuggeln wollten. Für einen Anschlag, hier. Zum ersten Mal.

W: Ein islamistischer Anschlag? In Südafrika?

M: Ja. Hier. In Kapstadt. An unserem schönen Kap.

(2. August 2009. Sonntag.)

Im sechsten Stockwerk der Wale Street Chambers, im Direktionsbüro des Präsidentiellen Nachrichtendienstes, kurz 9,5 studierte Janina Mentz die Mitschrift äußerst aufmerksam. Nachdem sie fertig war, setzte sie die Brille ab, legte sie auf den Schreibtisch und rieb sich die Augen.

Sie hatte nicht gut geschlafen. Die Neuigkeit des gestrigen Abends nagte an ihr, dieses Gerücht über eine Fusion. Abstrus genug, um wahr zu sein.

Doch was sollte dann aus ihr werden?

Sie galt nämlich als Protegé Mbekis, des vorherigen Präsidenten und Gründers der PIA. Und obwohl Mentz im Streit um die Führung des Landes keine Position bezogen hatte und ihre Leute ausgezeichnete Arbeit leisteten, blieb dieses Stigma an ihr haften. Außerdem war sie neu, noch keine dreizehn Monate im Amt, und ihr fehlte der notwendige Erfolgsnachweis, um auf eine neue Stelle pochen zu können. Und nicht zuletzt war sie weiß.

Was stimmte an dem Gerücht? Mo Shaik als Chef der Dachorganisation? Mo, der Bruder Schabirs. Schabir, dieser wegen

Nichts schien unmöglich.

So viele Jahre im Dienst. So viele Kämpfe und zäher Eifer, so viel harte Arbeit, um es so weit zu bringen. Nur, um alles wieder zu verlieren?

Nein.

Janina Mentz ließ die Hände sinken und setzte die Brille auf.

Erneut zog sie die Ismail-Mohammed-Vernehmung heran. Was sie, was die PIA zum Überleben brauchte, war eine extreme Erschütterung. Eine große Bedrohung. Eine heikle Angelegenheit. Und hier war sie, vom Himmel gesandt. Jetzt lag es an ihr, sie geschickt zu nutzen.

Sie drehte sich zu ihrem Computer um und suchte die einschlägigen Artikel aus der Datenbank heraus.

Bericht: Islamischer Extremismus in Südafrika, eine Neubewertung

Datum: 14. Februar 2007

Zusammengestellt von: Velma du Plessis und Donald MacFarland

Qibla in neuem Gewand

Die Qibla wurde 1980 von dem radikalen Imam Achmed Cassiem gegründet, um nach dem Vorbild der iranischen Revolution die Gründung eines islamischen Staates in Südafrika voranzutreiben. In den 1980er Jahren schickte die Qibla Mitglieder zur militärischen Ausbildung nach Libyen und in den Neunzigern kämpften in Pakistan geschulte Terroristen an der Seite der Hisbollah im Südlibanon. Nach den Anschlägen des 9. September wurden auch Kämpfer für den Einsatz in Afghanistan rekrutiert.

Aufgrund des scharfen Vorgehens gegen die verwandte Organisation *People Against Gangsterism and Drugs* (PAGAD) zwischen 1998 und 2000 sowie der Verhaftung von über hundert Qibla-Anhängern wegen schwerer Verbrechen, darunter Mord,

(3. August 2009. Montag.)

Milla Strachan zog den Schlüssel aus dem Schloss, stieß die Haustür auf, ging aber nicht sofort hinein. Zunächst blieb sie reglos stehen, einen ratlosen Blick in den dunklen Augen. Die Zimmer der Wohnung jenseits der offenen Tür waren leer. Keine Gardinen, keine Möbel, nur ein verschlissener Teppichboden in fast gänzlich verblasstem Beige.

Noch immer stand sie zögernd vor der Tür, als hielte ein großes Gewicht sie zurück, als warte sie auf irgendetwas.

Bis sie sich plötzlich energisch bückte, die beiden großen Reisetaschen rechts und links aufhob und durch die Tür trat.

Sie stellte ihr Gepäck im Schlafzimmer ab, sich deutlich der beklemmenden Leere bewusst. Bei der Wohnungsbesichtigung am Samstag hatten noch die Möbel der früheren Bewohnerin den Raum ausgefüllt, Umzugskartons stapelten sich, bereit für den übereilten Rücktransport nach Deutschland, nachdem die Frau kurzfristig in den Hauptsitz der Hilfsorganisation zurückbeordert worden war. »Ich bin so dankbar, dass jemand die Anzeige gelesen hat, es musste alles so schnell gehen. Sie werden es nicht bereuen, sehen Sie mal, diese Aussicht!« Die Frau hatte auf das Fenster gezeigt. Es lag zur Davenpoortstraat in Vredehoek hin und bot einen Blick auf einen schmalen Ausschnitt der Stadt und des Meeres, eingerahmt von den Häusern auf der anderen Straßenseite.

Milla sagte, sie wolle die Wohnung haben und werde den Mietvertrag übernehmen.

»Woher kommen Sie?«, hatte die Frau gefragt.

»Aus einer anderen Welt«, hatte Milla leise geantwortet.

Die drei, die sich um den runden Tisch in Mentz' Büro versammelt hatten, hätten unterschiedlicher kaum sein können. Die

Dann war da Rechtsanwalt Tau Masilo, der stellvertretende Direktor, zuständig für Einsatz und Strategie. Dreiundvierzig, straffer Bauch, helle Hosenträger, passende Krawatte, ein klein wenig geckenhaft. Ausgeprägte, gravitätische Gesichtszüge, eindringliche Augen, die Haare kurz und gepflegt. Masilos Mitarbeiter nannten ihn »Nobody« – eine Anspielung auf »nobody is perfect«. Denn Tau Masilo, phlegmatisch und kompetent, war in ihren Augen perfekt. Er war ein SeSotho, sprach aber fließend fünf weitere südafrikanische Sprachen. Mentz hatte ihn sorgfältig ausgewählt.

Der dritte im Bunde war Rajkumar, ebenfalls stellvertretender Direktor, zuständig für Nachrichtentechnik. Seine langen schwarzen Haare reichten ihm bis zum Hintern. Ihn hatte Mentz geerbt.

Rajkumars Vorteile bestanden in seinem phänomenalen Intellekt und seinem breiten Wissen über elektronische und digitale Kommunikation. Er verkörperte in allem ein Extrem: feinfühlig, aber sozial unbeholfen. Er hatte die Unterarme auf den Tisch gelegt, die dicken Finger verschränkt und starrte intensiv seine Hände an, als sei er

vollkommen davon gefesselt.

Mentz hob langsam den Blick. »Haben wir sonst noch irgendwelche Beweise?«

Rajkumar, stets eifrig zur Stelle, antwortete: »Der E-Mail-Verkehr des Höchsten Rats ist erheblich reger geworden. Ich glaube, Ismail hat recht, da braut sich etwas zusammen. Aber was die Gründe angeht, bin ich mir nicht so sicher …«

»Tau?«

»Also kommt die Ware vielleicht gar nicht aus Zimbabwe?«

»Möglicherweise nicht. Sie könnte auch direkt aus Oman kommen oder aus einer ganz anderen Richtung. Angola wäre eine Möglichkeit.«

»Und die Vermutung, dass sie Anschläge am Kap planen?«, fragte Mentz.

»Da bin ich mit Raj einer Meinung. Erstens würden Terroranschläge hierzulande ihre Verbündeten verärgern. Die Hamas und die Hisbollah sind äußerst dankbar für die Sympathie und Unterstützung seitens unserer Regierung. Zweitens: Welchen Nutzen zögen sie daraus? Welches Ziel

sollten sie angreifen? Mir fällt nichts ein, was sie damit erreichen könnten. Und drittens: Welches Motiv könnten sie haben? – Afghanistan«, fuhr der Anwalt fort, »das ist ihr neuer Brennpunkt. Die Mudschaheddin brauchen Waffen und Vorräte, aber woher sollen sie sie beziehen? Pakistan hat sich mit den USA verbündet und schottet seine Grenzen ab, die Transporte aus dem Mittleren Osten stehen unter strenger Beobachtung der NATO. Somalia kommt wegen der Seeräuber nicht mehr in Frage.«

»Der Opiumpreis ist ebenfalls am Boden«, ergänzte Rajkumar. »Die Taliban sind nicht mehr so gut bei Kasse wie früher.«

»Von wo aus transportieren sie also ihre Ladung?«, fragte Masilo und gab auch gleich die Antwort: »Von hier aus.«

»Wie denn?«

»Keine Ahnung. Per Schiff?«

»Warum nicht?«, sagte Rajkumar. »Afghanistan hat keine Küste, aber der Iran.«

»Dann könnte man die Waffen auch von Indonesien aus verschiffen. Dort gibt es viele radikale Muslime.«

»Gute Idee. Aber so weit denken sicher auch die Amerikaner, die in diesem Gebiet zahlreiche Kriegsschiffe stationiert haben.«

Sie sahen Mentz an. Die Direktorin nickte und schob die Akten

»Das war doch nur ein Gerücht unter den einfachen Mitgliedern.«

»Wie Sie wissen, verbreiten sich Informationen von oben nach unten, Raj.« Mentz sah Masilo an. »Wie schnell können wir Ismail Mohammed ersetzen?«

»Das wird nicht einfach. Die Sache mit Ismail hat sie misstrauisch gemacht. Sie versammeln sich nicht mehr in dem Haus an der Schotsekloof. Wir müssen erst ihren neuen Treffpunkt ermitteln. Wenn es einen gibt.«

»Das hat absolute Priorität, Tau. Spür sie auf. Und ich will einen Ersatz für Ismail.«

»Das wird aber eine Weile dauern.«

»Sie haben weniger als einen Monat.«

Tau schüttelte den Kopf. »Mevrou, wir haben uns in den letzten drei, vier Jahren kaum noch für diese Gruppe interessiert. Es ist eine geschlossene Gesellschaft. Ismail hatte es gerade so geschafft, sich einzuschleusen.«

»Wir brauchen aber einen zweiten Informanten.«

»Ich werde eine Liste zusammenstellen.«

»Raj, warum können Sie ihre E-Mails nicht lesen?«

»Weil sie eine Verschlüsselungstechnik benutzen, die wir noch nie gesehen haben. Es könnte eine Variante des 128-Bit-Codes sein, aber Tatsache ist, dass wir ihn bisher nicht knacken konnten. Wir bleiben am Ball und untersuchen jede einzelne Sendung. Früher oder später wird ihnen ein Fehler unterlaufen, indem sie vergessen, eine Nachricht zu kodieren. So etwas passiert immer irgendwann.«

Mentz dachte einen Augenblick nach und sagte dann: »Hier ist etwas im Busch, meine Herren. Alle Zeichen deuten darauf hin. Der E-Mail-Verkehr, das plötzliche Vorgehen gegen Ismail, die Gerüchte, die angebliche Schiffsladung, und das nach zwei Jahren Funkstille. Ich will wissen, was da los ist. Wenn Sie noch Leute oder Mittel benötigen, wenden Sie sich an mich.

Sie holte zwei weitere Taschen und dann den Schlafsack und die Luftmatratze aus ihrem weißen Renault Clio, den sie draußen am Straßenrand geparkt hatte. Was wohl zufällige Beobachter denken mochten, wenn sie sie sahen: eine Frau um die vierzig, die allein hier einzog. Dazu brütete in ihr diese vage, undefinierbare Angst wie ein

dösendes Krokodil unter der Wasseroberfläche.

Sie räumte ihre Kleider in die Einbauschränke aus billigem weißen Melamin. Im Spiegelschrank über dem Waschbecken im Badezimmer war nicht genug Platz für ihre Kosmetika. Als sie die Tür zuklappte, fiel ihr Blick auf ihr Spiegelbild, und sie erkannte sich kaum wieder. Schwarze, halblange Haare ohne vernünftigen Schnitt, graumelierter Ansatz, der dringend nachgefärbt werden musste. Olivfarbene, mediterrane Haut, Krähenfüße in den Augenwinkeln, tiefe Nasolabialfalten, ungeschminkt, leblos, müde. Es war ein Schock. Mein Gott, Milla, hast du dich gehen lassen, kein Wunder, welcher Mann würde schon bei dir bleiben wollen?

Sie drehte sich hastig weg, denn als Nächstes wollte sie die Matratze aufblasen.

Im Schlafzimmer setzte sie sich auf den Boden, rollte die Matratze aus und setzte das Ventil an die Lippen. Pustete. Worte gingen ihr durch den Kopf. Wie immer viel zu viele.

Einige würde sie heute Abend in ihr Tagebuch schreiben: Ich bin hier, weil die Frau im Spiegel versagt hat, Tag für Tag. Als hielte ich ein Seil in den Händen, an dessen anderem Ende ein Gewicht in einen Abgrund hinunterhängt, gerade schwer genug, um mir nach und nach durch die Finger zu rutschen, bis mir das Ende entschlüpft. Die Ursache, so weiß ich inzwischen, liegt

ausschließlich bei mir. In der Beschaffenheit meines Körpers, in der Struktur meiner DNS. So erschaffen, nie verändert. Unfähig. Unfähig trotz meiner angestrengten Versuche und guten Vorsätze. Unfähig wegen meiner Versuche und Vorsätze. Eine inhärente, unentrinnbare, vollkommene, frustrierende, jämmerliche Unfähigkeit: Ich kann diesem Mann keine gute Frau sein. Ich kann diesem Kind keine gute Mutter sein. Höchstwahrscheinlich würde ich für niemanden eine gute Frau abgeben, ja, bin ich ganz allgemein unfähig, eine gute Ehefrau und Mutter zu sein.

Das Handy in ihrer Handtasche klingelte. Vorsichtig und ohne Eile drückte sie den Verschluss in das Ventil, denn sie vermutete, dass es Christo war. Ihr Exmann. In jeder Hinsicht.

Er hatte den Umschlag erhalten.

Sie holte das Handy aus ihrer Handtasche und warf einen Blick auf das Display. Christos Firmennummer.

Wahrscheinlich saß er in seinem Büro, ihren Brief auf dem Schreibtisch vor sich, dazu die Unterlagen ihres Anwalts, die sie am Samstag rasch aufgesetzt hatten. Vorher hatte er sicher die Tür geschlossen, mit einem wütenden Gesichtsausdruck in der Variante: Du-blödes-armseliges-

dämliches-Weib! Demütigende Beschimpfungen mussten sich in ihm aufgestaut haben. Wenn sie jetzt dranginge, würde er mit einem »Mein Gott, Milla!« beginnen und dann alle Schleusen öffnen.

Mit klopfendem Herzen und zittrigen Händen starrte sie die Nummer an. Sie ließ die Hand mit dem Handy sinken und verstaute es wieder in der Handtasche. Unheilvoll leuchtete das Display in der dunklen Öffnung.

Endlich verstummte das Klingeln, und die Mailbox schaltete sich ein. Das Licht erlosch. Sie wusste, dass er ihr eine Nachricht hinterließe. Gespickt mit Flüchen.

Sie wandte sich von der Tasche ab und fasste einen Entschluss: Sie würde sich eine neue Nummer zulegen.

Noch ehe sie sich wieder neben die Matratze setzte, ertönte das Signal, dass sie eine neue Nachricht erhalten habe.

Am späten Nachmittag wurde der Ardo-Kühlschrank geliefert. Nachdem die Männer gegangen waren, stellte sich Milla davor und lauschte dem beruhigenden Brummen, betrachtete das wuchtige Gerät und fand, es böte ihr irgendwie Halt. Die erste klobige Barrikade gegen die

Rückkehr, gegen den Untergang, gegen die Angst vor einer ungewissen Zukunft. Dazu kam eine ganz neue Sorge, nämlich um Geld. Ein Bett, ein Sofa, ein Tisch, Stühle, ein Schreibtisch, Gardinen, alles war bestellt und würde ein kleines Vermögen kosten.

Ihr Notgroschen, ihr bescheidenes Erbe, war beträchtlich geschrumpft.

Sie würde eine Arbeit finden müssen. Dringend. Weil sie Geld brauchte. Aber auch, weil sie frei sein wollte.

4

(6. August 2009. Donnerstag.)

Morgens fuhr sie gegen zehn Uhr zurück nach Durbanville, weil sie wusste, dass um diese Zeit niemand zu Hause sein würde. Sie wollte den Schlafsack und die Luftmatratze in die Garage bringen, weil sie Christo gehörten, und ihre Schlüssel endgültig zurücklassen.

Herta Ernastraat.

Christo hatte sie ausgelacht, als sie gesagt hatte, sie wolle nicht in einer Straße dieses Namens wohnen.

Er arbeitete mit Zahlen und hatte ihre Beziehung zu Worten nie verstanden. Ihm war unbegreiflich, dass Worte Rhythmus, Gefühl und Dynamik besaßen. Dass die Art, wie Mund und Zunge sie formten, untrennbar mit ihrem Klang, ihrer Bedeutung und den Gefühlen, die sie auslösten, verbunden war.

Die Lombards aus der Herta Ernastraat. Beim Einzug war es ihr kalt den Rücken hinuntergelaufen.

Sie hatten es damals zusammen besichtigt. Zwei Monate lang hatten sie in dieser Gegend etwas gesucht, denn Christo wollte auf Biegen und Brechen hierherziehen. Aus dem einzigen Grund: »Weil wir es uns leisten können.« Was im Grunde bedeutete: Wir sind jetzt zu wohlhabend für Stellenberg.

Ein Durbanville-Haus nach dem anderen. Sie hatte sie gewogen und für zu leicht befunden. Luxuriöse, kalte, unpersönliche Behausungen. Und nicht eines enthielt Bücherregale. Daran erinnerte sie sich am deutlichsten, all diese reichen Weißen, aber nicht ein Buch im Haus. Bars, ja, wuchtige, teure Monstrositäten aus Holz, ob aus alten Eisenbahnschwellen oder poliertem hellem Weichholz im Schwedenstil, die indirekte Beleuchtung oft mit peinlicher

Sorgfalt, fachmännisch und teuer installiert. Auf Knopfdruck erwachte, erschien, erstrahlte vor einem: ein heiliger Ort, eine Kathedrale des Alkohols.

Dann hatten sie dieses Haus gesehen, und Christo erklärte: »Das hier will ich haben.« Denn es sah nach Reichtum aus. Sie hatte sich dagegen gewehrt, gegen diesen ganzen Ort, auch gegen den Straßennamen. Er hatte alles lachend abgetan und den Vertrag unterzeichnet.

Milla fuhr die Auffahrt hinauf bis vor die drei Garagentore. Eine Garage war für Christos Audi Q7, eine für ihren Renault und eine für Christos Spielsachen bestimmt.

Sie betätigte die Fernbedienung, und das Garagentür öffnete sich. Sie nahm den Schlafsack und die Luftmatratze, beide ordentlich aufgerollt, stieg aus und betrat die Garage.

Der Platz des Q7 war leer.

Ein Glück.

Hastig ging sie nach hinten durch, wo Christo seine Sachen

Hunde kläfften in der Straße. Die schwere Hand der Depression legte sich auf ihre Schulter.

In diesem Viertel bellten tagsüber unaufhörlich die Hunde.

Dogville. So hatte sie Durbanville bezeichnet, als sie es eines Tages wieder einmal gewagt hatte, sich Christo gegenüber zu beklagen.

»Mein Gott, Milla, musst du denn an allem herummeckern?«

Hastig verließ sie die Garage und kehrte zu ihrem Auto zurück.

Vor dem Palm Grove Centre im Zentrum von Durbanville bog sie in den nächstbesten freien Parkplatz ein, in der Absicht, sich bei Woolworth etwas zum Mittagessen zu kaufen. Als sie ausstieg, fiel ihr Blick auf das Aushängeschild von Arthur Murrays Tanzstudio, ganz kurz nur. Sie hatte ganz vergessen, dass es das hier gab – noch ein Beweis für die Blase, in der sie gelebt hatte. Beim Betreten des Supermarktes nahm sie den Duft der Blumen wahr und betrachtete die leuchtenden Farben, als sähe sie sie zum ersten Mal. Sie dachte an die Worte, die sie gestern Abend in ihr Tagebuch geschrieben hatte. *Wie kann ich wieder die werden, die ich war, v. Chr.? (vor Christo)*

Zurück bei ihrem Renault blickte sie wieder zu dem Aushängeschild auf.

Tanzen. Christo hatte sich immer geweigert zu tanzen. Schon auf der Universität. Warum hatte sie all das so gelassen hingenommen, seine Entscheidungen, seine Vorlieben? Es hatte ihr so viel Spaß gemacht, damals, bevor sich alles veränderte.

Sie schloss das Auto auf, stieg ein und legte die Blumen und

Sie war frei von Christo.

Sie stieg aus, schloss die Tür und machte sich auf den Weg zum Studio.

Auf der Tanzfläche sah sie in dem hellen Licht, das durch die Fenster fiel, einen Mann und eine Frau. Jung. Er trug eine schwarze Hose, ein weißes Hemd und eine schwarze Weste, sie ein kurzes, weinrotes Kleid. Ihre Beine waren lang und wohlgeformt. Ein Tango ertönte aus den Lautsprechern, und die beiden schwebten mühelos und graziös über das Parkett.

Milla starrte sie an, gefesselt von der Schönheit dieser Szene, den flüssigen, harmonischen Bewegungen, der sichtlichen Freude des Paares. Eine plötzliche Sehnsucht erfüllte sie – irgendetwas auch so virtuos zu beherrschen, etwas Schönes, in dem man ganz aufgehen konnte, ein Erlebnis für die Sinne, ein Geben und Nehmen zugleich.

Wenn sie nur so tanzen könnte! So frei.

Schließlich ging sie zum Empfang. Eine Frau blickte auf und lächelte.

»Ich möchte mich zu einem Kurs anmelden«, sagte Milla.

(7. August 2009. Freitag.)

Sie hatte sich die Haare schneiden und färben lassen. Ihre Kleidung sorgfältig ausgewählt. Ihr Ziel war lässiger Schick, beiläufige Eleganz, indem sie Stiefel und einen schwarzen Rollkragenpulli zu einer langen Hose trug und mit einem roten Schal kombinierte. Doch während sie im Café des Pressegebäudes Media24 auf eine Freundin wartete, fühlte sie sich unsicher – das Make-up erschien ihr zu hell, der Schal zu leuchtend. Insgesamt wirkte sie zu förmlich, zu übertrieben zurechtgemacht.

Doch als ihre Freundin erschien, sagte sie: »Milla! Du siehst ja toll aus!«

»Du weißt, dass du schön bist.«

Nein, das wusste sie nicht.

Die Freundin hatte vor fast zwanzig Jahren mit ihr zusammen studiert und Karriere als Journalistin gemacht. Die Freundin hatte eine Topfigur und war inzwischen zur stellvertretenden Chefredakteurin einer bekannten Frauenzeitschrift aufgestiegen. Sie sprach oft in Anführungs- und mit Ausrufezeichen.

»Wie geht es dir denn?«

»Gut.« Etwas unsicher fügte Milla hinzu: »Ich will anfangen zu arbeiten.«

»Dein Buch schreiben? Endlich!«

»Nein, ich suche eine Stelle als Journalistin …«

»Nein! Milla! Warum denn? Hast du Probleme?«

Sie konnte noch nicht über alles reden. Deswegen zuckte sie nur mit den Schultern und sagte: »Barend ist erwachsen, ich muss seinetwegen nicht mehr zu Hause bleiben.«

»Milla! Das wird aber schwierig werden. Du hast die falsche Hautfarbe. Du hast keine Berufserfahrung – was willst du denn in deinen Lebenslauf schreiben? Dein Abschluss nützt dir gar nichts, nicht in unserem Alter. Du musst mit Scharen junger, ehrgeiziger, hochqualifizierter Leute konkurrieren, die bereit sind, umsonst zu arbeiten.

Sie kennen sich mit den digitalen Medien aus, Milla, sie leben damit! Und die Wirtschaftskrise! Weißt du, wie viele Zeitschriften in Konkurs gegangen sind? Überall gilt Einstellungsstopp, Abbau von Arbeitsplätzen. Einen ungünstigeren Zeitpunkt hättest du dir nicht aussuchen können. Sag Christo, du willst eine Boutique aufmachen. Oder ein Café. Als Journalistin arbeiten? Vergiss es!«

(9. August 2009. Sonntag.)

Sie saß auf ihrem neuen Sofa im Wohnzimmer. Vor ihr auf dem Wohnzimmertisch lag der Stellenteil der *Sunday Times*. Ängstlich wanderte ihr Blick über die Stellenanzeigen aus der Medienbranche – die Firmen suchten eCommerce Operations *Internet / Mobilerfahrung vorausges.*)

Erneut wuchs ihre Beklemmung. Verzweiflung übermannte sie. Sie würde es nicht schaffen, sie würde nicht allein zurechtkommen. Die Freundin hatte recht. Und der Berater in der Arbeitsvermittlung hatte am Freitagnachmittag dasselbe gesagt, wenn auch politisch korrekter und mit Berufseuphemismen verbrämt: Sie hatte keine Chance.

Sie wollte das nicht akzeptieren. Erst hatte sie die Zeitschriften angerufen, persönlich, eine nach der anderen. Bei ihren Lieblingszeitschriften angefangen bis hin zu den

Tageszeitungen, sowohl den afrikaans- als auch den englischsprachigen Publikationen. Danach hatte sie es bei den Lokalzeitungen, der Boulevardpresse und den Wochenblättchen versucht. Endlich hatte sie sogar versucht, die Herausgeber der Klatschpresse zu erreichen.

Ohne Erfolg. Immer dieselbe Antwort: Wir haben keine freien Stellen zu besetzen. Aber schicken Sie uns doch Ihre Bewerbung und Ihren Lebenslauf.

Ganz unten auf einer Innenseite entdeckte sie schließlich das Kästchen mit der Kleinanzeige: JournalistIn. Festanstellung in Kapstadt. Berufserfahrung wünschenswert. Überdurchschnittliche Fähigkeiten im Recherchieren und Verfassen von Texten erforderlich. Freude an Teamarbeit wird vorausgesetzt. Abgeschlossenes Studium erforderlich. Branchenübliches Gehalt. Bewerbungen bis 31. 08. 2009. Telefonische Auskünfte: Mrs. Nkosi.

Es war das »wünschenswert«, was ihr ein wenig Mut einflößte, so dass sie sich aufrichtete, die Zeitung so faltete, dass die Anzeige deutlich sichtbar war und nach ihrer Tasse Rooibostee griff.

(11. August 2009. Dienstag.)

Um 12:55 Uhr schob der *Bergie* mit der linken Hand einen Einkaufswagen die Coronationstraat hinunter, vorbei an der Reihe parkender Autos vor der Moschee. Er torkelte. In der rechten Hand hielt er eine in braunes Packpapier gewickelte Flasche.

Die Straße lag verlassen da. Die Besitzer der Autos saßen beim Dhuhr-Gebet in der Moschee.

Neben einem weißen Hyundai Elantra, Baujahr 1998, stolperte der Stadtstreicher und stürzte. Er hielt die Flasche hoch, um sie zu schützen. Einen Augenblick lang blieb er benommen liegen. Er versuchte aufzustehen, schaffte es aber nicht. Er rutschte mit dem Kopf unter das Auto, neben dem Hinterrad, als suche er Schatten. Dann zog er auch die Flasche unter den Wagen, um einen Schluck zu nehmen, aber seine Hände waren nicht mehr sichtbar. Einen Augenblick blieb er so liegen und hantierte herum, ehe er langsam wieder hervorrutschte.

Er stellte die Flasche auf den Asphalt, stützte sich mit einer Hand am Rand des Radkastens ab und versuchte aufzustehen. Er musste die Hand nach weiter oben versetzen, ehe er es schaffte.

Er klopfte sich imaginären Staub von den lumpigen Kleidern, sammelte die Flasche ein, noch immer unsicher auf den Beinen, und zog schwankend mit seinem Einkaufswagen ab.

In der Leitstelle des Präsidentiellen Nachrichtendienstes saß Rajhev Rajkumar neben einem Operator. An ihrer Seite stand Quinn, der Einsatzleiter. Alle drei blickten starr auf den Monitor, der einen Stadtplan von Kapstadt zeigte.

Quinn warf einen raschen Blick auf seine Armbanduhr, dann schaute er wieder auf den Bildschirm.

Plötzlich unterbrach ein elektronisches Geräusch die Stille. Ein kleines rotes Dreieck erschien auf dem Monitor.

Der Operator klickte das Vergrößerungsglas-Icon an, dann das kleine Dreieck, drei Mal, bis man den Straßennamen deutlich lesen konnte: *Coronation*.

»Ich glaube, wir sind im Spiel«, sagte Rajkumar.

»Ich warte noch Terrys Bericht ab«, sagte Quinn. »Aber sieht doch schon ganz gut aus.«

Quinn erstattete Anwalt Tau Masilo, dem stellvertretenden Direktor für Planung und Einsatzleitung, persönlich Bericht. Am späten Nachmittag erklärte er seinem Chef in dessen Büro, der Peilsender sei erfolgreich an Baboo Rayans weißem Hyundai Elantra befestigt worden. Er parke jetzt schon seit über einer Stunde vor einem bisher unbekannten Haus, Adresse: Chamberlainstraat 15 in Bo-Woodstock.

»Wir sollten mal vorbeischauen«, meinte Masilo.

»Mit dem Apotheken-Moped?«

»Das müsste reichen.«

»Bin schon unterwegs.«

Fotokopie: Tagebuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 11. August 2009

Der Swing. Eins-zwei-drei, eins-zwei-drei, Rückwärtsschritt. Der Foxtrott. Langsam, langsam. Schnell, schnell.

Der Tango. Langsam … Langsam … Langsam … Schnell, schnell. Der Morsecode des Tanzens. »Schulfiguren« nennt Arthur Murray sie, erste unsichere Schritte, die ich einüben muss. Wie weit ich damit von der Kunst der Frau entfernt bin, die ich letzten Donnerstag tanzen sah! Dennoch liegt etwas Beruhigendes darin: Wenn man dorthin gelangen will, muss man hier anfangen. Ganz unten. Und dann eine Stufe nach der anderen erklimmen. Seltsam, wie das die Angst lindert, die Unsicherheit nimmt.

Am runden Tisch in ihrem Büro erzählte Janina Mentz Rajkumar und Masilo von dem Vorhaben des Präsidenten, die Nachrichtendienste zusammenzulegen. Masilo reagierte nicht. Rajkumar betrachtete bekümmert ein loses Stück Haut neben seinem Daumennagel.

»Unsere Karriere steht auf dem Spiel«, betonte die Direktorin.

Rajkumar begann, an dem Hautstück zu kauen.

»Sind wir die Einzigen, die die Vorgänge rund um den Höchsten Rat untersuchen?«, fragte sie.

»Natürlich«, antwortete Tau Masilo.

»Dann müssen wir uns das zunutze machen.«

»Wollen Sie damit sagen …«

»Richtig, Raj. Das ist unser Ass im Ärmel. Unsere letzte Chance. Es sei denn, Sie haben noch einen anderen Fall, in dem wir exklusiv ermitteln.«

»Nein.«

»Dann ziehen wir besser unseren Nutzen daraus, oder wir werden in den Hinterzimmern eines Super-Mega-Nachrichtendienstkonglomerates enden, wie es der Plan des Präsidenten vorsieht, und uns fragen, warum wir nicht zur rechten Zeit ein bisschen härter und schneller gearbeitet haben.«

»Aber angenommen, wir haben recht, und es geht gar nicht um einen geplanten Anschlag am Kap, sondern um einen letzten Versuch der al-Qaida, ein paar AKs nach Afghanistan zu schaffen?«

»Dann werden wir einen anderen Weg finden müssen, aus dieser Geschichte Profit zu schlagen, Raj.«

Milla Strachan saß auf dem Sofa und las, als ihr Handy klingelte. Es war halb vier.

UNBEKANNTER ANRUFER.

»Hallo?«

»Spreche ich mit Milla Strachan?«

»Ich bin Mrs. Nkosi. Von der Agentur. Ich habe eine gute Nachricht. Wir möchten Sie gerne zu einem Bewerbungsgespräch einladen.«

»Oh!«, stieß Milla erleichtert, überrascht und dankbar hervor.

»Sind Sie noch interessiert?«

»Ja.«

»Könnten Sie nächste Woche vorbeikommen?«

»Ja. Ja, das könnte ich.«

»Am Mittwoch?«

»Mittwoch passt mir gut.« Beinahe hätte sie geantwortet: »Das wäre wunderbar«, doch sie zwang sich, nicht zu begeistert zu reagieren.

»Sehr schön. Um zwölf Uhr?«

Angst, Angst, Angst. Warum fürchtete sie sich so vor allem? So war sie früher nicht gewesen – vor Christo. Früher war sie mutig und abenteuerlustig. Das war fast zwanzig Jahre her. Wo war diese Milla? Zu schüchtern, um zum geselligen Abend in die Tanzschule zu gehen. Warum? Wovor hatte sie Angst?

Schließlich ging sie doch, aber nur, weil sie es ihrem Tanzlehrer versprochen hatte. Hastig machte sie sich zurecht, fuhr auf dem Weg dorthin zu schnell und trat mit klopfendem Herzen ein. Zu ihrer Erleichterung waren alle bereits auf der Tanzfläche, es waren mehr Frauen als Männer gekommen, viele davon jünger als sie, und ihr Lehrer aus dem Schnupperkurs forderte sie gleich zum nächsten Tanz auf.

6

(18. August 2009. Dienstag.)

Tau Masilo klappte einen Ordner auf seinem Schoß auf, nahm ein Foto heraus und legte es vor Mentz auf den Schreibtisch. »

Auf dem Foto sah man den Scheich, Suleiman Dolly, Vorsitzender des Höchsten Rates, um die Kühlerfront eines Autos herumgehen.

»Das ist mit hoher Wahrscheinlichkeit ihr neuer Treffpunkt«, fuhr Masilo fort.

Mentz betrachtete die Fotos. »Geschickt gewählt.«

»In der Tat. Und das hat etwas zu bedeuten. Sehen Sie sich dieses Foto an. Dolly fährt nicht mehr seinen Volvo, was bedeutet, dass er plötzlich vorsichtig geworden ist. Der neue Treffpunkt ist inklusive Personenschutz, denn heute Morgen haben wir festgestellt, dass Baboo ein Zimmer im Erdgeschoss bezogen hat. Auch die Art des Hauses ist bezeichnend. Ein Reihenhaus in einer Mittelschichtswohngegend. Die meisten Anwohner sind tagsüber bei der Arbeit. Das bedeutet: wenig neugierige Augen, ruhige Straßen. Fremde Fahrzeuge sind leicht zu erkennen. Zweistöckige Bauweise; von dem Fenster dort oben kann man die ganze Straße überblicken.«

»Sie haben sich viel Mühe gegeben«, bemerkte Mentz.

»Sehr viel Mühe. Und dafür muss es einen Grund geben.«

»Was haben sie vor?«

»Unsere einzige Möglichkeit, das herauszufinden, besteht darin, Bewohner aus den vier Häusern gegenüber

anzuwerben. Wir sind gerade dabei, die Akten einzusehen. Ideal wäre natürlich, wenn eines der Häuser zu vermieten wäre.«

»Wird uns das etwas nützen, Tau?«

»Wie bitte?«

»Wird es uns etwas nützen, jemanden aus einem dieser Häuser anzuwerben? Das bringt doch nur ein paar weitere Fotos von Leuten, die rein und raus gehen. Aber nichts Neues. Wir müssen wissen, worüber sie reden.«

»Mevrou, wir planen, weit mehr als nur eine Kamera zu installieren.«

»Ja, wir werden Mobilfunkantennen aufstellen, Richtmikrofone …«

Mentz winkte ärgerlich ab.

Aber Masilo ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. »Sehen Sie zum Beispiel mal hier, an der Fassade. Wenn wir eine dieser Schrauben durch ein elektro-akustisches Mikrofon ersetzen könnten …«

»Wenn?«

»Mevrou, Sie wissen doch, dass wir sie erst observieren müssen.«

»Tau, manchmal habe ich den Eindruck, wir spielen nur herum. Mit dieser ganzen Technik, diesem Spionage-Gehabe. Ein bisschen wie im Film, es macht Spaß und ist aufregend. Aber die Resultate fallen meist mager aus.«

»Dem muss ich energisch …«

»Sie können so viel protestieren, wie Sie wollen, aber sagen Sie mir doch mal, wo die Resultate bleiben? Wir haben Ismail Mohammed in den inneren Kreis eingeschleust, wir haben versucht, sie mit technischen Geräten abzuhören, von denen ich nicht wusste, dass es sie überhaupt gibt, und trotzdem tappen wir immer noch im Dunkeln.«

»Nicht ganz.«

Janina Mentz verzog kopfschüttelnd das Gesicht. »Bringen Sie mir Resultate, Tau.«

Lächelnd antwortete er: »Das werden wir.«

(19. August 2009. Mittwoch.)

»Würden Sie sich als ehrgeizig bezeichnen?«, fragte

Mevrou Nkosi, eine mütterliche Frau mittleren Alters.

Milla dachte einen Augenblick lang nach, bevor sie antwortete, weil sie befürchtete, es sei eine Fangfrage. »Ich glaube, wenn man hart arbeitet und seine Pflichten verantwortungsbewusst und nach bestem Vermögen erfüllt, kann man auch etwas erreichen.«

Damit hatte Milla gerechnet und sich darauf vorbereitet. »Ich bin in Wellington geboren und aufgewachsen und habe dort die höhere Schule besucht. Meine Mutter war Hausfrau …«

»Hausfrau und Mutter«, unterbrach sie Mevrou Nkosi, als sei es der edelste Beruf der Welt.

»Ja«, bestätigte Milla. »Mein Vater war Geschäftsmann, wenn man so sagen darf …«

Operation Shawwal

Mitschrift: Abgehörtes Gespräch, M. Strachan. Daven Court Nr. 14, Davenpoortstraat, Vredehoek

Datum und Uhrzeit: 7. Oktober 2009, 23:09

MS: Sie waren zwei Landhippies, er und meine Mutter. Ziemlich exzentrisch, vollkommen anders als die Eltern anderer Kinder. Ich weiß bis heute nicht, ob das … welchen Einfluss das auf mich gehabt hat. Es gab eine Zeit, in der ich mich sehr für sie geschämt habe … Meine Mutter war … Sie ist manchmal nackt im Haus herumgelaufen, wenn wir allein waren. Mein Vater hat hin und wieder *Dagga* geraucht. Im Wohnzimmer. Er hat von zu Hause aus gearbeitet. Die Garage diente ihm als Werkstatt. Anfangs hat er Registrierkassen repariert, später Computer. Er war … nicht nur exzentrisch, sondern auch sehr klug. Er hat viel gelesen, alles Mögliche, wissenschaftliche, historische, philosophische Werke. Er war ein großer Fan von Bertrand Russell und betrachtete sich wie er als gemäßigten Pazifisten. Sein Lieblingszitat war: *Der freie Geist ist der wichtigste Motor menschlichen Fortschritts.*

»In dem Jahr, in dem ich mein Journalistik-Studium abgeschlossen habe, habe ich geheiratet. Dann bin ich schwanger geworden und wurde Hausfrau und Mutter.« Dabei lächelte sie verlegen, weil sie den Ausdruck von Mevrou Nkosi benutzt

»Schon gut«, sagte Mevrou Nkosi. »Wie lange sind Sie schon von Ihrem Mann getrennt?«

»Seit ein paar Monaten.« Eine Notlüge.

»Gut«, sagte Mevrou Nkosi. Milla hatte keine Ahnung, warum. Die ganze Situation besaß etwas Surreales. Die Personalagentur war eine Enttäuschung. Sie befand sich im fünften Stockwerk eines nichtssagenden Gebäudes in der Waalstraat hinter einer Tür mit kleiner, phantasieloser Aufschrift. *Bessere Berufschancen. Private Arbeitsvermittlung*. Möbel und Ausstattung waren unpersönlich, fast ein wenig deprimierend. Noch immer fragte sie sich, bei welchem Medium die Stelle sein könnte. Einer kleinen Firmenzeitschrift? Einer neuen, kostenlosen Vorstadtzeitung?

Über anderthalb Stunden lang unterhielten sie sich und schweiften in fast apologetische Tiefen ihrer Herkunft, ihrer Persönlichkeit, ihrer Ansichten und Überzeugungen ab, wobei Millas Antworten sämtlich mit einem »Gut«, einem faszinierten »Hm-hm« und manchmal einem »Wunderbar« quittiert wurden, als seien sie perfekt und hundertprozentig passend.

Endlich hieß es: »Haben Sie noch irgendwelche Fragen an mich?«

»Ich wüsste gern, für welches Medium ich arbeiten würde.«

»Um ehrlich zu sein, handelt es sich im Grunde nicht um ein Medium. Meine Kunden suchen hauptsächlich deswegen

Journalisten, weil sie deren Fachkenntnisse in der Aufbereitung von Informationen benötigen. Und natürlich im Verfassen guter Texte.« Mevrou Nkosi zog ihre Notizen zu Rate. »Die erfolgreiche Bewerberin wird für die Assimilierung und Strukturierung von Informationen sowie das Verfassen knapper, übersichtlicher und gut lesbarer Berichte verantwortlich sein. Die von ihr ausgearbeiteten Artikel tragen wesentlich

»Ach so.« Die Enttäuschung war ihr anzuhören.

»Es ist ein wichtiger Posten«, korrigierte sie Mevrou Nkosi.

Milla nickte, in Gedanken versunken.

»Sie werden genau dasselbe verdienen wie Ihre Kollegen in der Medienbranche. Ein wenig mehr sogar.«

»Um welche Institution handelt es sich?«

»Ich bin nicht befugt, Ihnen dies zum jetzigen Zeitpunkt mitzuteilen.«

7

Fotokopie: Tagbuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 20. August 2009

Die ersten sechs Tanzstunden des Schnupperkurses liegen hinter mir, und ich wurde offiziell einem festen Lehrer zuteilt, Meneer Soderstrom. Wie er mit Vornamen heißt, weiß ich nicht. Bei Arthur Murray ist es üblich, die alten Höflichkeitsanreden Meneer, Mevrou und Juffrou zu benutzen, galant und respektvoll. Mnr. Soderstrom ist schmal und ein unglaublich guter Tänzer. Nach einer Stunde, in der wir ordentlich geschwitzt und uns abgeplagt hatten, habe ich ihn gefragt, ob er glaube, dass ich es jemals richtig lernen würde. »Oh, natürlich«, antwortete er strahlend. »Aus Ihnen wird einmal eine gute Tänzerin!«

Bestimmt sagt er das zu allen seinen Schülerinnen.

Habe drei Stunden lang am Computer gesessen und versucht, an meinem Buch zu schreiben. Vergeblich. Gibt es Schrittfolgen für das Schreiben? Kann man das Gerüst eines Romans auf einen Eins-zwei-drei-Rückwärtsschritt für Anfänger reduzieren? Ich konnte mich nicht konzentrieren und habe über merkwürdige Dinge nachgedacht. Das Wesen der Freiheit und ihre Relativität. Freiheit, beschränkt durch Verantwortungsgefühl, Leidenschaft, Schuld oder die Abhängigkeit

(24. August 2009. Montag.)

Milla war gerade im Pick ’n Pay im Tuinesentrum einkaufen, als Kemp, ihr Anwalt anrief.

»Zwei Dinge. Ich habe hier einen Brief von Ihrem Sohn für Sie. Und Christo hat angerufen, völlig aufgebracht. Er sagte, zu ihm seien Leute in die Firma gekommen, um sich über Sie zu erkundigen.«

»Über mich?«, fragte sie zutiefst verblüfft.

»Sie haben sich offenbar irgendwo um eine Stelle beworben.«

Sie versuchte, sich einen Reim darauf zu machen.

»Und, haben Sie?«

»Ja, habe ich.«

»Er sagte, man hätte sich über Ihre politische Meinung erkundigt.«

»Meine politische Meinung?«

»Darf ich fragen, wo Sie sich beworben haben?«

»Ich … ich … die Arbeitsvermittlung konnte mir nicht viel sagen. Es ist eine journalistische Arbeit … Was hat Christo

den Leuten geantwortet?«

»Wollen Sie's genau wissen?«

»Ja.«

»Sie seien eine Scheißkommunistin, genau wie Ihr Vater. Und genauso verrückt wie Ihre Mutter. Er war offenbar ganz außer sich. Sie hätten ihn sehr in Verlegenheit gebracht und ihn wenigstens vorher warnen können.«

»Woher hätte ich denn wissen sollen …?« Sie hörte, dass ein weiterer Anrufer anklopfte. »Gus, ich muss jetzt leider Schluss machen.«

»Ich schicke den Brief mit unserem Boten.«

»Danke, Gus.«

»Hallo?«

»Hallo, Milla, hier spricht Mevrou Nkosi.«

Milla wollte wegen der Überprüfung nachfragen und sich höflich darüber beschweren, aber bevor sie etwas sagen konnte, fuhr die Anruferin bereits fort: »Ich habe sehr gute Neuigkeiten für Sie. Sie wurden in die engere Wahl gezogen. Können Sie morgen noch einmal zu einem

Gespräch kommen?«

Das kam so unerwartet, dass Milla fragte: »Morgen?«

»Wenn es Ihnen passt.«

»Natürlich.« Sie bestätigte die Zeit und verabschiedete sich. Sie stand mit ihrem Einkaufswagen mitten im Supermarkt und musste das alles erst einmal verarbeiten. Offenbar hatte Christos Bemerkung über ihren Vater, den Kommunisten, nicht allzu großen Schaden angerichtet.

Nachdem Milla bezahlt hatte, ging sie nach vorn zum Kiosk und kaufte sich ein Päckchen Zigaretten und ein BIC-Feuerzeug. Zum ersten Mal nach achtzehn Jahren.

In der Leitstelle der PIA war auf dem großen Bildschirm das Foto eines farbigen Mannes im dunklen Anzug zu sehen, der aus einem Wagen stieg. Seine Kleidung war geschmackvoll; zum Anzug trug er ein weißes Hemd und eine graue Krawatte. Über seiner Schulter hing eine schwarze Reisetasche. Das Bild war grobkörnig und wies wenig Tiefenschärfe auf, was auf eine Aufnahme mit Teleobjektiv hinwies.

Janina Mentz und Tau Masilo betrachteten das Bild. Neben ihnen stand Masilos rechte Hand, Quinn, der Einsatzleiter. Er deutete auf den Monitor.

»Das ist ein Mitglied des Höchsten Rates, Shahid Latif Osman«, erklärte Quinn. »Man sieht ihn nicht oft im Anzug, normalerweise trägt er ein traditionelles muslimisches Gewand. Das Foto ist am Sonntag gegen halb eins vor einem kleinen Fünf-Sterne-Hotel in Morningside, Johannesburg, aufgenommen

»Wir haben ihn heute Morgen anhand des Kennzeichens identifiziert. Sein Name ist Julius Nhlakanipho Shabangu. Er nennt sich ›Inkunzi‹, was auf Zulu ›Bulle‹ bedeutet. Die meisten Informationen über ihn findet man in der Datenbank der Kripo, wo er in Verbindung mit dem organisierten Verbrechen im Gauteng-Gebiet geführt wird. Er hat ein Strafregister, zwei Freiheitsstrafen wegen bewaffnetem Raubüberfall. Man verdächtigt ihn, der Kopf einer Bande von gewalttätigen Autodieben zu sein und hinter mehreren Straßenraubüberfällen der letzten Jahre zu stecken. Weitere Informationen befinden sich in den alten *Skerpioen-Akten*, aber es wird eine Weile dauern, an sie heranzukommen.«

»Einem Mitglied des Küchenpersonals zufolge haben sich Shabangu und Osman in der Bibliothek getroffen, hinter verschlossenen Türen«, sagte der Anwalt.

Quinn bestätigte dies, auf den Bildschirm zeigend: »Shabangu ist am selben Morgen um zehn Uhr vor dem Hotel erschienen. Seinen Chauffeur ließ er draußen warten.

Zwei Stunden später ist er wieder herausgekommen, dicht gefolgt von Osman. Seit dem Abend zuvor hatte Osman das Hotel nicht verlassen.«

»Interessant«, bemerkte Janina Mentz.

»Es gibt keine Berichte über ein früheres Treffen der beiden«, fuhr Quinn fort. »Osman reist häufig nach Johannesburg, aber dann hauptsächlich zu Moscheen in Newton, Lenasia, Mayfair und Laudium. Shabangu wurde noch nie an einem dieser Orte gesehen.«

»Seltsame Bettgenossen«, bemerkte Tau Masilo.

»Ich nehme an, dass wir Shabangu von jetzt an observieren?« »In der Tat.«

Sie wollte sich eine Zigarette anzünden, bevor sie den Brief öffnete. Dann wurde ihr klar, dass sie keinen Aschenbecher besaß. Sie ging in die Küche, holte eine Untertasse, hielt das Feuerzeug an das Ende der Zigarette und inhalierte tief. Sie musste husten.

Sie rauchte die Zigarette ganz zu Ende und starrte dabei den Brief auf dem Wohnzimmertisch an. Widerstrebend griff sie schließlich danach und riss ihn auf.

Liebe Mama,

es tut mir sehr leid. Ich habe häsliche Sachen zu Dir gesagt und mich nicht entschuldigt. Ich habe Dich nicht respektiert, erst, als es schon zu spät war. Mama, ich habe meine Lektion gelernt, das verspreche ich Dir. Wenn Du mir verzeihen kannst, mache ich alles wieder gut. Das schwöre ich. Papa sagt, wenn ihr miteinander reden könntet, könnte sich alles wieder einrenken. Bitte, Mama, ich brauche Dich doch. Ich weiß nicht, was ich meinen Freunden sagen soll.

Ruf mich an, Mama.

Barend

Normalerweise war seine Handschrift schlampig, teilweise fast unleserlich. Doch hier, auf dem Papier, das er weiß Gott woher hatte, teuer und dünn, erkannte sie, dass er sich große Mühe gegeben hatte. Trotz des Orthographiefehlers.

Milla schob den Brief von sich weg, denn die Schuld und die Sehnsucht brannten in ihr.

Spätabends lag sie im Bett, starrte zerknirscht zur Decke und wehrte sich gegen die Schuldgefühle, indem sie eine imaginäre Antwort an Barend aufsetzte.

Dich habe ich lieb, denn Du bist mein Kind.

Aber Liebe ist wie eine Botschaft: Sie existiert nur, wenn es einen Empfänger gibt. Und ich musste mir eingestehen, dass meine Liebe schon lange nicht mehr bei Dir ankommt. Du hast sie nicht angenommen, Barend, auch wenn Du jetzt flehst und bittest und Dich voller Reue zeigst. Wo war das alles, als ich mich immer wieder mit Dir zusammengesetzt habe, liebevoll und zugewandt, und Dich gebeten habe: Bitte rede nicht mehr so mit mir, sei respektvoller, liebevoller. Denn die Art, in der ein Mann mit einer Frau umgeht, definiert ihn auch. Du bist größer und stärker als ich, körperlich habe ich Angst vor Dir. Ich will gar nicht Deine Verfehlungen auflisten, denn ich sehe schon Dein Gesicht vor mir, wenn Du dies hier liest, die unbedeutenden vorstädtischen, häuslichen Sünden eines Teenagers: dass Dein Zimmer aussieht wie ein Schweinestall, dass Du trotz meiner ständigen Bitten Deine

schmutzige Wäsche immer im Badezimmer auf den Boden wirfst. Deine Grobheit, Deine Distanziertheit, Deine Arroganz, als sei ich Dreck und als könntest Du mich kaum ertragen. Dein völliger Mangel an Rücksichtnahme, Dein egozentrisches Wesen, Deine ständigen Forderungen nach noch mehr Geld, noch mehr Besitz, noch mehr Privilegien. Deine Reaktionen, wenn ich nein sage, die Wutanfälle, die Flüche. Deine bitteren, ungerechten Vorwürfe, Deine Manipulationen und Lügen. Du bist ein Grobian und ein Betrüger, und ich liebe Dich trotzdem, aber das bedeutet nicht, dass ich ewig mit Dir unter einem Dach leben muss.

So schrieb sie in Gedanken, mit dem Wissen, dass sie davon nie etwas zu Papier bringen würde.

Morgen früh würde sie Barend einen richtigen Brief schreiben. Sie würde ihm sagen, dass sie ihn vorerst nicht anrufen wolle. Er

Und sie würde ihm sagen, dass sie ihm bereits verziehen habe. Und ihn unendlich liebe.

8

(25. August 2009. Dienstag.)

Dasselbe charakterlose, leicht deprimierende Sprechzimmer. Diesmal waren vier Personen anwesend: die fröhliche Mevrou Nkosi, ein Schwarzer, der sich nur als »Ben« vorstellte, und hinten an der Wand zwei namenlose Zuschauer, ein sehr dicker Inder und eine Frau in den Fünfzigern.

»Ich muss sagen, dass die Überprüfung ein wenig überraschend kam«, wandte sich Milla zaghaft an die leutselige Mevrou Nkosi.

»Verstehen wir«, sagte Ben, der Milla an Shakespeare erinnerte, an einen der »mageren and hungrigen Männer« Julius Cäsars. »Ist aber unerlässlich. Vorwarnung wäre nicht zweckdienlich. Brächte unglaubwürdige Aussagen.« Sätze in Reih und Glied wie Soldaten.

»Doch die gute Nachricht ist, dass Sie in die engere Auswahl gekommen sind«, fuhr Mevrou Nkosi fort. »Den Tätigkeitsbereich habe ich Ihnen ja bereits beschrieben, aber diesmal können wir Ihnen schon ein bisschen mehr verraten.«

»Sie würden für eine Regierungsbehörde arbeiten. Eine sehr wichtige. Wären Sie bereit, dem Staat zu dienen?«, fragte Ben.

»Ja, ich … Darf ich fragen, bei wem Sie sich noch über mich erkundigt haben?«

»Normalerweise hätten wir Ihr berufliches Umfeld überprüft und uns an ehemalige Arbeitgeber und Kollegen gewandt. Ihr Fall lag anders. Wir haben Ihren Exmann befragt. Einen ehemaligen Lehrer. Einen ehemaligen Dozenten. Sie haben unsere Anforderungen erfüllt, voll und ganz.«

Broederbonds gegeben …

»Und jetzt zu Ihrem zukünftigen Aufgabenbereich. Sie arbeiten für eine Regierungsorganisation. Geheimhaltung ist oberste Pflicht. Das Hauptproblem: Sie dürfen niemandem von Ihrer Arbeit erzählen. Ihrer wahren Arbeit. Sie werden lügen müssen. Ihren Freunden, Ihrer Familie gegenüber. Die ganze Zeit. Das kann zur Belastung werden.«

»Am Anfang, eigentlich nur am Anfang«, sagte Mevrou Nkosi beschwichtigend. »Man gewöhnt sich daran.«

»Natürlich wird man Sie darauf vorbereiten. Damit umzugehen. Doch vielleicht entspricht das alles gar nicht Ihren Vorstellungen.«

»Es ist … Ich hatte ja keine Ahnung …«

»Wir verstehen, dass das für Sie sehr plötzlich und unerwartet kommt. Keine Sorge, wir lassen Ihnen genügend Zeit, es sich zu überlegen. Wenn Sie aber jetzt schon das Gefühl haben, das ist nichts für Sie …«

»Doch«, erwiderte Milla Strachan. »Ich … Es klingt … aufregend.«

(27. August 2009. Donnerstag.)

Rajhev Rajkumar kannte Janina Mentz gut. Er wusste, wie er sie überzeugen konnte.

»Wegen der Stelle beim Info-Team …«

»Ja?«

»Ich glaube, diese Kandidatin hier wäre am besten geeignet«, sagte er und tippte mit dem Fingernagel auf eine Akte.

»Warum?«

»Sie ist intelligent, ein bisschen unsicher vielleicht, aber Ben kann auch etwas schroff wirken. Sie ist politisch fast neutral, mit liberalem Hintergrund. Lebt allein. Und sie kann am Ersten anfangen, was natürlich ein Pluspunkt ist.«

»Aber sie hat keinerlei Berufserfahrung.«

»Hmm …«

Rajkumar wartete geduldig, denn er wusste, dass Mentz alle Mitschriften gelesen hatte. Ihm war klar, welche Absätze den Ausschlag geben würden.

Bewerbungsgespräch: zu besetzende Stelle in der Abteilung Informationsgewinnung und -aufbereitung

Mitschrift: M. Strachan, Bewerberin, im Gespräch mit B.B. und J.N.

Datum und Uhrzeit: 25. August 2009, 10:30

BB: Werden Sie von Ihrem Exmann Unterhaltszahlungen erhalten?

MS: Nein.

BB: Warum nicht? Sie hätten doch sicher ein Anrecht darauf. Und Ihr Mann ist sehr wohlhabend.

MS: Wenn ich Geld von ihm annähme, würde ich mich wieder von ihm abhängig machen. Es wäre ein Zeichen der Unterwürfigkeit. Und der Schwäche. Ich bin nicht schwach.

»Gut«, sagte Janina Mentz schließlich, »stellen Sie die

Frau ein.«

(1. September 2009. Dienstag.)

Im Unterrichtsraum standen vierzehn Stühle vor einem Pult, doch sie und der Mitarbeiter, der ihr die Einweisung gab, saßen nebeneinander. Er sprach mit schleppender Stimme und ernster Miene. »Ihre wichtigste Tarnung ist die sogenannte Legende, die Sie Ihrer Familie und Ihren Freunden gegenüber aufbauen. In Ihrem Fall heißt diese Tarnung *News This Week*. Diese Publikation existiert tatsächlich. Sie wird von der Regierungsstelle für Öffentlichkeitsarbeit herausgegeben und an die Minister, die Generaldirektoren und ihre Mitarbeiter verteilt. Sie werden

Milla fragte sich, warum sie nicht fiktiv nach Höherem streben konnte, etwa dem Chefredakteursposten.

Kurz vor dem Mittagessen traf sie ihre neue Chefin, Mevrou Killian, die Leiterin der Abteilung für Informationsgewinnung und -aufbereitung, kurz: Info-Team, wie der Mann ihr erklärt hatte, der ihr die Einführung gab. Milla erkannte die Frau wieder. Sie war diejenige, die bei dem letzten Gespräch wortlos an der Wand gesessen hatte und aussah wie eine gütige Großmutter. Anschließend blieb nur noch Zeit, den

neuen Kollegen rasch die Hand zu schütteln – der spektakulären Jessica mit ihren wilden roten Haaren und dem wohlgeformten Busen sowie zwei älteren, glatzköpfigen Männern, deren Namen ihr sofort entfielen.

Sie begriff, dass sie zu schick angezogen war, denn Jessica trug einen alten, übergroßen Pullover über einer Jeans und einer der Glatzköpfe eine Krawatte zu einem karierten Pullover mit kurzen Ärmeln.

(2. September 2009. Mittwoch.)

Janina Mentz starrte den Artikel in *Die Burger* mit der Überschrift: *Brisante Fragen zu Waffenverkäufen* lange an.

Bevor sie ihn ordentlich in einer neuen Akte abheftete, las sie ihn noch einmal durch. Vor allem der fünfte Absatz interessierte sie. Es war ein Zitat von David Maynier, einem Parlamentsmitglied der Demokratischen Partei: Was hier geschieht, muss scharf verurteilt werden. Wir stehen kurz davor, Schutzanzüge für Piloten an das iranische Staatsoberhaupt Mohammed Ahmadinedschad zu liefern und haben bereits Granatwerfer und Gleitbomben, die Kernwaffen abfeuern können, an Oberst Gaddafi in Libyen sowie Gewehre an Präsident Hugo

Chavez in Venezuela verkauft. Die Regierung muss sich die Frage gefallen lassen, warum sie Waffen an eine Reihe von Hochrisikoländern verkauft – und zwar illegal.

Um 10:14 Uhr an diesem Mittwochmorgen, dem zweiten September, hielt ein roter Toyota Corolla mit Ostkap-Kennzeichen vor der Chamberlainstraat Nummer 16A. Es war eines von sechs zweistöckigen Reihenhäusern, von denen jedes in einer anderen leuchtenden Farbe gestrichen war.

Nummer 16A war von einem undefinierbaren Rosaviolett, rote Spitzen krönten die kleinen Säulen neben dem ebenfalls roten Eingangstor. Ein farbiges Paar etwa Mitte dreißig stieg langsam aus dem Fahrzeug, reckte sich, als sei die Reise lang und anstrengend gewesen, trat durch das rote Zauntor und ging auf die Eingangstür zu. Der junge Mann holte einen Schlüssel aus der Hosentasche und schloss die Tür auf. Beide verschwanden in dem Haus, das seit dem gestrigen Tag leer stand.

Kaum eine Viertelstunde später traf vor dem Haus ein Lkwmit der Aufschrift: Afriworld Removals, Port Elizabeth ein.

Das farbige Paar kam zur offenen Tür heraus, begrüßte den Fahrer und zeigte auf das Haus.

Schräg gegenüber, aus dem obersten Fenster von Nummer 15, beobachtete Baboo Rayan, der Handlanger des Höchsten

Während des Meetings am späten Nachmittag berichtete Masilo seiner Vorgesetzten, dass die beiden Undercover-Agenten erfolgreich das Haus gegenüber des Höchsten Rates bezogen hätten. »Die Agenten werden sich in der kommenden Woche oder noch länger bedeckt halten. Er wird morgen bei einem Autoersatzteil-Lieferanten in der Victoriastraat anfangen, sie wird zunächst einmal Hausfrau spielen und mit der fotografischen Observierung der Chamberlainstraat Nummer 15 beginnen. Die Stimmen- und Mobilfunküberwachungsgeräte haben wir in den Möbeln verborgen. Er wird sie heute Abend aufstellen, ab morgen müssten sie einsatzbereit sein. Dann müssen wir noch das elektro-akustische Mikrofon anbringen, aber das können wir erst, wenn wir ihre Gewohnheiten ganz genau studiert haben.«

»Gute Arbeit, Tau.«

»Danke, Mevrou.«

Mentz sah Rajkumar an. Sie wusste, dass der Inder gute Neuigkeiten hatte, weil er schon seit Beginn des Meetings mit selbstzufriedenem Lächeln dasaß. »Raj?«

»Julius Shabangu, unser Drahtzieher in Jo'burg. Wir haben sehr interessante neue Erkenntnisse.«

Mentz zog die Augenbrauen hoch.

»Wir haben zwei Fahrzeuge, getarnt als Patrouillenfahrzeuge des privaten Sicherheitsdienstes Eagle Eye Company, die ganze letzte Woche in der Nähe von Shabangus Haus postiert«, sagte Rajkumar und wartete auf ein Lob seiner Vorgesetzten für diesen klugen und ironischen Schachzug.

Doch sie nickte nur.

»Wir haben den Mobilfunk abgehört, und die gute Nachricht ist, dass wir zwei Handynummern herausgefiltert haben, die wahrscheinlich ihm oder seinen Leuten gehören.«

»Wahrscheinlich?«

»Aha«, bemerkte der Anwalt.

»Aber wir wissen nicht, zu wem die Nummer in Harare

gehört«, warf Mentz ein.

»Nein, die Infrastruktur in Simbabwe ist uns nicht zugänglich. Aber wir werden ab sofort alle weiteren Anrufe mit diesen Handys abhören.«

Mentz lächelte über das ganze Gesicht. »Raj, das war gute Arbeit.«

»Ich weiß«, sagte der Inder.

Fotokopie: Tagebuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 2. September 2009

Erschöpft. Müde. Was für ein Tag! Neun Stunden Ausbildung – Computer, Internet, Recherchetechniken, Berichterstattung, Schreibstil, alles in einem Raum, vor ein- und demselben Computer, mit vier verschiedenen, stinklangweiligen Lehrern.

Fotokopie: Tagebuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 3. September 2009

Höhepunkt des Tages: Ich sehe zum ersten Mal die Worte: »Das eiserne Pferd braucht Futter«. Sie wanderten langsam über den Monitor von *Oom* Theunie, meinem Glatzkopfkollegen. Sein Bildschirmschoner. Ich fragte ihn, was das zu bedeuten habe. Er lächelte und antwortete, die Direktorin hätte immer so einen Heißhunger nach Informationen …

Er riecht nach Pfeife, wie mein Vater.

(3. September 2009. Donnerstag.)

Sie saßen im Bizerca Bistro, der elegante schwarze Anwalt, Tau Masilo, und die integere weiße Frau, Janina Mentz. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt wie ein Liebespaar, eine Insel des Ernstes inmitten der lockeren Mittagspausenatmosphäre.

Masilo sprach leise: »Mein Informant sagt, unser Minister habe empfohlen, uns von der Zusammenlegung auszunehmen, aber andere Kabinettsmitglieder sind dagegen.«

»Wer?«

»Der Verteidigungsminister, wie es scheint, und auch der Innenminister.«

Einflussreiche Kabinettsmitglieder. Janina Mentz verarbeitete die Information und fragte dann: »Wer unterstützt uns sonst noch?«

»Der Vizepräsident.«

»Sonst niemand?«

»Wissen Sie, die Informationen stammen aus zweiter Hand, und ich halte sie für einigermaßen spekulativ. Entscheidend ist aber doch, dass der Präsident noch zögert, uns ebenfalls mit einzubeziehen.«

Sie aßen schweigend, Masilo mit sichtlichem Genuss. Schließlich legte er Messer und Gabel nieder. »Kein Wunder, dass der Finanzminister hier auch gerne speist. – Mevrou, darf ich einen Vorschlag machen?«

»Bitte, Tau.«

»Jetzt wäre der richtige Zeitpunkt, sich zur Wehr zu setzen und den Präsidenten davon zu überzeugen …«

»Aber wie?«

»Mit dem, was wir haben. Ich weiß, objektiv gesehen ist es nicht viel. Aber ein kurzer Bericht, geschickt formuliert …«

»Zu gefährlich.«

»Warum denn?«

»Wird das in ein oder zwei Monaten noch eine Rolle spielen?«

»Wir haben einfach noch nicht genug«, sagte sie mit unterdrücktem Tadel.

»Ich weiß nicht, ob wir noch viel länger warten können, Mevrou. Das ist unsere Chance, die wir nicht verspielen dürfen. Wir müssen tagtäglich damit rechnen, dass der Präsident eine Entscheidung trifft.«

Janina Mentz rückte ihre Brille zurecht. Sie war noch nicht ganz überzeugt.

Masilos Handy klingelte. Er meldete sich, hörte zu und sagte dann: »Woher?« Dann: »Ich bin gleich da.«

Er steckte das Handy ein. »Das war Quinn. Ich glaube, die Abhöraktion in Gauteng hat die ersten Ergebnisse gebracht.«

Quinn, in schwarzem Rollkragenpullover und Khaki-Chinos, nahm mit seiner sanften Stimme den Informationen die Brisanz: »Inkunzi Shabangu und seine Leute sind gerissen, wie man es von Mitgliedern des organisierten Verbrechens erwarten kann. Sie wechseln jede Woche die SIM-Karten. Raj und seine Leute brauchen jedes Mal drei bis vier Tage, bis sie die neuen Nummern isoliert haben, denn wir können nur Shabangus Haus überwachen, es ist unser einziger Fixpunkt. Anschließend bleiben uns nur drei Tage, um sie abzuhören, bevor wir wieder von vorne anfangen müssen. Dabei benutzen sie nie dieselbe SIM-Karte zwei Mal, und wir vermuten, dass jeden Sonntagabend die neuen Nummern per Textnachricht an die wichtigsten Kontaktpersonen weitergegeben werden. Dieses Gespräch wurde heute Morgen aufgezeichnet. Shabangu spricht mit einer Person in Harare, man hört es am typisch simbabwischen Akzent.«

Mit einem Mausklick startete Quinn die Aufnahme. Über die beeindruckende Anlage konnte man das Gespräch klar und deutlich mitverfolgen.

»Mhoroi, Inkunzi, wie geht’s dir?«

»Mir geht es gut, mein Freund, und dir?«

»Nicht besonders, Inkunzi, das Leben ist hart hier drüben.«

»Ich weiß, mein Freund, ich weiß, man liest es jeden Tag in der Zeitung.«

»Was soll man machen.«

»Und, mein Freund, ndeipi?«

»Ich kann dir sagen, dass du recht hattest, Inkunzi. Chitepo arbeitet an einer neuen Route, und sie führt durch Südafrika.«

Quinn hielt die Aufnahme für einen Augenblick an. »Wahrscheinlich geht es um Johnson Chitepo, Chef des Einsatzführungskommandos von Simbabwe und Mugabes rechte Hand. Aber hören Sie sich mal das hier an …« Erneut startete er die Aufnahme.

»Bist du sicher?«, ertönte die Stimme Shabangus über die Lautsprecher.

»So gut wie. Zu neunundneunzig Prozent. Sieht aber so aus, als ließe er Genosse Bob im Ungewissen.«

»Chitepo?«

»Yebo.«

»Er bestiehlt jetzt Mugabe?«

»Er sorgt für sein eigenes Wohl.«

»Okay. Wann geht es los?«

»Bald, glaube ich. Aber wir versuchen noch, Näheres in Erfahrung zu bringen.«

»Und die Route? Wie verläuft sie?«

»Ich weiß nur, dass er mit einem Südafrikaner zusammenarbeitet. Jemandem beim Naturschutz. Sie könnte also durch den Kruger Park führen, der ist grenzübergreifend. Der Gonarezhou und der Kruger Park sind ja inzwischen verbunden. Wir nehmen an, dass der Transport über diesen Weg abgewickelt wird.«

»Gut, mein Freund, das ist sehr gut. Aber wir brauchen Einzelheiten.«

»Ich weiß, Inkunzi. Ich werde mich weiter umhören.«

»Fambai zvakanaka, Inkunzi.«

Wieder hielt Quinn die Aufnahme an. »Letzteres bedeutet nur ›Lass es dir gut gehen‹ auf Shona. Das Gespräch ist ziemlich typisch. Sie fassen sich kurz, genau wie bei dem nächsten. Diesmal hat Shabangu angerufen, eine Nummer, die zu einer Adresse hier am Kap gehört, in Rondebosch-

Oos. Wir werden das Haus natürlich von jetzt an observieren. Es gehört einem gewissen Meneer Abdallah Hendricks, der uns bisher noch nicht aufgefallen ist.« Er öffnete eine neue Sprachdatei.

»Hendricks.«

Inkunzis Stimme, tief und respekteinflößend: »Ich habe eine Nachricht für Inkabi.«

»Inka…? Ach ja, Inkabi. Wie lautet die Nachricht?«

»Sagen Sie ihm, er hatte recht. Unser Freund in Simbabwe ist wieder im Exportgeschäft, hat aber neue Partner und möchte nach Südafrika exportieren. Richten Sie ihm aus, das sei zu neunundneunzig Prozent sicher, aber mehr wüssten wir nicht. Wir werden versuchen, mehr in Erfahrung zu bringen.«

»Ich werde es ihm ausrichten.«

»Danke. Das war alles.«

»Khuda hafiz.«

»Okay.«

Aufgelegt. Quinn wandte sich vom Bildschirm ab und Mentz und Masilo zu. »›Inkabi‹ bedeutet auf Zulu ›Ochse‹, afrikaans ›os‹, wie in ›Osman‹. Diesen Code könnten

Shabangu und Osman bei ihrem Treffen vereinbart haben. Shabangu scheint einen Sinn für Humor zu haben.«

Nur Masilo lächelte.

Quinn fuhr fort: »Man merkt auch, dass Hendricks ziemlich überrascht auf den Anruf reagiert. Er hat den Code offenbar nicht sofort erkannt. Wir nehmen an, dass es Shabangus erster Anruf war, bei dem er auch zum ersten Mal den Code benutzte, um Osman Bericht zu erstatten, nachdem sie sich in Johannesburg getroffen hatten.«

»Das ist ein muslimischer Gruß, etwa ›Gott schütze dich‹. Shabangu wusste das offenbar auch nicht.«

»Wissen wir, wer die Kontaktperson Shabangus in Harare ist?«

»Nein, Mevrou. Aber wir wissen ein paar andere Dinge. Zum Beispiel, warum sich Osman mit Shabangu getroffen hat.«

»Klären Sie uns auf.«

»Das Bild ist noch ein wenig unvollständig …«

»Ich weiß, Quinn. Und für mich ziemlich verwirrend.«

»Fangen Sie ganz von vorne an«, bat Masilo. »Es ist entscheidend, dass wir alle ganz genau verstehen, was hier gespielt wird.«

Quinn nickte, dachte einen Augenblick lang nach und nahm dann ihnen gegenüber Platz.

»Na schön«, begann er. »Betrachten Sie es als ein Drama mit zwei Haupt- und zwei Nebendarstellern. Hauptdarsteller Nummer eins ist Johnson Chitepo, Leiter des Einsatzführungskommandos von Simbabwe. Er war Mugabes rechte Hand und hat damals die Vereinbarung über die Konzessionen für die Diamantminen im Kongo eingefädelt. Er war auch derjenige, der die Diamanten in den Jahren verkauft hat, als das noch ohne weiteres möglich war. Er und Genosse Bob haben damals ihre Schäfchen ins Trockene gebracht und nach und nach ein immenses Vermögen angehäuft. Die Zeiten sind jedoch vorbei, heute sieht alles ganz anders aus. Mugabe und Chitepo verlieren langsam aber sicher die Macht in Simbabwe. Durch Sanktionen und internationale Vereinbarungen ist der Diamantenmarkt eingebrochen, und ihre Auslandskonten wurden eingefroren, womit sie praktisch ihr Vermögen verloren haben. Chitepos Hauptanliegen ist es momentan, sich vor dem endgültigen Kollaps schnellstmöglich wieder ein Polster zuzulegen. Denn der Zusammenbruch wird kommen, es ist nur eine Frage der Zeit. Er sitzt auf Diamanten im Wert von mindestens hundert Millionen Dollar, hat allerdings keine

Möglichkeit, sie zu veräußern.

Mentz nickte.

»Unser zweiter Hauptdarsteller ist Sayyid Khalid bin Alawi Macki. Er hat damals Chitepo beim Diamantenabsatz geholfen, er hat die Kongo-Diamanten zu Barem gemacht, das Geld gewaschen und auf die Schweizer Konten des Mugabe-Clans transferiert. Als seine Kanäle jedoch blockiert wurden, zerbrach seine Freundschaft mit Chitepo. Eine Zwischenbemerkung: Wenn es um Macki geht, müssen wir viele Faktoren beachten. Erstens: Seine Hauptaktivität ist die Geldwäsche, und er arbeitet für ganz Afrika. Wir wissen, dass er für die Seeräuber in Somalia tätig ist, aber auch für Betrugs- und Drogenbanden in Nigeria und die Autodiebstahlsyndikate in Mosambik. Zweitens: Die internationale Wirtschaftskrise hat ihm schwer zugesetzt. Er hat hohe Kapitaleinlagen in Dubai verloren, seine Umsätze sind um über sechzig Prozent zurückgegangen, und momentan hat er zu kämpfen. Drittens: Er ist ein militanter Muslim aus Oman, dem zurzeit größten Wachstumsgebiet der al-Qaida. Und viertens: Macki hat eine Schwäche für die al-Qaida. Sein Erfolg, sein Reichtum und seine Großzügigkeit haben ihm in diesen Kreisen großes Ansehen verschafft. Ein Ansehen, das er jetzt gern wiederherstellen möchte.«

Quinn ließ Mentz Zeit, alles zu verarbeiten.

»Die Hauptintrige in unserem Drama entsteht durch Chitepos Drang, seine Diamanten zu verkaufen, und Mackis Überzeugung, dass die Steine im Grunde ihm gehören oder dass ihm, wie ursprünglich vereinbart, zumindest fünfzig Prozent anteilig zustehen. Macki hat auf irgendeine Weise von Chitepos Plänen erfahren und hatte vor, die Sendung abzufangen – die sogenannte ›Schiffsladung‹. Sein Problem ist jedoch, dass er in Simbabwe keine Freunde mehr hat und oben in Oman sitzt. Was kann er also unternehmen? Die einzige Lösung ist, mit denjenigen

»Der Höchste Rat«, sagte Janina Mentz.

»Hier unten am schönen Kap«, ergänzte Masilo.

»Genau«, sagte Quinn. »Deswegen hat Macki einen unserer Nebendarsteller angerufen. Suleiman Dolly, den Vorsitzenden des Höchsten Rates.«

»Der Anruf, den unser Maulwurf Ismail Mohammed mitgehört hat.«

»Richtig. Macki weiß, dass Dolly und der Höchste Rat dringend eine Finanzspritze für ihr derzeitiges Projekt benötigen.«

»Das lokale Projekt, das nach Ismail Mohammeds Meinung im Einschmuggeln von Waffen besteht.«

»Und hier betritt unser zweiter Nebendarsteller die Bühne, Julius ›Inkunzi‹ Shabangu. Ich vermute, dass Macki Shabangu empfohlen hat. Erinnern wir uns daran, dass Macki ein Geldwäscher ist, und durch die Autodiebstahlsyndikate in Mosambik muss er zumindest von ihm gewusst haben. Wahrscheinlich hat er aber sogar selbst direkt oder indirekt Geschäfte mit ihm gemacht.«

»Wir wissen auch«, fiel Tau Masilo ein, »dass oben in Gauteng eine Gruppe von Simbabwern für ihn arbeitet. Sie kapern die Autos regelrecht, indem sie die Insassen brutal überfallen, zurücklassen und das Fahrzeug mitnehmen.«

»Richtig«, bestätigte Quinn. »Laut der Akten der *Skerpioene* verdächtigt man ihn ebenfalls, Simbabwern und Nigerianern falsche Ausweispapiere zu beschaffen. Er müsste daher gute Kontakte nach Harare haben … Ich wette jedenfalls, dass Macki in seinem Gespräch mit Suleiman Dolly Inkunzi als möglichen Geschäftspartner bei dem ganzen Plan empfohlen hat. Daraufhin entsandte Dolly ein Mitglied des Höchsten Rats zu einer Beratung mit Inkunzi – Osman, in dem Johannesburger Hotel. Inkunzi möchte sich bei Macki lieb Kind machen, ist aber in erster Linie Geschäftsmann. Er wird einen Anteil an dem Gewinn

»Hmm«, machte Janina Mentz.

»Inkunzi und sein ungewöhnlicher neuer Partner, der Höchste Rat, planen, Chitepos Diamanten-Sendung

abzufangen«, spekulierte Tau Masilo.

»Die Schiffsladung«, ergänzte Quinn.

»Und Inkunzi soll herausfinden, welchen Weg sie wählen und welche Südafrikaner beteiligt sind.«

Die beiden Männer sahen Janina Mentz an. Sie schob ihre Brille auf die Nase und stand auf.

»Ich glaube, damit können wir einen sehr interessanten Bericht zusammenstellen«, sagte Tau Masilo. »Für den Präsidenten.«

Mentz zögerte. Die beiden Männer warteten gespannt.

»In Ihrem Entwurf steckt ein entscheidender Fehler«, sagte sie. »Und zwar bei der Rollenverteilung. Der Bericht wird seine Wirkung vollkommen verfehlen, wenn Sie Chitepo und Macki als Hauptdarsteller präsentieren.«

Masilo verstand sofort. »Für unsere Zwecke werden wir den Höchsten Rat und die Waffentransaktion in den Mittelpunkt stellen.«

(7. September 2009. Montag.)

Milla trug ein schwarzes Kleid, darüber eine kurze Jeansjacke und dazu Stiefel. Sie fühlte sich wohl mit ihrem eigenen Stil, einem Büro-Outfit, wie es zur lockeren Atmosphäre des Info-Teams passte. Um Viertel vor neun saß sie an ihrem Computer und las ihre erste Ausgabe von *News This Week*, den Teil über Limpopo und Mpumalanga. Im Büro herrschte eine erwartungsvolle Spannung. Oom Theunie, einer der kahlköpfigen Mitarbeiter, hatte behauptet, etwas Großes sei im Anzug, denn Bigfoot hätte Mutter hereingerufen – ein sicheres Anzeichen.

Milla nannte er »Carmen«, Jessica »Freia« (oder auch »die Göttin«, wenn er in der dritten Person von ihr sprach) und Don MacFarland, den anderen Glatzkopf im Team, »Donatella«.

»Warum »Donatella?«, wollte Milla wissen.

»Weil ich schwul bin, Schätzchen«, beantwortete Don ihre Frage.

Um Viertel nach neun eilte Mevrou Killian ins Büro, einen Stapel Akten unterm Arm, und rief alle zusammen.

»König Dickbauch hat gesprochen«, bemerkte Oom Theunie.

»Theunie, Sie werden den Kernbericht verfassen, alle anderen die ergänzenden Beiträge.« Sie reichte Milla eine Akte. »Sie übernehmen Johnson Chitepo. Schauen Sie sich die Akte an und versuchen Sie, aktuellere Informationen im Internet zu finden. Theunie soll Ihnen erklären, wie Sie Ihren Text formatieren. Jess, Sie kümmern sich um Sayyid Khalid bin Alawi Macki …«

»Wen?«

»Steht alles hier drin, aber unvollständig datiert. Ein interessanter Mann. Don, Ihnen vertraue ich das Wichtigste an.«

»Natürlich.«

»Qibla, der Höchste Rat, al-Qaida und ein unbeschriebenes Blatt – einen Mister Julius Nhlakanipho Shabangu, alias ›der Bulle‹.«

»Weil er so ein großes Horn hat?«

Sie lachte nicht. »Es ist wichtig, und es ist dringend. An die Arbeit.«

Zu Hause auf ihrem Sofa, noch immer mit einem hohen Adrenalinspiegel von diesem Tag voller Kollegialität, intensiver Konzentration und Büroscherze, beschloss sie spontan, sich bei ihrem Sohn zu melden.

»Barend, ich bin's.«

»Mama?«, fragte er erstaunt.

»Ich wollte nur deine Stimme hören.«

»Wo bist du, Mama?«

»In meiner neuen Wohnung. Wie geht es dir?«

»Mama … Weißt du, Mama …«

»Barend …« Schon bereute sie den Anruf, weil sie erkannte, dass er ihre Euphorie nicht teilte.

»Du hast eine Wohnung?«

»Ja, eine ganz kleine. Können wir uns ein bisschen unterhalten?«

Ihr Sohn zögerte einen Augenblick und sagte dann skeptisch: »Okay.«

»Wie geht es dir?«

»Möchtest du das wirklich wissen?«

»Ja, Barend, ich will es wirklich wissen. Du weißt, dass ich dich sehr lieb habe.«

»Warum bist du dann weggelaufen?«

Weggelaufen. »Hast du meine Briefe bekommen?«

»Sind wir denn so schlimm, Mama?«

Etwas in seiner Stimme ließ sie vermuten, dass die Formulierung von Christo stammte. Auf einmal hatte sie keine Lust mehr, mit ihm zu reden, aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Sie setzte sich aufrecht hin und konzentrierte sich. »Ich habe doch so klar und deutlich auszudrücken versucht, dass es nicht an euch liegt …«

»Mama …«

»Gib mir bitte eine Chance. Ich musste raus, gerade, weil ich dich lieb habe, Barend, obwohl du das vielleicht nicht verstehst.«

Er sagte nichts.

»Ich möchte dir gerne etwas erzählen. Ich habe eine Arbeit gefunden und hatte heute einen ganz besonderen Tag. Ich habe das Gefühl, eine wichtige Aufgabe zu erfüllen …«

Sie war kurz davor, wieder in ihr altes Muster zu verfallen, riss sich aber rechtzeitig zusammen. »Wie läuft es in der Schule?«

»Was glaubst du denn? Wir haben jetzt eine Haushälterin, wenn ich nach Hause kommen, werde ich von einer Schwar…«

»Barend!«

Er murmelte etwas.

»Woher hast du so etwas?« Dabei wusste sie es ganz genau. Christo, der verkappte Rassist. Christo, der bestimmt seinem Sohn sein Leid klagte: »Jetzt müssen wir uns mit einer Haushälterin begnügen, wenn wir nach Hause kommen. Das hat uns deine Mutter angetan.« Ohne sich auch nur einen Augenblick zu fragen, inwieweit er Schuld daran hatte.

»Was interessiert dich das?«

Milla zog ihre Zigaretten heran. Sie musste sich zwingen, ruhig zu bleiben. »Ich habe gehofft, wir könnten uns unterhalten. Ohne gegenseitige Vorwürfe. Ich habe gedacht, dass wir wieder zueinanderfinden könnten, wenn wir regelmäßig miteinander reden.«

»Also bin ich derjenige, der dich vertrieben hat.«

»Barend, unser Verhältnis war vollkommen verkorkst. Ich bin aber bereit, es wieder zu kitten. Wenn du es auch bist.«

»Kommst du dann zurück?«

»Vielleicht sollten wir lieber nicht jetzt schon über die Zukunft reden, sondern lieber von einem Tag zum anderen schauen. Zuerst sollten wir uns wieder versöhnen. Was meinst du?«

Er schwieg für einen Moment. »Okay«, sagte er dann.

(8. September 2009. Dienstag.)

In Rajkumars Büro legte Janina Mentz dem untersetzten Inder den Bericht des Info-Teams auf den Schreibtisch und sagte: »Das ist nicht gut genug.«

Anschließend erklärte sie ihm, welche Änderungen sie wünschte, vor allem die stärkere Betonung der möglichen Waffentransporte. Ohne Raj über die Quelle ihrer Inspiration zu unterrichten. Doch sie hatte eine Stunde

zuvor einen Artikel in der neuesten Ausgabe von *Die Burger* gelesen, in dem ein parlamentarischer Sturm der Entrüstung losgebrochen war, weil die DA-LP behauptet hatte, die ANC-Regierung verkaufe Waffen an sogenannte Schurkenstaaten. »Die nationale Sicherheit steht auf dem Spiel. Für Maynier wird das ein juristisches Nachspiel haben«, hatte ein Mitglied der Regierungspartei gedroht.

Janina Mentz war erfreut über diese Wendung, die Tatsache, dass das Thema Waffenhandel wieder einmal auf der Tagesordnung stand. Sie wusste, dass das das Letzte war, was der Präsident sich wünschte, angesichts des Stigmas, das auch an dem designierten Leiter des neuen Supergeheimdienstes, Mo Shaik, haftete. Zwar hatte es nur mit seinem kriminellen Bruder zu tun, aber dennoch.

Vielleicht war das der neuralgische Punkt, an dem sie geschickt den Hebel ansetzen konnte.

(9. September 2009. Mittwoch.)

Der entscheidende Tag für die Operation EAM. Quinn saß mit dem Headset vor den drei Monitoren. Er allein, denn es sollte keine anderen Zeugen geben, falls die Sache schieflief. Er war angespannt, denn der Einsatz war seine Idee, und er war riskant. Einen kleinen Patzer würden sie noch vertuschen oder als vorübergehenden Rückschlag

tarnen können. Bei einem richtigen Reinfall aber konnten sie das ganze Projekt rund um den Höchsten Rat vergessen.

Er selbst war vor einer Woche auf die Idee gekommen, die vorhandenen Möglichkeiten zu nutzen, um das Mikrofon tief in der Betonfassade von Nummer 15 zu versenken – die Satellitenschüssel, die der frühere Besitzer an der Außenwand verschraubt hatte, links oberhalb der Haustür.

Der zweite Schritt galt der Vorbereitung. Die Techniker der PIA, unter der Leitung des erfinderischen Rajkumar, hatten anhand von Fotos, die aus dem Fenster gegenüber aufgenommen worden waren, eine identische Kopie der Schüssel und des Trägers angefertigt. Eine der vier Schrauben enthielt jetzt das Mikrofon, und in dem hohlen Träger waren Sender und Batterie eingebaut. Das Empfangsgerät war bereits in der Chamberlainstraat 16A installiert worden.

Der dritte Schritt, der die größten Risiken barg, sollte jetzt in Angriff genommen werden. Sie mussten die alte Schüssel durch die neue ersetzen und hatten dafür nur neun Minuten Zeit.

Neun Minuten, denn so lange ließ Baboo Rayan, der Handlanger und Wächter des Höchsten Rats, das Haus

jeden Morgen unbewacht, um in einem kleinen Laden an der Victoriastraat Milch und eine Zeitung zu kaufen. Manchmal brauchte er etwas länger, je nach Verkehrslage, aber weniger als neun Minuten war er noch nie ausgeblieben.

Auf den drei Monitoren vor sich sah Quinn drei verschiedene Bilder. Das in der Mitte stammte aus Nummer 16A und zeigte das Haus des Höchsten Rates gegenüber, vor dem derzeit noch Baboo Rayans weißer Hyundai Elantra, Baujahr 1998 stand. Der zweite Monitor links zeigte die Aufnahme aus dem Lieferwagen um die Ecke und gab die Sicht des Fahrers auf die Straße wieder. Und auf dem dritten, dem rechten, erschien die Vorderfront des kleinen Ladens, in dem Rayan jeden Morgen seine Einkäufe erledigte.

Auf dem mittleren Bildschirm sah man, wie die Haustür von Nummer 15 geöffnet wurde und Rayan auftauchte.

»Haltet euch bereit«, sagte Quinn in das kleine Mikrofon vor seinem Mund.

Er beobachtete, wie Rayan wie jeden Morgen auf dem Bürgersteig stehen blieb und rechts und links die Straße entlangblickte. Dann schloss er die Tür des Elantras auf, stieg ein, drehte am Radio herum, startete dann erst den

Motor und legte den ersten Gang ein.

Er fuhr los.

Quinn drückte auf die Stoppuhr und sagte. »Okay, Handwerker, an die Arbeit.«

Der Lieferwagen mit dem Logo einer fiktiven Radio- und Fernsehinstallationsfirma setzte sich in Bewegung.

Rayans Elantra verschwand vom mittleren Monitor.

Quinn blickte auf das Bild ganz links. Der Lieferwagen bog in die Chamberlainstraat ein. Rayans Auto kam ihm entgegen. Rayan achtete nicht auf den Lieferwagen und fuhr vorbei.

»Gebt Gas!«

Der mittlere Monitor. Chamberlainstraat Nummer 15. Quinn wartete auf das Erscheinen des Lieferwagens. Die Sekunden tickten vorbei.

»Zeit: minus acht«, las Quinn von der Stoppuhr ab.

Der Lieferwagen wendete vor Nummer 15 und parkte so, dass die Kamera zur Straße hin zeigte und die Satellitenschüssel von Nummer 16A aus sichtbar war.

»Langsamer. Nicht so hastig. Verhaltet euch normal.«

Sie verlangsamten ihre Bewegungen. Öffneten die Hecktüren, holten die erste Leiter und die Werkzeugkiste heraus.

Quinn warf einen nervösen Blick auf das Videobild von dem Laden, obwohl es noch zu früh für Rayans Ankunft war.

Sein Team trug die Leiter und die Kiste bis zum Zauntor von Nummer 15. Einer öffnete es. Sie gingen hindurch. Klappten die Leiter auf, weil die Schüssel weit oben hing. Der Techniker kletterte hinauf, inspizierte aufmerksam die Befestigungen und sagte dann zu seinem Kollegen unten: »Dreizehnerschlüssel.«

Rayan war noch nicht beim Laden angekommen.

Der Techniker löste das Fernsehkabel, begann, die Muttern loszuschrauben, und der Helfer lief zurück zum Lieferwagen, um die neue Schüssel und den Aufsatz zu holen.

»Zeit: minus sieben.«

Rayans Elantra hielt vor dem Laden.

»Er ist dem Zeitplan ein bisschen voraus. Konzentriert euch«, sagte Quinn.

»Die Muttern sind eingerostet«, sagte der Techniker auf der Leiter. »Gib mir das Q20.«

Quinn sagte nichts. Er sah nur zu. Der Helfer war wieder auf dem Weg zurück zum Lieferwagen, um die zweite Leiter zu holen. Alles verlief nach Plan.

Rayan stieg aus und ging zum Laden.

Hoffentlich sind noch andere Kunden drin, dachte Quinn.

»Die Muttern wollen nicht«, sagte der Techniker.

»Wie bitte?«

»Zwei sind eingerostet. Ich kriege sie nicht los.«

Rayan verschwand im Laden. Quinn sah auf die Stoppuhr. »Du hast eine Minute, dann müssen wir die Aktion abblasen.«

»Roger.« Quinn beobachtete, wie der Techniker erneut Rostlöser auf die Bolzen sprühte. Der Helfer lehnte die zweite Leiter neben die erste.

Die Sekunden tickten vorbei.

Der Techniker sprühte, versuchte es erneut. Die Mutter saß

fest. Sprühte wieder alle Bolzen ein. Ausgiebig. Setzte den Aufsatz an und drehte energisch.

Es ging zu langsam.

»Zeit: minus sechs.«

Noch immer mühte sich der Techniker mit den Muttern ab. Quinns Handflächen schwitzten. Rayan war noch im Laden.

»Verdammt!«, fluchte der Techniker.

»Dreißig Sekunden, dann brechen wir ab.«

Er sah, wie der Mann mit dem Werkzeug hantierte. Ein Bolzen war lose. »Einer geschafft.« Er drehte ihn eiligst heraus.

Rayan war noch immer im Laden.

Quinn überlegte, das Team im *Bakkie* in Alarmzustand zu versetzen. Der Rost war schlimmer, als sie gedacht hatten.

Nein, noch nicht. Nur als letzten Ausweg.

»Zwei geschafft.«

»Zu langsam!«

»Augenblick, ich hab’s gleich.«

»Gleich haben wir minus fünf Minuten. Das ist der entscheidende Punkt. Wie lautet deine Antwort?«

Er hörte, wie der Techniker stöhnte vor Anspannung. »Drei geschafft, wir ziehen es durch.«

»Roger. Gib Gas!«

Rayan kam aus dem Laden. Die Plastiktüte mit der Milch baumelte am Unterarm, die Zeitung hielt er in den Händen, seine Augen waren auf die Schlagzeilen gerichtet.

Lass dir Zeit, Baboo.

»Vier. Sie ist draußen.«

Quinn sah, wie der Helfer die alte Schüssel annahm. Er legte sie auf den Boden, kletterte mit der neuen die zweite Leiter hinauf, holte die neuen Schrauben vorsichtig aus der Tasche und reichte sie eine nach der anderen dem Techniker an. Bei der Generalprobe

Baboo Rayan hatte den Elantra erreicht. Er ließ die Zeitung sinken und blickte die Straße entlang. Für einen Augenblick schaute er genau in das Objektiv der Kamera. Ein Affe, dachte Quinn, ein Neandertaler, dessen Sinne ihm zwar Eindrücke übermittelten, der aber nichts begriff. Schon seit einem Monat fuhr er mit dem GPS-Sender am Auto herum, seit zwei Wochen observierten sie das Haus, genau vor seiner Nase, aber er merkte nichts. Er schaute hin, sah

aber nichts.

Rayan holte den Autoschlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür des Elantras. Er warf die Zeitung auf den Beifahrersitz und streifte die Plastiktüte vom Arm.

»Zeit: minus vier.« Sie lagen im Zeitplan zurück.

Rayan stieg ein.

Der Helfer hielt den neuen Träger gegen die Mauer. Der Techniker steckte die erste Schraube hinein.

Rayan drehte wieder am Radio.

Der Techniker steckte zwei weitere Schrauben ein, eine nach der anderen. Die vierte war in Wirklichkeit das Mikrofon, empfindliche Technik, dünne Drähte, die verbunden werden mussten.

Er begann, die drei Schrauben anzuziehen.

Der Helfer ließ los, stieg hinunter, klappte die Leiter zusammen.

Rayan fuhr los.

Der Helfer trug die Leiter zum Lieferwagen.

»Mikrofon wird eingesetzt.«

Der Helfer kehrte zurück, um die alte Schüssel zu holen.

»Zeit: minus drei.«

»Mikrofon eingesetzt. Schließe es jetzt an.«

Der Assistent packte die alte Schüssel weg, holte den Werkzeugkasten. Der Techniker plagte sich mit den feinen Drähten ab.

»Verdammt!«, fluchte er.

»Ich schaffe es.«

»Dann los.«

Der Techniker befestigte das Fernsehkabel.

Der Helfer stellte sich unten an die erste Leiter, bereit, sie wegzutragen.

»Fernsehen angeschlossen.«

Quinn sah auf die Stoppuhr. Rayan war noch mindestens eine Minute von der Straßenecke entfernt.

»Du hast dreißig Sekunden.« Quinn beschloss, das Eingreifteam im Bakkie in Alarmbereitschaft zu versetzen.

»Eingreifteam, Motor starten.«

»Roger.«

Der Techniker arbeitete weiter an der Verdrahtung des Mikrofons.

»Zwanzig Sekunden.«

Quinn schaute auf den linken Monitor, auf dem er den Elantra sehen würde, wenn er um die Ecke bog.

»Zehn Sekunden.«

»Verdammte Scheiße!«

»Neun, acht, sieben, Eingreifteam, klar zum Einsatz …«

»Roger.«

»Mikro bereit!«, rief der Techniker hörbar erleichtert.

»Jetzt weg da, aber schnell!« Auch Quinn konnte seine Anspannung nicht verbergen.

Der Techniker rutschte die Leiter hinunter, der Helfer griff nach ihr und zusammen eilten sie im Laufschritt zurück zum Wagen, schoben die Leiter hinein, schlugen die Tür zu. Liefen nach vorne.

»Das Tor zu!«, fauchte Quinn. Der Techniker rannte hin.

»Nicht rennen!«

Er ging schnell zum Tor, schloss es und kehrte zum Lieferwagen zurück. Stieg ein.

Die Zeit war abgelaufen. Der Lieferwagen fuhr los.

Quinn schluckte, ließ sich auf seinen Stuhl sinken und wischte sich die feuchten Hände an der Hose ab.

»Eingreifteam, Kommando zurück. Männer, das war großartig. Bitte testen Sie jetzt das Mikrofon.«

Zum ersten Mal ertönte die Stimme der Agentin aus Nummer 16A. »Mikrofon einsatzbereit.«

»Gut gemacht«, sagte Quinn. »Sehr gut.«

Er schaltete das Headset aus, um ungehört tief durchatmen zu können.

12

Fotokopie: Tagebuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 9. September 2009

Jessica hat mich zum Essen eingeladen. Ich kann sie schwer einschätzen, sie sieht aus wie ein ehemaliges Model.

Höhepunkt des Tages: der Tango. Bei mir wollte es einfach nicht richtig klappen, da hat Meneer Soderstrom gesagt, der Tango sei ein Tanz für vier Beine, zwei Körper und ein Herz. Dann fügte er ein Zitat hinzu: »Die meisten Tänze sind für Verliebte gedacht. Der Tango dagegen richtet sich an diejenigen, die die Liebe überlebt haben und immer noch ein bisschen zornig darüber sind, wie ihre Herzen misshandelt wurden.«

Da habe ich es verstanden.

(10. September 2009. Donnerstag.)

Mit angespannten Gesichtszügen starrten sie auf den Monitor. Rajkumar saß als Einziger, Quinn und Tau Masilo standen.

Die Videoaufnahmen zeigten, wie die Mitglieder des Höchsten Rates in Abständen von nur wenigen Minuten eintrafen – Suleiman Dolly als Letzter – und durch die Haustür der Chamberlainstraat Nummer 15 traten.

Über das Mikrofon im Ständer der Satellitenschüssel hörten sie, wie sich die Männer unterhielten. Ihre Stimmen klangen

»Kommt. Die Tagesordnung ist kurz heute.« Vermutlich hörten sie Suleiman Dollys Stimme über die Anlage. Die Augen der drei Zuhörer blitzten hoffnungsvoll auf.

»Das ist uns klar, Scheich«, sagte ein anderes Ratsmitglied.

»Warum haben wir noch nichts gehört? Uns läuft die Zeit davon«, sagte ein anderer.

Tau Masilo war der Einzige, der sich Gedanken darüber machte, wie bizarr es war, einer muslimischen Verschwörung auf Afrikaans zu lauschen. Es verlieh dem Ganzen eine gewisse Unglaubwürdigkeit, ähnlich einem schlechten Fernsehdrama.

»Wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben«, mahnte Dolly.

»Allahu Akbar.«

»Kommt, lasst uns gehen«, sagte Dolly.

Quinn sah Masilo an.

»Heißt das, was ich glaube, dass es heißt?«, fragte

Rajkumar.

»Warte«, bat Masilo.

Über die Lautsprecher hörte man scharrende Füße.

»Sie verlassen den Raum«, sagte Raj und betrachtete den Grundriss von Haus Nummer 15, der vor dem Bildschirm lag. »Die große Frage ist, wohin. Und wie gut das EAM funktioniert.«

Die Lautsprecher schwiegen.

»Mist«, sagte Raj. »Sie gehen runter in den Keller.«

Quinn drehte am Lautstärkeregler. Man hörte Rauschen und ferne Echos einer Männerstimme. Worte konnte man jedoch nicht unterscheiden.

»Könntet ihr das filtern?«, fragte Quinn.

Rajkumar schüttelte zutiefst enttäuscht den Kopf. »Wahrscheinlich nicht.«

Noch eine ganze Weile blieben sie stehen und lauschten, bis sie die Hoffnung aufgaben.

»Ich weiß. Aber wir könnten weiß Gott mal etwas Erfolg

gebrauchen. Verdient hätten wir es. Einfach nur ein Quäntchen Glück.«

»Das Glück ist mit den Geduldigen«, zitierte Tau Masilo.

Rajkumar ergänzte auf seine gewohnte pessimistische Art: »Es kommt, aber oft zu spät.«

(11. September 2009. Freitag.)

Janina Mentz war auf dem Weg zum Sitz des Ministers für Staatssicherheit drei Straßen weiter, wo sie um elf Uhr einen Termin hatte.

Kerzengerade und voller Selbstvertrauen marschierte sie durch den Regen. Denn sie war gut vorbereitet. In ihrer Aktentasche steckte der Bericht. Aber er war nur das Tüpfelchen auf dem i. Erst musste sie die Vorarbeit leisten, den Empfänger auf ihre Botschaft vorbereiten. Sie hatte den Ablauf genauestens geplant und visualisiert. Der Minister, ein jovialer Mann mit kahlgeschorenem Kopf und freundlichem Gesicht, würde sie gastlich empfangen und sie auffordern, mit ihm Tee zu trinken. Sie würde seine Einladung dankend annehmen. Sie würde sich setzen, die Aktentasche mit dem Nummernschloss umständlich öffnen, die Akte herausholen, sie aber auf ihrem Schoß behalten.

Er würde sie fragen, wie es ihr gehe und wie es bei der PIA

laufe. Sie würde antworten, danke, sehr gut, Herr Minister. Danke auch, dass Sie sich so kurzfristig Zeit genommen haben, aber ich wollte Sie so schnell wie möglich über den Vorgang unterrichten. Vor allem in Anbetracht der aktuellen Diskussionen.

Sie würde seine Reaktion abwarten, das Heben seiner Augenbrauen, das Gefrieren seines Lächelns. Dann würde sie mit sorgfältig gewählten Worten erläutern, dass es um eine heikle Angelegenheit ginge. Zu … prekär, um sie beim wöchentlichen Sicherheitsmeeting anzusprechen.

Dann würde sie dem Minister eröffnen, es ginge um Waffenhandel.

Sie würde dieses Wort gebührend betonen, das für die Regierungspartei und den designierten neuen Leiter des Supergeheimdienstes eine so hartnäckige Last auf den Schultern bedeutete. Dazu die aktuelle Diskussion, die die Opposition ausgerechnet jetzt losgetreten hatte. Dem Minister musste das Herz schneller schlagen. Damit rechnete Janina Mentz.

Wieder würde sie einen Augenblick warten, ehe sie mit der nächsten komplizierten Enthüllung aufwartete.

Meneer, muslimische Extremisten sind in den Fall verwickelt, und alle Indizien weisen darauf hin, dass sie

einen Anschlag in Kapstadt planen. Mit eingeschmuggelten Waffen …

Daran würde er sicherlich eine Weile zu kauen haben.

Wir werden alle unsere Kräfte bündeln, weil wir uns bewusst sind, in welch schwierige Position dies den Präsidenten bringen könnte.

Der Minister würde begreifen, was mit »schwierige Position« gemeint wäre. Angesichts der Waffenverkäufe an den Iran und Libyen.

Dann würde sie langsam die Akte vom Schoß nehmen und sie ihm feierlich auf den Schreibtisch legen. Als wöge sie sehr schwer.

Sollten Sie in irgendeiner Weise über den Fall reden wollen, nachdem Sie die Einzelheiten studiert haben: Ich stehe Ihnen rund um die Uhr zur Verfügung.

Als sie die Kreuzung Parlementstraat überquerte, hob Janina Mentz die Aktentasche, um auf ihre Armbanduhr zu schauen. Sie war früh dran.

(12. September 2009. Samstag.)

»Dir ist aber doch klar, dass wir alle Ausschuss sind, oder?«, fragte die Göttin Jessica, während sie Rotwein nachschenkte. Ihre Aussprache war durch den Alkohol schon ein wenig undeutlich. »Die vielen Fragen, die du bei den Bewerbungsgesprächen beantworten musstest, dieser ganze Psychotalk von wegen: ›Würden Sie sich als ehrgeizig bezeichnen?‹ – alles Mist. Wissen wollten sie im Grunde nur das Eine: Bist du Ausschuss? Den mögen sie nämlich. Hoffnungslose Fälle, Außenseiter. Restposten ohne soziale Bindungen.«

Milla war auch schon nicht mehr nüchtern und nickte ein wenig übertrieben.

»Schau doch mal genau hin. Die ganze Agentur ist ein Paradebeispiel für positive Diskriminierung, ein perfektes Spiegelbild der Regenbogennation, aber wir sind alle weiß, über vierzig, gescheiterte Existenzen. Theunie hat vorher bei einer Tageszeitung in Jo'burg gearbeitet und wurde gefeuert, weil er in seiner Kolumne abgeschrieben hat. Zwei Mal. Deswegen hat sich wiederum seine dritte Frau von ihm scheiden lassen. Mac hat die Layout-Abteilung einer Johannesburger Tageszeitung geleitet, bis sie ihn mit dem Postgehilfen erwischten. Im Postbüro. Du bist die davongelaufene Hausfrau. Und ich … Willst du eine?« Sie

hielt Milla die Schachtel mit ihren langen, dünnen Zigaretten hin.

»Danke.«

Jessica zündete sich konzentriert eine Zigarette an und hob dann ihr Glas zu einem Trinkspruch. »Auf die Skandal-Abteilung!«

Milla stieß mit ihr an. »Du warst in einen Skandal verwickelt?«

Der Wein machte Milla mutig. »Was hast du angestellt?«

»Das weißt du nicht?«

»Nein.«

»Seltsam.« Die Göttin grinste sie mit ihrem Zahnpastagebiss an. »Dabei gehört mein Fall zu den interessanteren. Ich dachte, Mac hätte zumindest darauf angespielt …«

»Nein, keineswegs«, erwiderte Milla.

»Na schön, dann erzähle ich es dir«, sagte Jessica und zog kräftig an ihrer Zigarette. »Ich war Parlamentskorrespondentin für die *Times*. Aber dann bin

ich mit einem hochrangigen Regierungsmitglied ins Bett gegangen. Frag mich nicht, wer, ich sag's dir sowieso nicht. Zwei Jahre lang hatten wir eine Affäre. Bis uns seine Frau in flagranti erwischte. Großes Drama. Hysterischer Anfall, Bombardement mit kleineren Haushaltsgegenständen, äußerst charmante Morddrohungen. Sie ließ mich feuern, er verschaffte mir den Job bei der Agentur. Was hatten wir für tollen Sex! Übrigens: Wann hattest du eigentlich zum letzten Mal …?«

»Wer, ich?«

»Ja, du.«

»Was, tollen Sex?« Milla war ein wenig erschrocken. Hatte sie das wirklich gesagt?

»Genau.«

»Keine Ahnung.«

»Du hast keine Ahnung?«

»Nein. Ich glaube, ich hatte noch nie tollen Sex.«

»Noch nie?«

»Hm, was heißt nie … Ich glaube, das erste Mal war ziemlich gut.«

»Mit deinem Ehemann.«

»Meinem Exmann.«

»Du hast bisher nur mit einem Mann geschlafen?«

»Tja, weißt du … Ich bin schwanger geworden, wir mussten heiraten …«

»Tja.«

»Warum hast du dir keinen Liebhaber genommen?«

»Das … Na ja … Ich glaube nicht … Ich weiß nicht …«

»Hast du nie etwas riskiert?«

»Nein.«

»Und jetzt? Wie lange bist du schon Single? Seit zwei Monaten?«

»Ich habe …«

»Du hast Zeit vergeudet.«

»Kann schon sein.«

»Möchtest du, dass ich dich jemandem vorstelle?«

»Nein!«

Jessica sah Milla nachdenklich an. »Ich liebe hoffnungslose Fälle. Wir haben eine Menge Arbeit vor uns.«

Milla lachte.

»Wenn du wüsstest, wie viel Spaß es macht, eine Jägerin zu sein!«

»Eine Jägerin?«

»Ich, meine liebe Milla, bin eine bekennende, unerschrockene … nein, stolze Jägerin. Eine Verführerin jüngerer Männer. Anfang zwanzig. Schlank, rücksichtslos, hungrig, KALT.«

»KALT?«

»Keine Altlasten. Die ideale Lösung. Muskulöse junge Körper, Stehvermögen, leicht entflammbar. Und genauso bindungsscheu wie ich. Vergnügen ohne Reue.«

»Aha.«

»Ich nehme dich mit und zeige dir, wie es geht.«

»Nein, Jessica. Nein und nochmals nein.«

Operation Shawwal

Mitschrift: Abhörprotokoll M. Strachan. Daven Court Nr. 14, Davenpoortstraat, Vredehoek

Datum und Uhrzeit: 7. Oktober, 23:32

MS: Christo war attraktiv. Du kannst dir vielleicht vorstellen,

(13. September 2009. Sonntag.)

Milla erwachte erst nach zehn aus ihrem alkoholvernebelten Schlaf. Bruchstücke des vorherigen Abends schwirrten ihr durch den Kopf. Jessicas sinnliche, trunkene Stimme.

Wir sind alle Ausschuss.

Du bist die weggelaufene Hausfrau.

Du hast nur mit einem Mann geschlafen?

Du hast nie etwas riskiert?

Meine Güte, hatte sie sich wirklich auf ein solches Gespräch eingelassen?

Hatte sie. Mehr noch. Sie hatte ihre Geschichte erzählt, spätabends, die ganze Wahrheit, weinselig-sentimental. Jessica hatte ihre Hand gehalten und mit ihr geweint. An das alles erinnerte sie sich jetzt, und Wellen der Scham schwappten über sie hinweg.

Als Nächstes die Sorge: Wie war sie nach Hause gekommen? Sie konnte sich nicht daran erinnern.

Sie sprang auf, sah zum Fenster hinaus und sah ihren Renault Clio am Straßenrand stehen. So recht konnte sie sich jedoch nicht darüber freuen, denn in dem Moment setzten die hämmernden Kopfschmerzen ein. Sie schlüpfte zurück ins Bett und zog sich die Decke über den Kopf. Sie war betrunken nach Hause gefahren,

Sie konnte sich so etwas nicht erlauben.

Sie quälte sich mit Gewissensbissen, bis sie sich entschied, vor ihnen zu flüchten. Vorsichtig stand sie auf,

zog Morgenmantel und Pantoffeln an, schlurfte in die Küche und setzte die Kaffeemaschine in Gang.

Dann dachte sie bei sich, dass sie gestern Abend wenigstens ein bisschen gelebt hatte. Dass sie sich ein Quäntchen von dem zurückerobert hatte, was ihr entgangen war.

Mitschrift: Abgehörtes Telefongespräch zwischen J.N. Shabangu (alias Inkunzi) und A. Hendricks

Datum und Uhrzeit: 13. September 2009, 20:32

S: Ich habe eine Nachricht für Inkabi.

H: Wie lautet sie?

S: Das Exportgeschäft …

H: Ja?

S: Der potentielle Käufer. Er hält sich in Kapstadt auf. Er ist ein Inkosi …

H: »Inkosi« verstehe ich nicht.

S: Inkosi heißt »bedeutender Mann«. Ein Boss. Sie wissen schon … von einem … Unternehmen. Wie könnte man es

ausdrücken? Wir sind in derselben Branche, der Käufer und ich. Er macht Geschäfte in Kapstadt.

H: Okay.

S: Wie wir erfahren haben, lautet sein Name Tweety the Bird. H: Tweety the Bird.

S: So haben wir gehört. Vielleicht können Sie uns dabei helfen, ihn zu finden.

H: Okay.

S: Und wir glauben, die Ware wird Ende des Monats auf den Weg gebracht. Irgendwann nach dem 24.

S: Wir glauben, der Transport wird per Lkw abgewickelt, aber die Route ist nicht sicher. Deswegen müssen Sie diesen Tweety the Bird finden. Er muss den Weg kennen. Sie müssen ihn dazu bringen, ihn uns zu verraten.

H: Okay.

S: Ich gebe Ihnen eine Telefonnummer. Sie wird sich am Sonntag ändern, dann rufe ich Sie wieder an.

H: Wie lautet die Nummer?

14

(14. September 2009. Montag.)

Um 06:46, während er in der Nansenstraat in Claremont mit seiner Frau und seinen beiden halbwüchsigen Söhnen beim Frühstück saß, erhielt Quinn die SMS. Er warf einen flüchtigen Blick auf das Display seines Handys, entschuldigte sich, stand vom Küchentisch auf, ging ins Schlafzimmer und rief Masilo an.

»Osman ist am Flughafen, unterwegs nach Walvisbaai«, sagte er, als sich Masilo meldete.

»Wann geht der Flug?«

»Sicher innerhalb der nächsten Stunde.«

»Dann müssen wir Gas geben.«

»Wir haben nur einen Agenten in Namibia. In Windhoek. Ich rufe ihn an und frage, wie schnell er in Walvisbaai sein kann.«

»Danke, Quinn … Walvisbaai? Was will Osman in Walvisbaai?«

»Wieso Walvisbaai?«, fragte auch Janina Mentz am runden Tisch in ihrem Büro. Es war 08:41.

»Das ist der Hafen, über den die Waffen eingeschmuggelt werden«, meinte Tau Masilo.

»Reine Spekulation.«

Doch Masilo war gut vorbereitet. »Nach dem Ockhamschen Rationalitätsprinzip ist immer die einfachste Theorie allen anderen

Mentz dachte über diese Hypothese nach und nickte dann. »Könnte sein. Was unternehmen wir?«

»Osman fliegt zunächst nach Windhoek, wo er umsteigen muss. Wir haben in Namibia einen Agenten, der bereits mit dem Auto unterwegs nach Walvisbaai ist. Er müsste eine Stunde vor Osman dort eintreffen.«

»Wann kommt Osman an?«

»Um eins.«

»Wie gut ist unser Mann in Namibia?«

»Sein Name ist Reinhard Rohn. Dreißig Jahre Erfahrung. Ein alter Schakal. Seine Berichte sind immer fundiert und

präzise.«

»Wie kommen wir an solche Leute?«, fragte Mentz und runzelte die Stirn. »Wenn wir jemanden im innersten Kreis gehabt hätten, Tau, würden jetzt schon drei unserer besten Teams Osman da drüben erwarten.«

Masilo nickte nur. Er hatte jetzt keine Lust, erneut darüber zu diskutieren. Er wechselte das Thema: »Wir wissen übrigens, wer Johnson Chitepos Diamantensendung kaufen will.«

Mentz brauchte einen Augenblick, um den Gedankensprung nachzuvollziehen. »Ach ja?«

»Die Rollenverteilung in diesem Drama wird immer interessanter. Inkunzi Shabangu hat am Wochenende erneut beim Höchsten Rat angerufen und diese Nachricht übermittelt. Der

»Das ist nicht Ihr Ernst!«

»Komm, Mac, wir haben zu tun«, sagte Mevrou Killian um kurz nach zehn und rollte ihren Stuhl an Millas Schreibtisch. Sie wartete, bis auch MacFarland seinen Bürostuhl herangeschoben hatte, ehe sie sich setzte und die dicken Akten auf den Tisch legte.

»Milla, das wird Ihr erster großer Auftrag, und bis morgen früh müssen wir etwas fertighaben«, sagte sie. »Aber machen Sie sich keine Sorgen, Mac wird Ihnen zur Seite stehen.«

Mevrou Killian reichte Milla den ersten Ordner.

»Banden auf der Kaapse Vlakte. Hier haben Sie umfangreiches Material. Die Herausforderung besteht darin, das alles auf drei, vier Seiten zu reduzieren. Eine Seite über die Hintergründe, aber konzentrieren Sie sich auf die letzten zehn Jahre, alles andere ist im Grunde irrelevant. Dann eine kurze Übersicht über die derzeitige Situation, wieder nur in groben Zügen. Denken Sie daran, wir wollen die Führungsebene informieren, nicht ihre Zeit verschwenden. Dann eine Seite über ein spezielles Syndikat: die Restless Ravens. Nicht mehr als etwa zwei Absätze über ihre Entstehungsgeschichte; konzentrieren Sie sich auf ihre jetzige Struktur und ihre Aktivitäten. Damit zu Ihnen, Mac. Sie werden einem Mister Willem de la Cruz auf den Zahn fühlen, auch bekannt als ›Tweetybird‹ oder ›Willy‹ …«

»Hört, hört.«

»Nicht jetzt, Mac. De la Cruz ist der Anführer der Restless Ravens, er interessiert uns am meisten …«

»Das sollte er auch. Sie wissen doch: Ein Piepmatz in der

Hand ist besser …«

»Mac!«

»Also wirklich, Mutter. Tweetybird. The Ravens. Willy… Freud lässt grüßen!«

»Er weiß, dass er äußerst diskret vorgehen muss?«

»Er weiß Bescheid.«

»Wie wird er Osman identifizieren?«

»Ich habe ihm drei Fotos auf sein Handy geschickt.«

Masilo war zufrieden. »Halten Sie mich auf dem Laufenden.«

»Mache ich.« Quinn zögerte. »Äh, diese Geschichte mit Tweetybird de la Cruz …«

»Ja?«

»Wenn der Höchste Rat … Diese Sache könnte einen Krieg auf der Kaapse Vlakte auslösen. Sollte Suleiman Dolly der Pagad etwas zuflüstern …«

»Ich glaube nicht, dass Dolly so dumm wäre. Er will die Diamanten haben, aber wenn er Zwietracht sät, suchen sich die Schmuggler womöglich andere Käufer.«

Quinn schüttelte den Kopf. »Ich hoffe, Sie haben recht.«

Vierzehn Kilometer östlich von Walvisbaai – und nur zwei Kilometer von der Grenze des Namib-Naukluft-Nationalparks entfernt – lag der Flughafen von Walvisbaai, eine kleine Oase in der flachen, endlosen Weite der Namib-Wüste.

Das moderne Flughafengebäude mit dem grauen Stahldach und den lachsroten Fassaden war von Palmen und kleinen grünen Rasenflächen umgeben. Für Reinhard Rohn, den Agenten der PIA, lag der größte Vorteil und zugleich Nachteil darin, dass das Gebäude relativ klein und der Flughafen wenig frequentiert war. Abflug- und Ankunftsterminal lagen nebeneinander und waren einfach zu observieren. Wenn man jedoch unbemerkt bleiben wollte, fand man wenig Deckung.

Rohn war ein 51-jähriger Veteran. Deshalb stellte er sich erst an die Fenster, von denen aus man das Rollfeld überblicken konnte, und stellte sicher, dass er Osman identifizieren konnte,

Dann ging er hinaus, folgte dem graubraun gepflasterten

Weg und überquerte den sandigen Parkplatz zu seinem weißen Toyota-Bakkie. Er stieg ein, ließ die Fenster hinunter, holte den kleinen Feldstecher aus dem Handschuhfach, nahm den Eingang ins Visier und wartete.

Sieben Minuten später sah er Osman herauskommen, stellte fest, dass er kein weiteres Gepäck außer der Reisetasche dabei hatte, und beobachtete ihn auf dem Weg zum Avis-Parkplatz, bis er außer Sicht war.

Rohn ließ den Wagen an und wendete, so dass er die schnurgerade Zufahrtsstraße im Blickfeld hatte.

15

Um neun Minuten vor vier meldete Quinn seinem Chef, Rohn habe in Walvisbaai problemlos die Verfolgung von Shahid Latif Osman aufgenommen. »Osman ist mit einem Mietwagen auf direktem Weg zum Hafen gefahren und hat dort im Fischereiflottengebiet vor den Büros der Firma Consolidated Fisheries geparkt. Er hat das Firmengebäude um 13:35 betreten und es erst zwei Stunden später, um 15:30, wieder verlassen. Anschließend ist er zum Protea Hotel an der Sam Nujoma Avenue gefahren und hat dort eingecheckt. Rohn hat sich ebenfalls ein Zimmer genommen und wird von dort aus die

Ereignisse im Auge behalten. Wir sind derzeit dabei, Consolidated Fisheries zu überprüfen, und Rajs Leute werden morgen früh einen Bericht vorlegen.«

Um zwanzig vor vier rief Mutter Killian Jessica die Göttin herein, um ihr einen neuen Auftrag zu erteilen. Als Jessica zehn

»Ja und?«

»Soll ich es trotzdem erwähnen?«

»Natürlich. Das eiserne Pferd braucht Futter, auch wenn es ihm nicht schmeckt.«

»In Ordnung.«

Bericht: Banden auf der Kaapse Vlakte

Datum: 14. September 2009

Zusammengestellt von: Milla Strachan und Donald MacFarland **Hintergrundinformationen**

Im letzten Jahrzehnt der Apartheid-Ära beschränkten sich Bandenaktivitäten in der damaligen Kapprovinz

hauptsächlich auf die ehemaligen farbigen Wohngebiete und dort vor allem auf die sozioökonomisch benachteiligten Viertel in der *Kaapse Vlakte*.

Auch Art und Umfang der Straftaten waren relativ begrenzt, im Wesentlichen infolge der internationalen Isolation, des Gesetzes über die Gebietseinteilung für die Bevölkerungsgruppen und einer effektiven, erfahrenen Polizeimacht mit weitgehenden Befugnissen, darunter Verhaftung ohne Anhörung sowie fragwürdige Verhörmethoden.

In den neunziger Jahren veränderte sich diese Situation allmählich, da die Einsatzkräfte der damaligen SAP hauptsächlich zur Unterdrückung politischer Unruhen benötigt wurden. Die Straßenbanden erholten sich, wuchsen rasch und weiteten ihre Aktivitäten systematisch aus, damals jedoch noch in kleinem Rahmen.

Folgende Faktoren spielten eine Rolle:

• Nach 1994: Grenzöffnung und Einflüsse von außen
Die Abschaffung einer strengen Grenzpolitik sowie der erneute Aufstieg Südafrikas zum internationalen Handelspartner hatten einen Zustrom ausländischer Touristen und Devisen sowie von Investitionen zur Folge,

wovon auch die wichtigsten Akteure im transnationalen organisierten Verbrechen profitierten. Vor allem Syndikate aus Nigeria, Russland, China, Italien und Kolumbien nutzten die Gelegenheit und fassten schon bald vorwiegend in Johannesburg, Durban und Kapstadt Fuß.
Während dieser Periode gelangten schätzungsweise mehr als 100 000 nigerianische Staatsbürger illegal nach Südafrika und ließen sich hier nieder.

• Infrastruktur
Südafrika verfügte 1994 trotz der Isolation über eine hervorragende Infrastruktur – ein höchst effektives Bankenwesen, ausgezeichnete Telekommunikationssysteme sowie weitverzweigte Straßen-, Schienen- und Luftverkehrswege. Davon profitierten Verbrechersyndikate, ausländische Investoren und neugegründete Firmen gleichermaßen.
Überdies existierte bereits eine stabile Struktur des organisierten Verbrechens in Form der Banden auf der Kap-Halbinsel. Vor allem Heroin und Kokain flossen in großen Mengen ins Land und wurden über ein bereits bestehendes Netzwerk verbreitet und weiterverkauft, wenngleich noch wenig professionell.
Auch der Schmuggel und Handel von anderen Drogen, Waffen,

• Geschwächte Polizeimacht und moderne Gesetzgebung

Während der Phase, in der transnationale Verbrechersyndikate ins Land drängten, wurde zwischen 1994 und 1998 die ehemalige SAP zur Neuen Südafrikanischen Polizeibehörde (SAPD) umstrukturiert. Die Folgen dieses Prozesses müssen ironischerweise als Schlüsselfaktoren im Aufstieg des organisierten Verbrechens vor allem im West-Kap betrachtet werden. Positive Diskriminierung, ein hoher Prozentsatz von Entlassungen und Frühpensionierungen führender Polizeioffiziere, Fortbildung und Neuentwicklung, Strukturveränderungen und Versetzungen zogen nicht nur einen massiven Verlust an erfahrenen Mitarbeitern nach sich, sondern auch einen Verlust an Vertrauen zwischen den Mitgliedern und eine ernsthafte Demoralisierung innerhalb der gesamten Behörde. Innere Konflikte, Frustration, Widersetzlichkeit und politische Intrigen trugen unter anderem dazu bei, dass die SAPD das organisierte Verbrechen vorübergehend aus den Augen verlor. Damals wurde auch eine Strafprozessgesetzgebung implementiert, die auf modernen, humanen und international anerkannten Menschenrechten beruhte und die Exekutive dazu zwang, die Rechte Verdächtiger zu respektieren, die Verhaftungsmethoden zu ändern und Verhörstrategien gründlich zu reformieren (was unter anderem einen völligen Verzicht auf die sogenannten Geständnistechniken – oder besser: physischen Einschüchterungen – der Apartheidsära bedeutete).

Die systematische Bekämpfung des organisierten Verbrechens blieb dabei weitestgehend auf der Strecke und musste von Grund auf neu etabliert werden.
Die Verfolgung des organisierten Verbrechens blieb eine Zeitlang

• Pagad, CORE und POCA

Während die Polizei vorübergehend in ihrer Handlungsfähigkeit eingeschränkt wurde, flammte der bürgerliche Widerstand gegen das Verbrechen in den farbigen Gebieten auf. Die bedeutendste Gruppierung war Pagad (People Against Gangsterism and Drugs – Bürger gegen Kriminalität und Drogen), eine muslimische Bürgerwehr, die ab 1996 Bandenbosse auf der Kaapse Vlakte vehement bekämpfte.
Aufmärsche vor Drogenhäusern, Schießereien, Überfälle und die Eliminierung von Bandenbossen pfuschten den bestehenden kriminellen Vereinigungen ins Handwerk, zerstörten Befehlsstrukturen und senkten die Verbrechensquote erheblich. Für die Vlaktebanden bedeutete dies, dass nur die Stärksten überlebten. Die Reaktion der verbleibenden Bandenbosse bestand in der Gründung des Community Outreach Forum oder CORE. Der Name war absichtlich zynisch gewählt, da die Gruppe alles andere als sozial engagiert war. Es ging um einen Zusammenschluss, eine Konsolidierung und – zum ersten Mal in der Geschichte – eine Vereinbarung zur

Zusammenarbeit der einzelnen Gruppierungen des organisierten Verbrechens. Die Bosse hatten ein kleines, effektiv arbeitendes Komitee ins Leben gerufen, das innerhalb weniger Monate Drogen, Geldwäsche, Schmuggel und internationale Zusammenarbeit straff organisierte und auf ein neues Niveau der Professionalität und Geheimhaltung hob.
Eine weitere Folge des Auftretens von Pagad bestand darin, dass die führenden Mitglieder der farbigen Banden in die traditionell weißen Wohngebiete umzogen und ihre Aktivitäten dorthin ausweiteten. Unter anderem für Kokain und *Dagga* erschlossen sie dadurch einen neuen Absatzmarkt. Der letzte Faktor war die Verabschiedung der POCA-Gesetze(Prevention of Organised Crime Act), die dem Staat

• Die Restless Ravens

Die Restless Ravens waren eine kleine, aber äußerst effektive Straßenbande, die in den frühen Neunzigern hauptsächlich in Manenberg, Bonteheuwel, Bishop Lavis, Heideveld, Surrey und Primrose Park aktiv war.
Anführer war der skrupellose, ehrgeizige und hochintelligente Willem (Willy) »Tweetybird« de la Cruz (53), der damals bereits zwei Gefängnisstrafen wegen bewaffneten Überfalls (1978–1981) und Raub (1983–1988) abgesessen hatte. Seinen Spitznamen verdankt er seinem Hobby, der Züchtung von Wellensittichen, aber

auch dem Ritual, getöteten Verrätern einen lebenden Vogel in den Mund zu stecken.
De la Cruz und die Restless Ravens profitierten von dem Chaos, das Pagad 1996 verbreitet hatte. Gerade, weil sie kleiner waren und daher weniger bedrohlich erschienen, ließ Pagad sie weitestgehend in Ruhe. Die Ravens überlebten diese Phase nicht nur, sondern eroberten dank der Maßnahmen der Bürgerwehr gegen ihre Konkurrenten neue Einzugs- und Absatzgebiete.
Daneben gehörte de la Cruz zu den Gründungsmitgliedern von CORE und erlangte durch sein Verhandlungsgeschick und seine vielfältigen Beziehungen allmählich eine Schlüsselrolle. Dabei erkannte er schon früh die Bedrohung, die die POCA-Gesetze und ihre Anwendung durch die Spezialeinheit Skerpioene darstellten.
Seine Angst, dass die Behörden seinen ansehnlichen Finanz- und Immobilienbesitz beschlagnahmen könnten, bewog ihn zur Anstellung zweier wichtiger Gewährsmänner, die er beide während seiner Gefängnisaufenthalte kennengelernt hatte. Der erste, der ehemalige Buchhalter Muhammad Perkins (49, 1982–1988 Gefängnisstrafe wegen Betrugs), sollte sicherstellen, dass die Einnahmen der Restless Ravens erstens nicht auf
Beide Stellenbesetzungen erwiesen sich als Glücksgriffe. Als die Skerpioene und vor allem die Einheit zur Bekämpfung des Organisierten Verbrechens der SAPD in der Zeit zwischen 2000 und 2006 auf der Kaphalbinsel zweihundert Millionen Rand an Bandenkapital beschlagnahmte, blieben die Restless Ravens unbehelligt.

Da Terror Baadjies und seine Truppen außerdem ständig darauf bedacht waren, die Geschäfte schwächerer Syndikate gewaltsam zu übernehmen, entwickelten sich die Restless Ravens in derselben Zeit zu einer der erfolgreichsten Verbrechenrorganisationen am Kap. De la Cruz' Ansehen innerhalb von CORE wuchs dadurch ebenfalls noch einmal beträchtlich.

Dass sich immer mehr junge Farbige auf der Kaapse Vlakte den Ravens anschlossen, lässt sich durch den sozioökonomischen Niedergang der farbigen Gemeinschaft seit 1994 erklären. Die wichtigsten Faktoren sind:

• Die Droge Tik (auch als Meth oder Chrystel bekannt): 91 % aller Tik-Abhängigen sind farbig und durchschnittlich 16,6 Jahre alt.
• 18 % aller farbigen jungen Leute zwischen 14 und 34 sitzen wegen Straftaten im Gefängnis.
• 21,8 % der farbigen Jugendlichen im Alter von 16 gehen nicht zur Schule.

000 ökonomisch inaktiv und 340 000 arbeitslos.)

• <u>Schlussbemerkung</u>

Der Erfolg der Restless Ravens (und die Tatsache, dass die POCA-Gesetze ihnen gegenüber bisher wirkungslos blieben) hat ihnen inzwischen die Aufmerksamkeit beschert, die sie vermeiden wollten. Laut einem aktuellen

Artikel in *Die Burger* (28. August 2009) hat die neue DA-Regierung der Provinz Westkap den Auftrag erteilt, einen Sonderstaatsanwalt mit der Untersuchung der Aktivitäten dieser Gruppe zu betrauen – hauptsächlich im Hinblick auf eine Anklage wegen Steuerhinterziehung.

16

(15. September 2009. Dienstag.)

Am späten Nachmittag rief Mentz sie lächelnd in ihr Büro und bat sie jovial, Platz zu nehmen. Sie berichtete, der Minister habe nach dem Mittagessen angerufen und sich nach neuen Entwicklungen erkundigt. Sie konnte ihm von Walvisbaai berichten, und da sagte er: »Janina, der Präsident und ich schätzen Ihre Arbeit sehr, aber vor allem die Art und Weise, wie Sie mit diesen Informationen umgegangen sind. Verschaffen Sie sich einen Überblick über Ihr Budget. Sollten Sie mehr benötigen, wenden Sie sich an uns, denn die Sache hat für uns höchste Priorität. Und noch etwas: Vielleicht sind Ihnen bereits Gerüchte über den neuen Supergeheimdienst zu Ohren gekommen, sie sollen ja überall in Umlauf sein. Nun, Janina, ich möchte Ihnen sagen, dass Ihre Behörde vorläufig von den Plänen des Ministers ausgenommen ist.«

Janina Mentz lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und sah die beiden Männer hochzufrieden an.

Rajkumar, der ewige Pessimist, störte sich jedoch an dem Wort »vorläufig«.

Mentz beschwichtigte ihn, diesmal sogar ohne das obligatorische Stirnrunzeln und die unterdrückte Gereiztheit. »Das war genau das, was wir wollten, Raj, es war unser Hauptziel, und wir haben es erreicht. Wir sollten uns erst einmal freuen. Und bei Ihnen beiden möchte ich mich für die ausgezeichnete Arbeit bedanken.« Dann fügte sie hinzu. »Bitte gratulieren Sie auch dem Info-Team von mir. Seine gestrige Leistung war hervorragend. Sagen Sie Mevrou Killian, sie soll mit allen essen gehen. Ich übernehme die Rechnung.«

Die beiden Männer verbargen ihr Erstaunen. Sie konnten sich nicht erinnern, Janina Mentz je zuvor so erlebt zu haben.

Mentz wandte sich lächelnd an Masilo. »Und, wie läuft es bei unserem Mann in Walvisbaai?«

Der Anwalt berichtete, dass Osman laut Agent Reinhard Rohn die Nacht im Protea Hotel verbracht habe und am nächsten Mittag um 12:55 zurück nach Kapstadt geflogen sei. Hier sei er von einem Team erwartet worden, das ihn

diskret bis zum Treffpunkt des Höchsten Rates in der Chamberlainstraat Nummer 15 beschattet habe, wo er vermutlich Bericht erstattete. Quinn habe Rohn inzwischen damit beauftragt, in Walvisbaai zu bleiben, um das Rätsel zu lösen.

»Und was wissen wir über Consolidated Fisheries, Raj?«

Raj reichte ihr Jessicas Zusammenfassung und bemerkte, das Info-Team habe keinerlei Beweise dafür finden können, dass das Unternehmen in irgendeiner Form in ungesetzliche Machenschaften verwickelt sei. »Die Firma gehört zur Erongo-Unternehmensgruppe, die an der namibischen Börse notiert ist. Sie verfügt über eine Fischereiflotte von neun Hecktrawlern, eine Fischverarbeitungs- und -konservenfabrik und fischt in der Benguela-Region. Nichts Auffälliges.«

»Aber«, wandte Tau Masilo beflissen ein, stets der gewissenhafte

Masilo blickte zu Mentz auf. »Alle Schiffe …«, wiederholte er und legte eine Kunstpause ein, bevor er fortfuhr: »mit *Ausnahme* von Fischerbooten …«

»Verdammt!«, fluchte Rajkumar.

»Ich schlage vor, Mevrou, dass wir drei Teams in Walvisbaai einsetzen, denn dort werden sie die Waffen an

Land bringen. Garantiert.«

(17. September 2009. Donnerstag.)

Das elektro-akustische Mikrofon in der Außenwand der Chamberlainstraat 15 lieferte zum ersten Mal Ergebnisse.

Um kurz nach elf Uhr vormittags traf Shahid Latif Osman ein und betrat das Haus, was die Agentin auf der gegenüberliegenden Straßenseite auf Video und Foto festhielt. Sie trug ihr Headset, erwartete aber nicht, über das Mikrofon viel zu hören, denn normalerweise besprachen sich die Männer selten oben im Wohnzimmer.

Doch zu ihrer Überraschung hörte sie Osmans Stimme: »Alles ruhig?«

Mitschrift: abgehörtes Gespräch zwischen S. L. Osman und B. Rayan, Chamberlainstraat 15, Woodstock

Datum und Uhrzeit: 17. September 2009, 11:04

SLO: Alles ruhig?

BR: Keine besonderen Vorkommnisse, Oom.

SLO: Bist du sicher, Baboo?

BR: Ja, ganz sicher.

SLO: Hast du die Garage ausgeräumt?

SLO: Na schön. Warte in der Garage. Wenn ich Bescheid gebe, öffnest du die Türen und schließt sie, sobald das Auto drin steht. Baadjies trägt einen Sack über dem Kopf, aber er weiß, dass es eine reine Vorsichtsmaßnahme ist. Du wirst ihn hier entlang führen und dann runter. Dann kommst du wieder rauf. Je weniger Gesichter er sieht, desto besser. Verstanden, Baboo?

BR: Verstanden, Oom.

Die Agentin überprüfte, dass das Gespräch auf dem Laptop gespeichert war, bevor sie Quinn anrief.

Quinn eilte in die Leitstelle, wo er rasch die Bildschirme einschaltete und die Live-Video- und Geräuschaufnahmen einstellte. Er kam gerade rechtzeitig, um zu beobachten, wie Baboo Rayan den zweiten braunen Holztürflügel der Garage von Nummer 15 aufstieß, rasch überprüfte, ob es Zuschauer gab, und sich dann wieder in die dunklen Schatten der Garage zurückzog.

Ein weißer Chrysler Neon bog in die Einfahrt ein und fuhr in die Garage. Baboo Rayan schloss hastig die Türen.

Quinn lauschte angestrengt.

Knapp zwanzig Sekunden lang blieb alles ruhig. Dann hörte er Osmans Stimme: »Langsam, Terry, jetzt geht es die Treppe runter.«

Eine unbekannte Stimme sagte: »Okay.« Es folgten Schritte, dann herrschte Stille.

Sie standen auf dem Dach des Wall-Street-Chambers-Gebäudes, so dass Masilo zur Feier des Tages eine Zigarre rauchen konnte.

Rajkumar war nicht nach Feiern zumute. »Der Höchste Rat lässt sich mit einer Bande aus der Kaapse Vlakte ein – das ergibt keinen Sinn.«

»Natürlich tut es das«, erwiderte Masilo.

»Was willst du damit sagen?«, fragte Rajkumar.

Masilo erklärte es ihm. Der Höchste Rat arbeitete auf der einen

Rajkumar war noch immer nicht überzeugt. »Aber zu

welchem Preis?«

»Du musst dir klarmachen, was da gespielt wird. Diamantenschmuggler stehen alle vor demselben Dilemma: Wie können sie das meiste Geld für ihre Ware herausschlagen, wo doch internationale Verträge und Gesetze den Verkauf von Edelsteinen heutzutage stark erschweren. Das große Geld liegt inzwischen in Indien, wo mehr Steine verarbeitet werden als in den Niederlanden. Aber um sie an die Inder zu verkaufen, braucht man drei oder vier Mittelsmänner, die alle einen Anteil kassieren. Die Ravens werden voraussichtlich vierzig Prozent vom Gesamterlös erhalten, wenn sie die Steine über ihre Absatzkanäle verkaufen. Der Höchste Rat hat jedoch einen Trumpf im Ärmel: Sayyid Khalid bin Alawi Macki. Ich erinnere daran, dass er ein Geldwäscher ist und wahrscheinlich einen direkten Draht zu den Indern besitzt. Daher kann er den Ravens fünfzig, sechzig Prozent anbieten und in Indien immer noch über achtzig Prozent erzielen. Dabei reden wir über eine Lieferung im Wert von an die hundert Millionen Rand. Der Höchste Rat kann schlimmstenfalls mit einem Reingewinn von zwanzig Millionen rechnen. Mehr, wenn Shabangu die Lieferung abfängt, die dann trotzdem noch die erstgenannte Summe erzielen wird.«

»Ich meinte eigentlich nicht den kommerziellen Profit«, erwiderte Rajkumar gelassen. »Sondern ich frage mich, was es sie kosten wird, mit einem Verbrechersyndikat,

einer Drogenbande, Geschäfte zu machen? Pagad wird ihnen die Hölle heiß machen, die ganze Extremistengemeinschaft wird Amok laufen.« Er strich sich mit beiden Händen die Haare über die Schultern.

»Schlecht?«, fragte Masilo. »Wir werden sie aufhalten, Raj. Und denk doch mal so wie unsere Direktorin: Was unsere Zukunft angeht, sind es meiner Meinung nach sehr gute Nachrichten.«

Jessica trat zu Milla an den Schreibtisch und flüsterte: »Komm mal kurz mit.«

Milla folgte ihr in die Damengarderobe. Die Göttin holte einen Lippenstift aus ihrer Handtasche, stellte sich vor den Spiegel und frischte ihr Make-up auf. »Der Freund eines Freundes kommt dieses Wochenende aus Johannesburg runter. Er ist Gehilfe in einer großen Anwaltskanzlei in Jo'burg, gut aussehender Typ, der sich über ein bisschen Gesellschaft freuen würde.«

»Ach?«

»Ja, er ist vierundzwanzig und …«

»Vierundzwanzig?«

Die Göttin lachte sie an und steckte den Lippenstift wieder

ein. »Das perfekte Alter. Da stecken sie voller Energie. Wie gesagt, er ist Anwaltsgehilfe in einer großen Kanzlei in Jo'burg, nur übers Wochenende hier und wirklich sehr attraktiv.«

»Ich weiß nicht, Jess …«

»Lass dich von ihm in einen Club ausführen, trink was, tanz ein bisschen, amüsier dich. Wenn er nicht dein Typ ist, verbringst du einen netten Abend. Wenn er dein Typ ist, fickst du ihm das Hirn raus.«

Milla errötete. »Ich …«

»Ach, Milla, genieß doch ein bisschen dein Leben.«

Milla unterdrückte ihr großes Unbehagen. »Ich überleg's mir.«

»Wie bitte?«, fragte Tau Masilo, um Zeit zu gewinnen.

»Warum hat Tweetybird de la Cruz seinen General zum Höchsten Rat geschickt? Warum nicht Muhammad Perkins, das Finanzgenie?«

Sie hatte die Berichte ganz genau gelesen, er hätte es wissen müssen. Er ärgerte sich über sich selbst, über Quinn und über Rajkumar, weil keiner von ihnen darauf aufmerksam geworden war.

»Und noch etwas«, fuhr Mentz fort. »Warum hat der Höchste Rat sich bereit erklärt, mit Baadjies zu verhandeln? Er verkörpert alles, was sie verachten, und soweit ich verstanden habe, ist er ein sehr gefährlicher Mann.«

Masilo wusste, dass er ihr nichts vormachen konnte, und sagte: »Ich weiß es nicht.«

»Dann müssen wir es herausfinden, Tau«, erwiderte sie.

Er sah, dass das Stirnrunzeln zurückgekehrt war.

Um halb zehn abends rief sie Jessica an.

Sie sagte: »Ich kann das nicht. Er ist kaum älter als mein Sohn.«

»Genau deswegen will ich keine Kinder haben«, entgegnete die Göttin.

Nachdem Milla aufgelegt und sich wieder auf dem Sofa zurückgelehnt hatte, vermutete sie, dass Jessica die Wahrheit ahnte: Sie war unsicher. Ihr fehlte das nötige Selbstvertrauen.

17

(18. September 2009. Freitag.)

Für Suleiman Dolly, auch als »der Scheich« bekannt, war dies der Tag, an dem er das entscheidende Datum erfuhr.

Sein Handy klingelte um 07:28. Sayyid bin Alawi Macki entbot ihm den muslimischen Gruß und sagte dann: »Scheich, wir haben die Bestätigung erhalten. 23. Shawwal 1430.«

Zwölf Tage später sollte Julius »Inkunzi« Shabangu sterben, inmitten einer Blutlache in seinem Schlafzimmer. Doch während dieser zwölf Tage würde er an den 18. September als »schwarzen Freitag« zurückdenken, denn das war der Tag, an dem die Muslime ihn betrogen. Und an dem ihm dieser Hund von Becker zum ersten Mal auf die Nerven fiel.

Um kurz nach neun rief ihn Abdallah Hendricks an, der Sprecher Osmans. »Sir, es hat neue Entwicklungen gegeben.«

Inkunzi lenkte seinen BMW X5 durch den morgendlichen Berufsverkehr in Sandton, und da er keine Freisprechanlage hatte, musste er sich gleichzeitig auf die Straße und das Handy konzentrieren. Deswegen witterte er nicht sofort Unrat. »Welche Entwicklungen?«, fragte er.

»Nun, es scheint, als seien Marktmechanismen am Werk, Sie wissen schon, was ich meine.«

»Nein, weiß ich nicht.«

»Angebot und Nachfrage. Sie unterliegen bekanntermaßen ständigen Schwankungen. Inkabi hat mich gebeten, neu mit Ihnen zu verhandeln.«

»Neu zu verhandeln?« Shabangu konzentrierte sich jetzt voll auf den Anruf.

»Ja, Sir, denn leider sehen wir uns mittlerweile nur noch in der Lage, Ihnen dreißig Prozent anzubieten.«

»Was soll der Scheiß?«

»Ich bedaure, aber dies sind meine Instruktionen.«

»Wir hatten eine Abmachung – sagen Sie Osman, wir hatten eine Abmachung!«

»Bitte, Sir, keine Namen …«

»Ihr könnt mich mal! Warum tut Osman so etwas?«

»Bitte, Sir, wir müssen uns an das vereinbarte Protokoll halten …«

»Scheiß auf das Protokoll! Was treibt Osman da?«

»Die Route? Ich habe doch gesagt, dass es eine Weile dauern würde, dass es ein Prozess ist … Moment mal …. Ihr Scheißkerle!«

»Wie bitte?«

»Ihr Scheißkerle! Es ist Tweety the Bird, oder? Ihr habt einen Deal mit ihm ausgehandelt. Deswegen wisst ihr über die Route Bescheid.«

»Nein, Sir«, antwortete Hendricks seelenruhig und ausgesucht höflich. »Es ist lediglich eine Frage des Marktes – unser Käufer hat ein niedrigeres Angebot unterbreitet, und wir müssen …«

»Ihr bescheißt mich, verdammt!«

Hendricks setzte zu einer Erwiderung an, doch Shabangu übertönte ihn. »Ich sag Ihnen jetzt mal was: Ich werde mir diese Diamanten holen, und dann werden wir sehen, welchen Preis Sie dafür zahlen! Ich werde herausfinden,

über welche verdammte Route sie sie transportieren, und dann werde ich mir die ganze Scheißladung greifen!«

»Bitte, Sir, Sie sprechen über Ihr Mobiltelefon …«

»Fuck you!«, schrie Inkunzi und beendete mit vor Wut zitternder Hand die Verbindung. Zehn Minuten lang fluchte er vor sich hin, schlug auf das Lenkrad, starrte auf den ihn umgebenden Verkehr. Dann rief er erst seine beiden Adjutanten an, um mit ihnen über den Verrat der Muslime zu diskutieren. Anschließend kontaktierte er seinen Hauptinformanten in Harare.

»Wofür bezahle ich dich eigentlich, verdammt noch mal?«
»Inkunzi?«

»Wofür zum Teufel bezahle ich dich? Du hast mir die falsche Route durchgegeben, und das eine sag ich dir, wenn du die richtige nicht rechtzeitig rauskriegst, dann schneide ich dir persönlich die Eier ab. Ist das klar?«

Dann klingelte erneut sein Handy.

»Hallo?«

»Ouboet, mein Name ist Lukas Becker, und du hast versehentlich mein Geld gestohlen. Ich bin dir nicht böse, *Ouboet*, aber ich möchte es gerne wiederhaben.«

Die lakonische Sprache, der langsame Rhythmus, die Wortwahl und schon allein die Tatsache, dass ihn ein weißer *Afrikaner* anrief – das alles war so bizarr und kam so unerwartet, dass Shabangu unwillkürlich lachen musste.

Becker sagte daraufhin: »Mit einem Mann, der lachen kann, kann ich arbeiten, Ouboet.«

Der Agent, der das kurze Gespräch zwischen Shabangu und Hendricks verfolgte, ließ anschließend Quinn holen. Der hörte sich die Aufnahme auf dem Computer des Agenten an und befahl sofort, sie in einer eigenen Datei auf dem Server zu speichern und zu transkribieren. Dann ging er in Masilos Büro und sagte ihm Bescheid.

Später erhielt er eine Mitschrift des Becker-Gesprächs per E-Mail, mit den Sprachdateien im Anhang. Der Agent schrieb: *Ich dachte, das würde Ihnen gefallen. Ziemlich abstrus.*

Quinn hörte sich das ganze Gespräch an.

(Shabangu lacht aus vollem Hals.)

Mit einem Mann, der lachen kann, kann ich arbeiten,

Ouboet. Wer zum Teufel bist du?

Lukas Becker. Deine Leute haben mein Auto gekapert. Es war ein Mietwagen, sie können ihn also ruhig behalten. Aber mein Geld lag drin. Und nun meine freundliche Bitte: Ich hätte es gern zurück.

Geld? Was für Geld?

Viel Geld. In englischen Pfund. Bargeld.

Meine Leute? Wie kommst du darauf, dass es meine Leute waren?

Weil ich einen von ihnen hier bei mir habe. Er heißt Enoch Mangope, der mit dem weißen Auge. Er hat gesagt, er würde für dich arbeiten.

Ich kenne keinen, der so heißt.

Ouboet, er wollte erst nichts sagen, aber als wir vor der Polizeidienststelle anhielten, fing er an zu reden. Und ich glaube nicht, dass er lügt. Wir sollten die Sache nicht unnötig verkomplizieren. Ich will nur mein Geld.

Ich weiß nichts von deinem Geld.

Ich glaube dir, Ouboet, aber deine Leute müssen davon wissen. Das Geld war in meinem Rucksack, und der lag hinten im Kofferraum. Den Rucksack könnt ihr auch behalten, gebt mir nur mein Geld.

Und wenn nicht?

Darüber reden wir erst mal gar nicht.

Ich sag dir jetzt mal was: Verpiss dich!

Ai, Ouboet, mit dieser Einstellung gibt's doch nur Ärger.

Ärger? Für wen hältst du dich?

Lukas Becker. Ich dachte, ich hätte mich schon vorgestellt.

(Shabangu lacht.) Das soll wohl ein Witz sein?

(Gespräch beendet.)

Ende der ersten Sprachdatei. Quinn lachte leise und öffnete die zweite.

Ouboet, ich kann dich verstehen – ein Weißer, der dich unversehens anruft –, aber ich mache keine Witze. Ich

möchte die Sache nur auf höfliche Weise aus der Welt schaffen. Was sagst du dazu?

(Shabangu lacht ungläubig.) Weißt du, wer ich bin?

Ich kenne dich nicht, Ouboet, aber Enoch, der Einäugige sagt, du seist ein Inkosi. Ein gefährlicher Kerl.

Stimmt. Und ich bin nicht dein verdammter Ouboet!

Ach, ist nur so eine Redensart von mir.

… und solltest du noch mal anrufen, wirst du rausfinden, wie gefährlich ich bin!

Ich halte dich für sehr gefährlich, Ouboet, aber auch für einen vernünftigen Mann. Ich habe für dieses Geld sehr hart gearbeitet.

Ist mir scheißegal.

Ai, Ouboet, so etwas solltest du nicht sagen.

Was willst du machen? Mich zusammenschlagen?

Nein, Ouboet, ich frage so lange nett und freundlich, bis es nichts mehr nützt.

(Shabangu lacht.) Du bist echt völlig durchgeknallt.

Noch nicht …

Jetzt hör mal gut zu: Lass mich in Ruhe. Und sag Enoch, er arbeitet nicht mehr für mich.

18

Tau Masilo dachte nicht besonders viel über die Vergangenheit nach. Er konzentrierte sich meistens auf die Zukunft. Doch der 18. September hinterließ Spuren in seinem Notizbuch.

Seitdem Janina Mentz ihn am Abend zuvor mit der Frage zu Baadjies kalt erwischt hatte, lag ihm die Sache im Magen. Für den Anwalt war es in erster Linie eine Frage der Ehre: sorgfältig vorbereitet und informiert zu sein, alle Ecken und Winkel gedanklich auszuloten, um ein fundiertes Urteil zu fällen. Aus diesem Grund hatte ihn Mentz schließlich eingestellt.

An jenem Freitag war ihm durchaus klar, warum er in der Sache mit Baadjies gepatzt hatte – es war einfach zu viel auf einmal passiert. Doch Ausflüchte und Entschuldigungen waren nicht seine Art. Erst an jenem Nachmittag erhielt er jedoch die Gelegenheit, über das alles gründlich nachzudenken, nachdem sich die Aufregung wegen der aufgezeichneten Gespräche und der abgefangenen E-Mail gelegt hatte. Erneut las er den Bericht des Info-Teams über das Organisierte Verbrechen und ging alle relevanten

Mitschriften noch einmal durch. Dann gestand er sich zu, ein wenig zu spekulieren. In seiner fast unleserlichen Handschrift kritzelte er Schlagworte in die leeren Felder des Freitags in seinem Terminkalender.

Nämlich, dass der Höchste Rat mehr über die innere Struktur der Ravens wusste als die PIA.

Dass es nicht die Entscheidung von Tweetybird de la Cruz gewesen war, Terror Baadjies zu den Verhandlungen mit dem Rat zu schicken.

Dass alles von Bedeutung war, in irgendeiner Form.

Und dass sie den Zusammenhang herausfinden mussten.

Janina Mentz und Rajhev Rajkumar würden sich an diesen Tag erinnern, weil Rajs Leute die E-Mail abgefangen hatten.

Masilo saß gerade in Mentz' Büro und informierte sie über das Gespräch zwischen Shabangu und Hendricks. Da stürmte der Inder mit einem Blatt Papier in der Hand herein. »Das ist einfach unglaublich, hier, einfach unglaublich …«

Mentz reagierte zunächst ungehalten. »Was gibt's, Raj?«

»Einer von diesen Idioten hat einen Fehler gemacht und eine unverschlüsselte Mail mit dem Datum weitergeleitet!«

»Das ist nicht dein Ernst!«, sagte Masilo.

»Hier, sieh dir das an!«, fuhr Rajkumar fort und legte den Ausdruck zwischen sie auf den Tisch. »Die ursprüngliche Mail stammt vom Höchsten Rat, sicher und sauber verschlüsselt. Aber einer der Empfänger muss einen Aussetzer gehabt haben.«

Mentz las die sehr kurze Mail langsam durch und sah den aufgeregten Mann vor ihrem Schreibtisch an. »Das soll ein Datum sein?«

»Ja. Der 23. Shawwal 1430 im muslimischen Kalender ist der 12. Oktober 2009. Also in weniger als einem Monat.«

»Ich weiß, Raj. Aber was hat das zu bedeuten?«

»Dann wird es passieren.«

»Was denn?«

»Sie wissen schon, die Transaktion. Mit den Waffen.«

»Laut Ismail Mohammed sollte das im September über die Bühne gehen.«

»Das sollten wir schnellstmöglich herausfinden, was meinen Sie?«

(19. September 2009. Samstag.)

Ab neun Uhr saß Tau Masilo in seinem Büro. Es war ruhig, weil nur das Stammpersonal anwesend war.

Zuerst las er den Bericht von Reinhard Rohn, ihrem Mann in Namibia. Nichts Neues. Das bereitete ihm Sorge.

Dann sah er wieder seine Notizen vom Tag zuvor durch, über die Restless Ravens. Dasselbe Gefühl beschlich ihn.

Er las Rajkumars Bericht. 23. Shawwal. 12. Oktober 2009.

Er schob alle Unterlagen beiseite, legte die Hände auf die Tastatur seines Laptops, loggte sich ins Internet ein und gab in Google *12. Oktober 2009, Kapstadt* ein.

Er überflog die Ergebnisse. Der sechste Eintrag erregte seine Aufmerksamkeit. Er klickte ihn an. Es war ein Artikel aus einer Lokalzeitung, und er gefror innerlich.

Kapstadt. – Die amerikanische Fußballmannschaft, Teilnehmer der Weltmeisterschaft 2010, wird nächsten

Monat dem neuen Kapstadt-Stadion in Groenpunt einen kurzen Besuch abstatten.

Ihre Stippvisite fällt mit der Inspektion des Gebäudes durch die Fifa am 12. Oktober zusammen. Der Fifa-Vorsitzende Sepp Blatter wird in Begleitung einer Gruppe von etwa sechzig Delegierten an einer Zeremonie zur Einweihung des Rasens teilnehmen.

»Mein Gott!«, stieß Masilo hervor.

Er starrte lange auf den Bildschirm, druckte dann den Artikel aus und rief Janina Mentz an.

(Der schwarze Schwan)

September 2009

Die Kunst des Spurenlesens besteht darin, jedes noch so kleine Zeichen tierischer Präsenz in der Natur wahrzunehmen und zu interpretieren: Abdrücke am Boden, Veränderungen der Vegetation, Gerüche, Futterreste, Fraßspuren, Urin, Kot, Speichel, Haare, Reviermarkierungen, Wechsel und Unterschlüpfe. Hinzu kommen Laute und andere akustische Signale, optische Wahrnehmungen, zufällig hinterlassene Zeichen, durch die Umstände bedingte Zeichen und Kadaver.

Grundzüge des Spurenlesens: Spurenidentifikation

(Liebenberg, L. W.)

Territorialgrenzen werden häufig durch Duftstoffe markiert, sei es durch Urin, Kot oder Sekrete bestimmter Drüsen, die zum Beispiel an Büschen hinterlassen werden.

Grundzüge des Spurenlesens: Zeichenklassifikation

Ich bin nicht scharf auf Ärger, ziehe ihn aber magisch an.

Um elf Uhr an einem Samstagmorgen Ende September saßen Emma le Roux und ich in der Rooi Granaat, und mein Leben war in diesem Moment schön, ja, fast perfekt: die trägen Dorfgeräusche Loxtons, das Begrüßungspfeifen einer Kapstelze, die nickend zur Restauranttür hereintrippelte, der Sonnenstrahl, der durch das Nordfenster fiel. Ich hatte mit Appetit ein reichhaltiges Frühstück verzehrt, und der Filterkaffee schmeckte aromatisch und stark. Emma aß noch langsam und mit sichtlichem Genuss frische Scones mit dickem Sahneaufstrich und Konfitüre, neben ihr eine Kanne Tee. Ihre Haut glühte, und ihre Wangen waren gerötet, denn vor zwei Stunden lagen wir noch ineinander verschlungen auf den schneeweißen Laken meines Bettes. Sie erzählte mir von dem Buch, das sie gerade las, mit ihrer Stimme, die

immer ein bisschen tiefer klang, als ihre zarte Gestalt erwarten ließ. An ihrer vollkommen geschwungenen Oberlippe hing ein kleiner Klecks Sahne, wie eine Schneeflocke.

Das alles war zu schön, um wahr zu sein, denn ich bin Lemmer.

Als erwachten die Götter, ertönte auf einmal von Ferne ein tiefes Grollen, Motorengeräusche, die immer lauter wurden, bis Emma aufhörte zu reden und den Kopf drehte. *Tannie* Wilna, die gute Seele der Rooi Granaat, kam aus der Küche und wischte sich die Hände an der Schürze ab. »Hört ihr das auch?«

Wir blickten hinaus zu dem weiten Bogen, den die Straße um die Kirche beschrieb. Als wäre das Dorf mit einem Schlag erwacht, drängten plötzlich die Leute aus dem Gemischtwarenladen und dem Genossenschaftshandel. Eine Gruppe farbiger Kinder kam aus dem Gemeindesaal auf den Platz gerannt. Ihre Rufe gingen in dem Getöse unter. Aufgeregt zeigten sie die Straße hinunter.

Es folgte eine dramatische Erscheinung am Neun-Uhr-Punkt des Kreisels: bullige Wunderwerke aus Chrom und Stahl mit langen schwarzen Lederfransen, die von Lenkern und Satteltaschen wehten – vier Harley Davidsons und ihre

Easy Rider. Sie trugen Sonnenbrillen, alberne Helme und bunte Halstücher über Mund und Nase. Die Fahrer hatten Beine und Arme durchgestreckt, um Pedalen und Lenker erreichen zu können. Die Motorräder tauchten hinter der Kirche wieder auf, folgten der Biegung bis zum Restaurant und hielten an, ordentlich in Reih und Glied. Die Fahrer schoben die Maschinen rückwärts auf uns zu, die Vorderräder in Richtung Straße. Noch einmal ließen sie die Motoren ohrenbetäubend laut aufheulen, dann wurden die Ständer heruntergetreten und die Halstücher heruntergezogen.

Barmherzige Stille.

Kleine Nummernschilder. Ich las der Reihe nach: *NV ME. BOY'S TOY. LOUD, PROUD*. Und *HELLRAZOR*. Alle vom Kap.

NV ME stieg von seinem Thron, schnallte den Helm los, streifte die fingerlosen Handschuhe ab und zog die fransenbesetzte Lederjacke aus. Stahlgraue Haare, teurer, schicker Haarschnitt, jungenhaftes Gesicht, sehr von sich überzeugt. Das T-Shirt saß ein bisschen stramm.

Überheblich blickte er über die Straßen von Loxton. »Verdammtes Kuhkaff«, sprach er, so dass es alle hören konnten.

Alle vier Biker standen jetzt neben ihren Maschinen: Lederhosen, glänzend schwarze Stiefel, üppig mit silbernen Nieten verziert. Alle vier mussten Ende vierzig sein. Nummer zwei war hochgewachsen, an die zwei Meter, Nummer drei klein und dünn mit Rattengesicht, Nummer vier durchschnittlich groß, aber sportlich.

»Weg da! Anschauen ist erlaubt, anfassen verboten!«, gebot der Stahlgraue den Kindern.

Sie sahen ihn mit großen Augen an und hielten Abstand.

Dann kamen die Easy Rider herein. Der Stahlgraue zuerst, gefolgt von der Ratte und dem Sportsmann. Der Große bildete die Nachhut. Interne Rangordnung.

»Guten Morgen«, grüßte Tannie Wilna, »willkommen in Loxton«, mit der liebevollen Herzlichkeit, die sie allen entgegenbrachte.

Die Biker musterten sie und das Restaurant. »Haben Sie Bier?«, fragte der Stahlgraue unbeeindruckt.

Emma wandte sich wieder mir zu, schüttelte leicht den Kopf und aß ihr Scone.

»Wir haben leider keine Lizenz, aber der Getränkeladen ist gleich gegenüber. Ich schicke Mietje rüber.« Mit einer Handbewegung wies sie auf den großen Sechsertisch. »Nehmen Sie doch schon einmal Platz.«

Der Stahlgraue warf mir einen flüchtigen, abschätzigen Blick zu. Die Augen der Ratte ruhten prüfend auf Emma. Dann setzten sie sich. Auf dem T-Shirt des Sportlichen stand hinten der Spruch: *Wenn du das lesen kannst, ist die Alte runtergefallen.*

Tannie Wilna brachte ihnen Speisekarten. »Welches Bier hätten Sie gerne?«

»Black Label«, antwortete der Stahlgraue. »Kalt, wenn's geht.«

»Hol uns bitte vier Black Labels bei Zelda«, sagte Tannie Wilna zu Mietjie. »Bitte sie, kalte rauszuholen.«

»Antie«, sagte der Stahlgraue, »machen Sie zwölf draus.«

»Der große Wüstentreck«, setzte die Ratte nach, offenbar der Hofnarr im Hause des Stahlgrauen, denn sie lachten. Ha-ha-ha. Kameraden.

Tannie Wilna zögerte einen Augenblick, bevor sie nickte. »Frag bei Zelda nach, ob sie zwölf Kalte hat, sonst müssen wir sie in die Tiefkühltruhe legen.«

Mietjie machte sich auf den Weg. Einen Moment lang herrschte Ruhe.

Draußen fuhren vier Farbige auf einem Eselskarren vorbei in Richtung Beaufort. Die Hufe klapperten auf dem Teer. Der Sportliche sah ihnen nach und sagte: »Formel eins auf dem Land.« Wieder lachten die anderen. Urkomisch! Dann fingen sie ein Gespräch an, lauter als nötig, damit wir – das Publikum – ihnen zuhören konnten.

Emma warf mir ein wehmütiges Lächeln zu. Es besagte, dass unser magischer Augenblick verloren war.

20

Tollwütige Tiere weisen häufig ein untypisches Verhalten auf, zu dem auch Angriffe auf Menschen zählen können.

Grundzüge des Spurenlesens: Gefährliche Tiere

»Wo waren wir stehengeblieben?«, fragte sie leise.

»Der ›Schwarze Schwan‹«, antwortete ich und trank von

meinem Kaffee. Das spannende Buch, von dem sie mir erzählt hatte.

»Ich war sowieso fast fertig.« Emma schenkte Tee in ihre Tasse und griff nach ihrem letzten Scone.

Am Nachbartisch verkündete der Stahlgraue, dass er sich einen Porsche Cayenne kaufen wolle.

»Warum denn?«, fragte der Sportliche. »Dein Q7 ist doch noch kein Jahr alt.«

»Weil ich genug Kohle habe.« Ha-ha-ha.

Ich musterte die anderen. Der Große war am einfachsten einzuordnen – er war der Untergebene des Stahlgrauen, sein Wachhund. Bei den anderen beiden war es schwieriger – keine Kollegen, aber Gleichgesinnte. Vielleicht Kunden des Stahlgrauen. Sie spielten zusammen Golf, trafen sich zu ausgedehnten, feucht-fröhlichen Mittagessen, schauten dann und wann heimlich im Striplokal vorbei. Alle vier waren reiche Afrikaner aus den nördlichen Vorstädten von Kapstadt, auf einer Spritztour, nachdem sie Frau und Kinder in ihrem Strandhaus bei Hermanus geparkt hatten. Doch die Kluft zwischen Schein und Sein war ein wenig zu groß.

»Du hast zu viel Spielzeug«, bemerkte die Ratte.

»Große Jungs wollen spielen«, sagte der Große und blickte den Stahlgrauen beifallheischend an.

Und er bekam, was er wollte. »Da hast du verdammt recht.«

Sie schwenkten um auf das Thema »mein Haus, mein Auto, mein Swimmingpool«.

Mietjie brachte das Bier, und Tannie Wilna servierte es ihnen am Tisch. »Die Gläser können Sie weglassen«, sagte der Große.

Genießerisch tranken sie in tiefen Zügen direkt aus der Flasche. Der Stahlgraue knallte seine laut auf den Tisch und wischte sich den Mund ab. »Muttermilch.«

Emma lehnte sich über den Tisch zu mir. »Regressives Verhalten«, flüsterte sie. »Die verwandeln sich wieder in Studenten.«

Idioten, dachte ich.

»Noch eine Runde!«, rief die Ratte.

»Heute kein doppelt dicker Milchshake?«, fragte sie erstaunt. Die Biker waren plötzlich still und hörten

aufmerksam zu.

»Nein, heute nicht, danke, Tannie«, antwortete ich leise.

»Ein doppelt dicker Milchshake!«, höhnte die Ratte.

Ha-ha-ha. Sie tranken ihr Bier in großen Schlucken.

»Die Scones sind phantastisch«, lobte Emma.

»Danke, Emmatjie.«

Emma schenkte sich Tee nach.

»Komm, Emmatjie, setz dich zu uns«, sagte der Sportliche.

»Ach was, die ist doch doppelt dünn!«, sagte die Ratte.

»Ob dick oder dünn …«, sagte der Sportliche. Ha-ha-ha.

»Er sieht aber aus, als wäre ihm der Milchshake zu Kopf gestiegen«, sagte der Große, sah mich an und tippte sich mit dem Finger an den Kopf.

Lemmers Erstes Strafgesetz: In Loxton wird niemals aus Wut die Hand erhoben.

Ich stand auf, ging an den Tresen und holte mein Portemonnaie heraus, den Rücken zu ihnen gewandt.

»Warum wurde Jesus nicht in Loxton geboren?«, fragte die

Ratte.

Tannie Wilna runzelte die Stirn.

»Weil es hier keinen Weisen gab«, antwortete der Stahlgraue. Ha-ha-ha.

»Und auch keine Jungfrau«, fügte der Große hinzu. Ha-ha-ha, eine Oktave höher.

Tannie Wilna schrieb die Rechnung. Langsam und sorgfältig wie immer.

»Ich weiß nicht, Emmatjie sieht aus, als könnte sie noch Jungfrau sein«, sagte der Stahlgraue.

Ich legte die Hände auf den Tresen, senkte den Kopf, atmete tief durch. Langsam ein, langsam aus. Ich wusste, was in ihren Köpfen vorging – sie sahen in mir das blasse, schmale Landei und fühlten sich stark in der Gruppe.

»An dir ist ein Dichter verlorengegangen«, sagte der Große.

»Emma, so nett, komm in mein Bett …«, sang die Ratte.

Gröhlendes Gelächter.

Ich öffnete mein Portemonnaie, um das Geld herauszuholen. Ich bemerkte, dass meine Hände zitterten.

»Komm schon, Emma, ich bin auch ganz lieb zu dir«, sagte die Ratte.

»Oder auch nicht«, sagte der Sportliche. Ha-ha-ha.

Ich hörte, wie Emma ihren Stuhl zurückschob, und wusste, der Ärger hatte mich eingeholt.

»Komm her«, forderte Emma ihn heraus. »Versuchs doch.«

»Ho, ho, ho«, tönte die Ratte, nicht mehr ganz so mutig.

Bissig fuhr Emma fort: »Was wohl deine Frau sagen würde, wenn sie dich jetzt sehen würde? Und erst deine Kinder?«

Ihnen fiel so schnell keine geistreiche Antwort ein.

»Das macht fünfundneunzig Rand«, flüsterte Tannie Wilna. Ihr zuliebe mussten wir hier raus. Und zwar sofort.

»Ihr seid armselig«, höhnte Emma.

Drohendes Schweigen. Hastig legte ich das Geld auf den Tresen und drehte mich um. Emma hatte sich vor ihnen aufgebaut, stocksteif vor Wut. »Emma …«, sagte ich, denn

ich hatte sie schon in Aktion gesehen. Vor neun Monaten hatte sie einem kräftigen Polizisten mehrmals furchtlos ihren zarten Zeigefinger in die Brust gebohrt.

Ich sah den giftigen Blick des Stahlgrauen und wusste, dass seine nächste Bemerkung alles verändern würde. Ich war unterwegs zu Emma, als er hervorstieß: »Was bildest du dir eigentlich ein?«

Ich rang verbissen um den letzten Rest Selbstbeherrschung. Meine innere Stimme schrie: Raus hier!

»Du bist armselig, du kleine magere Nutte«, zischte der Stahlgraue.

Eine Welle der Wut erfasste mich. Ich steuerte direkt auf ihn zu.

Eine Spur umfasst eine große Vielfalt von Zeichen, beginnend bei sichtbaren Fußabdrücken, die detaillierte Informationen über die Art und die Aktivitäten eines Tieres vermitteln, bis hin zu äußerst subtilen Zeichen, die womöglich nichts weiter verraten, als dass irgendetwas die

Ordnung der Natur gestört hat.

Grundzüge des Spurenlesens: Die Klassifikation der Zeichen

»Wow, sind das tolle Maschinen da draußen – ihr müsst ja steinreiche Männer sein«, ertönte eine joviale, tiefe Stimme von der Tür her. Eine untersetzte Gestalt mit bekanntem Gesicht drängte sich rasch an mir vorbei. Der Mann zwinkerte mir zu und schirmte mich ab. »Lemmer, alter Kumpel, ich habe schon das ganze Dorf nach dir abgesucht«, sagte er, als würde er mich wer weiß wie gut kennen.

Es dauerte etwas, bis mir einfiel, wer er war. Diederik Brand, ein Farmer aus der Gegend. Ich zwängte mich an ihm vorbei und wollte auf den Strahlgrauen losgehen, wollte allen einen Denkzettel verpassen. Der Große erhob sich bereits.

Emma sah, was ich vorhatte. »Lemmer, nicht!«

Diederik legte mir seine breite Hand fest auf die Schulter und redete leise und beruhigend auf mich ein: »Lass dich

doch nicht provozieren.« Er drehte sich zu dem Tisch der Männer um. »Was kostet denn eigentlich so eine schicke Maschine?«, fragte er, während er mich in Richtung Tür bugsierte.

Emma folgte seinem Beispiel und fasste mich am anderen Arm. Kühl lag ihre Hand auf meiner Haut.

»Zweihunderteinundzwanzig«, antwortete die Ratte mit vor Anspannung hoher Stimme. »Ohne Extras.«

Diederik und Emma hatten mich zur Tür manövriert, aber meine Augen waren auf den Stahlgrauen gerichtet – er sah meinen Blick und schaute weg.

»Unglaublich«, sagte Diederik. »Tolle Kisten.« Dann waren wir draußen, und er flüsterte mir zu: »Lass es gut sein.«

»Nein«, sagte ich und strebte wieder zum Restaurant.

»Lemmer!«, mahnte Diederik Brand scharf. Ich blickte ihn an, sah zwei Grübchen, das beruhigende Lächeln.

Ich blieb stehen.

»Hör mir mal zu«, sagte er, »was würdest du davon halten, die beiden letzten Spitzmaulnashörner Simbabwes zu retten?« Als sei das in diesem Augenblick eine relevante

Frage.

Ich wusste nur zwei Dinge über Diederik Brand. Er bewirtschaftete eine große Farm zwischen dem Sakrivier und den Nuweveldbergen, und wenn in Loxton sein Name fiel, fügten die Leute hinzu: »Ach ja, der Diederik«, und dann lachten sie und schüttelten die Köpfe wie über einen beliebten Tunichtgut.

Ich kannte ihn nur flüchtig. Meist sah man von ihm nicht mehr als einen haarigen Arm, der aus einem Bakkie grüßte. Jetzt saß er auf dem neuen Ledersofa – Emmas Friedensangebot, nachdem sie sich mit meinem alten Isuzu in der unbefestigten Kurve kurz vor Jakhalsdans überschlagen hatte – in meinem Wohnzimmer und redete mit mir.

Wir waren mit ihm zusammen hergefahren, und Emma und er hatten mich besänftigt und mich davon überzeugt, dass die Biker den Ärger nicht wert waren. Nun saß ich also da und hörte Brand zu, während ich im Geiste noch in der Rooi Granaat Prügel austeilte.

Diederik war ein großer Mann etwas über fünfzig mit breiten Schultern und dem sonnenverbrannten Gesicht aller Karoofarmer. Seine dunkelgrau melierten Haare lockten sich über seinen Ohren und dem Kragen des gepflegten

Khakihemdes. Er trug einen militärischen Schnauzer und hatte Lachfältchen um die schalkhaften Augen, besaß einen natürlichen Charme und war einnehmend und bescheiden. Er hatte sich nach vorn gebeugt, die Ellbogen auf die Knie gestützt, und erzählte seine Geschichte

»Wir versuchen schon seit zwei Jahren, Spitzmaulnashörner zu bekommen, aber es ist schwierig. Eine Genehmigung zu erhalten ist fast unmöglich – es gibt eine ellenlange Warteliste, man wird überprüft, muss genügend Grund und Boden und das passende Habitat vorweisen sowie bereit sein, an Zuchtprogrammen teilzunehmen. Die nationalen Wildparks werden bevorzugt behandelt. Sambia hat letztes Jahr die einzigen zehn verfügbaren Tiere bekommen, weil die Art dort seit 1998 als ausgestorben gilt. Und ein Spitzmaulnashorn ist teuer, wir reden über eine halbe Million Rand pro Exemplar. Aber wir müssen sie wieder ansiedeln, schließlich war hier früher ihr ursprünglicher Lebensraum. Weil ich mich überall umgehört habe, weiß man in den einschlägigen Kreisen inzwischen, dass ich die Tiere suche. Und vor drei Wochen hat mich dann ein Kerl aus Simbabwe angerufen, vom simbabwischen Naturschutz. Zwar hatten ihn Mugabes Sturmtruppen schon lange vertrieben, aber er organisiert noch private Safaris im Chete. Jedenfalls rief er an und sagte, sie hätten einen Bullen und eine Kuh gefangen, zufällig, am Sebungwe-Fluss, etwas südlich von Kariba. Die Tiere seien verschreckt, wild, bösartig, man könne sich ihnen nicht nähern. Er sagte, wenn wir sie nicht retteten,

würden sie auf jeden Fall schon bald wegen ihrer Hörner erschossen werden, aber sie hätten kein Geld für die Betäubung und den Transport. Wenn ich für die Kosten aufkäme, würden sie die Tiere bis zur Grenze schmuggeln, dort müsse ich sie dann nur abholen. Die Sache ist aber nicht einfach, denn der Sebungwe liegt siebenhundert Kilometer von der südafrikanischen Grenze entfernt, und sie müssen vorsichtig sein wegen der vielen Straßensperren und so weiter, sie bringen also ein großes Opfer. Aber für alle geht es dabei um die gute Sache …«

Er unterbrach sich und blickte zum Fenster. Draußen hörte man das hohe Brummen eines Flugzeugmotors, ein einmotoriges Kleinflugzeug, immer lauter. Diederik Brand nickte, als hätte er damit gerechnet.

»Kann ich Ihnen eine Tasse Kaffee anbieten, Meneer Brand?«, fragte Emma in den Augenblick der Stille hinein. Während ich dasaß und mich fragte, was diese Geschichte mit mir zu tun hatte.

»Diederik, bitte nenn mich Diederik. Nein, danke, Emma. Das Problem ist, das wir nicht genügend Zeit haben.« Er griff zu der dicken schwarzen Akte, die er beim Hereinkommen auf meinem Kutschkasten-Wohnzimmertisch abgelegt hatte, schlug sie auf und begann in den Dokumenten zu blättern. »Als Erstes habe

ich mit den Mitarbeitern unseres Ministers geredet, denn es nützt ja nichts, wenn die Tiere bis an die Grenze transportiert werden und ich sie dann nicht einführen darf. Die Umweltbehörde ist sehr entgegenkommend; ich glaube, sie haben ein schlechtes Gewissen wegen Simbabwe, wenn du weißt, was ich meine, aber sie haben sich gesträubt, weil wir kein Herkunftszertifikat und keine Ausfuhrgenehmigung für Simbabwe werden vorweisen können. Wie man es dreht und wendet, es bleibt de facto Schmuggel.«

Er suchte ein Dokument heraus und legte es feierlich auf den Kutschkasten. »Aber die richtigen Argumente haben dann den Ausschlag gegeben. Erstens der Genpool. Hier in Südafrika ist er klein, denn unsere Spitzmaulnashörner sind fast alle direkte Nachfahren der KwaZulu- und Kruger-Herden. Die Tiere aus Simbabwe sind in dieser Hinsicht Gold wert. Ich musste mich dazu verpflichten, der Naturschutzbehörde das Erstrecht auf die Kälber abzutreten. Zweitens ist meine Farm abgelegen. Kaum jemand wird wissen, dass ich Nashörner halte – du gehörst jetzt auch dazu, und ich bitte dich, dass das unter uns bleibt, denn die Hörner bringen hier zwanzigtausend Dollar pro Kilogramm. Wir reden also über sechzigtausend Dollar pro Horn, fast eine halbe Million Rand. Drittens habe ich genügend Platz, und meine Zäune stehen unter Strom. Hier …«, er tippte mit seinem fleischigen Zeigefinger auf das Dokument, »… ist meine Genehmigung.«

»Diederik …«, sagte ich.

»Lemmer, ich weiß, was du mich fragen willst. Was hat die ganze Sache mit dir zu tun? Ich will es dir sagen. Kennst du Lourens le Riche?«

»Ich habe von ihm gehört.«

»Lourens ist momentan mit Nicolas Wildtransporter in Musina. Heute Nacht lädt er die Nashörner etwas östlich von Vhembe an der simbabwischen Grenze auf und muss dann den ganzen Weg hierherfahren, mit einer Fracht, die ein Vermögen wert ist, und das meine ich jetzt nicht nur in materieller Hinsicht. Es sind über tausendfünfhundert Kilometer, und wenn unterwegs etwas passiert …« Brand sah mich bedeutungsvoll an. Ich brauchte eine Weile, bis ich begriff.

»Du willst, dass ich ihn auf der Fahrt begleite?«

»Ja, bitte. Mensch, Lemmer«, sagte er, als seien wir alte Freunde, »ich zahle dir den vollen Preis, nenne mir einfach deinen Tarif.«

Emmas Gesichtsausdruck besagte, ich solle diese gute Sache unterstützen.

»Das ist leider nicht so einfach, Diederik.«

»Alles amtlich, Lemmer, du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«

»Das ist nicht das Problem. Ich bin vertraglich gebunden, ich kann nicht freiberuflich arbeiten.«

»Was soll das heißen?«

»Ich arbeite für eine Firma am Kap. Body Armour.«

»Das ist also dein Leibwächterjob? Ihr passt auf diese ganzen Reichen und Berühmten auf?«

In der Bo-Karoo gab es keine Geheimnisse, nur verdrehte Wahrheiten. »Meist übernehmen wir Geschäftsleute aus dem Ausland«, erwiderte ich.

»Diederik, ich habe einen Vertrag mit Body Armour, in dem festgelegt ist, dass ich nicht freiberuflich arbeiten darf. Alles muss über die Firma laufen.«

»Die nehmen sicher Provision.«

»Ja.«

»Lemmer, Mann … Wie sollen sie denn davon erfahren? Heute Abend verladet ihr, übermorgen früh seid ihr wieder zurück.«

Wie sollte ich ihm erklären, dass meine Loyalität meiner Arbeitgeberin Jeanette Louw gegenüber nicht verhandelbar war, ohne ihm auf den Schlips zu treten?

»Ich bin wie du, Diederik. Ich lege Wert auf offizielle Genehmigungen.«

Er sah mich forschend an und dachte nach.

»Okay«, sagte er schließlich. »An wen muss ich mich wenden? Gibst du mir die Telefonnummer?«

»Aber das ist doch sowieso sinnlos. Nach Musina fährt man einen ganzen Tag.«

»Das Flugzeug«, sagte er und wies mit dem Daumen zum Flugplatz. »Das ist Lotter. Er wartet auf dich.«

Nach zehn Minuten Diskussion am Handy reichte er mir den Apparat. »Sie will mit dir reden.«

»Hallo, Jeanette«, grüßte ich.

»Freut mich zu hören, dass du jetzt schon selbst die Kunden akquirierst.« Die wohlbekannte Ironie lag in ihrer Gauloise-Reibeisenstimme, gefolgt von einem kurzen, gebellten »Ha!«, was bei ihr ein Lachen bedeutete.

Ich sagte nichts.

»Ich kümmere mich um den Verwaltungskram, wenn du den Job haben willst.«

Wollte ich? Es war gefährlich nahe an zu Hause. Und ich hatte noch einige Fragen. Alles geschah Schlag auf Schlag. Erst die Biker, jetzt die Nashörner. Und der Auftrag verstieß gegen

Jeanette interpretierte mein Schweigen richtig. »Bestimmt weißt du mehr als ich. Es ist deine Entscheidung.« Dann fügte sie hinzu: »Es ist eine gute Sache, Lemmer. Er klingt wie ein anständiger Mensch. Und du kennst ja unsere Situation, bei der derzeitigen Rezession …«

Ich wusste Bescheid. Die Umsätze von Body Armour waren aufgrund der globalen Wirtschaftskrise um fünfzig Prozent gesunken. Ich hatte vor zwei Monaten den letzten Cent verdient.

Ich blickte in Emmas bittende Augen. Sie war – genau wie Jeanette – bereits ein Diederik-Fan. Ich dachte an den jungen Lourens le Riche, einen hart arbeitenden Studenten. Was würde das Dorf sagen, wenn ich ihn im Stich ließe? Ich dachte an die Raten für meinen neuen Ford-Bakkie. Und an mein Dach. Oom Ben Bruwers leises Pfeifen, als er durch die Zimmerdecke hinuntergeklettert kam und sagte: »Die Balken sind alle morsch. Du brauchst ein komplett

neues Dach.«

Ich seufzte.

»Ich bin dabei«, sagte ich.

22

Um Zeichen erkennen zu können, müssen Spurenleser wissen, wonach und wo sie suchen sollen. Wer nicht mit Spuren vertraut ist, wird sie womöglich nicht entdecken, selbst wenn er genau davorsteht.

Grundzüge des Spurenlesens: Die Erkennung von Zeichen

Lotter glich einem Rockstar in den mittleren Jahren – lichtes Haar, zu einem Pferdeschwanz gebunden, eine runde Brille in dem sonnenverbrannten, scharfgeschnittenen Gesicht. Er begrüßte mich mit Handschlag und einem leutseligen Lächeln,

Emma ging hin und betrachtete die Maschine neugierig, gefesselt von dem, was sie soeben noch als mein »aufregendes Abenteuer« bezeichnet hatte.

Diederik Brand gesellte sich zu mir. »Keine Sorge. Lotter gehört zu den besten Piloten Südafrikas.«

Aber mich beunruhigte nicht, wie er flog, sondern was er flog. Ich sagte nichts.

»Hier, nur für alle Fälle«, sagte Brand und reichte mir ein Bündel, das in einen schmuddeligen Lappen eingewickelt war.

Ich roch Waffenöl und begann, es auszuwickeln.

Er legte eine Hand auf das Paket. »Vielleicht solltest du es dir erst ansehen, wenn ihr in der Luft seid«, riet er mir und schaute mit einem vielsagenden Blick zu Emma. »Ich möchte sie nicht beunruhigen.«

»Gibt es etwas, was ich wissen müsste?«

»Du weißt doch, was auf unseren Straßen los ist«, erwiderte er ausweichend.

Unschlüssig stand ich da. Meine Glock 37 inklusive zehn Vollmondclips mit je sechs Patronen Kaliber .45 steckte in meiner Sporttasche. Mehr brauchte ich eigentlich nicht. Doch Diederik Brand hatte sich bereits abgewandt, ging

auf die Höllenmaschine zu und klatschte in die Hände. »Kommt, kommt, ihr müsst los!«

Ich sah auf meine Armbanduhr. Fünf vor zwölf.

Vor zwei Stunden war mein Leben noch eine Idylle gewesen.

Ich stand neben der Tragfläche, bereit zum Einsteigen. Emma kam auf mich zu. Eine seltsame Mischung von Gefühlen spiegelte sich auf ihrem Gesicht wider – Sorge, Stolz, Mitgefühl …

»Was?«, schrie ich.

Emma legte den Mund an mein Ohr.

Sie rief: »Ich liebe dich, Lemmer!«

»*Cape Town Information, romeo victor sierra, good morning*«, sagte Lotter über Funk, während die Bokpoortstraße unter uns entlangsauste und mir speiübel wurde.

»Romeo victor sierra, good morning, go ahead«, krächzte eine Stimme über den Äther.

»Cape Town, romeo victor sierra has taken off Loxton at ten zero four zulu, on flight plan reference zero two five, romeo victor sierra.«

»Romeo victor sierra, squawk four zero six six, no reported traffic and call me crossing the FIR boundry.«

Die Sprache einer fremden Welt. Lotter wiederholte zur Bestätigung die Worte der Geisterstimme, stellte hier etwas ein, berührte dort irgendetwas und studierte die rätselhaften Instrumente. Ich fragte mich, anhand welcher Anzeichen man merken würde, dass wir gleich in einem Feuerball verglühen würden. Dann blickte ich widerstrebend aus der Fensterkuppel. Unter uns lag weit und offen die Karoo, und der Himmel über uns war tiefblau und unermesslich groß.

Mein Magen krampfte sich zusammen.

Ich erinnerte mich an das Paket auf meinem Schoß, wickelte den Lappen um die Waffe ab und erblickte eine

Rarität: Es war eine MAG7, ein Schrotgewehr mit kurzem Lauf aus hiesiger Produktion. Es sah aus wie eine Uzi auf Steroiden. Kaliber zwölfer, fünf Patronen in einem langen Kastenmagazin, harter Rückschlag – die Art Waffe, die die Einsatzpolizei bei inneren Unruhen benutzte. Zwanzig Vollmondclips Ersatzmunition dazu.

Lotter pfiff in meine Kopfhörer und sagte: »Ich bin auf deiner Seite, ich schwör's.«

»Schön, aber wer steht auf Brands Seite?«

»Solche Waffen sind nur für den Polizeidienst und für das Militär erlaubt. Zivilisten erhalten dafür keine Genehmigung.«

Lotter lachte. »Ja, der Diederik«, sagte er kopfschüttelnd. Er sah mich an. »Du siehst ein bisschen blass aus.« Er zog eine braune Papiertüte unter seinem Sitz hervor und reichte sie mir. »Hier, falls du luftkrank wirst.«

Kurz hinter Hopetown war es soweit.

»Gut gefrühstückt?«, fragte Lotter mitfühlend.

Ich antwortete nicht, traute mich nicht, etwas zu sagen.

»Das ist ganz normal«, sagte er im Hinblick auf meine peinliche Situation. »Jetzt wird es dir gleich besser gehen.«

Zwanzig Minuten später zog das nächste Dorf unter uns vorbei. Ich holte tief Luft und fragte hoffnungsvoll, ob wir nicht mal landen müssten, um zu tanken.

Er lachte. »Die Kiste fliegt mit einer Tankfüllung dreitausend Kilometer weit.«

»Ganz schön weit für einen Ultraleichtflieger«, erwiderte ich skeptisch.

»Das ist kein Ultraleichtflieger!«, entgegnete er empört. »Das ist eine RV7!«

Eine RV7 und eine MAG7. Womöglich hatte Nicolas Wildtransporter auch eine 7 im Namen, dann gewann ich vielleicht im Farmer-Lotto.

Lotter sah, wie wenig beeindruckt ich war. »Das beste Selbstbauflugzeug der Welt«, erklärte er. »Ein Richard-van-Grinsven-Entwurf, Spitzengeschwindigkeit über 190 Knoten, das sind etwa dreihundertvierzig Kilometer pro Stunde, es kann segeln, es kann Kunstflugnummern, alles Mögliche.«

»Hätte schwören können, es wäre ein Van-Göbel-Entwurf«,

sagte ich.

Lotter lachte. »Das liegt an der Geschwindigkeit und der Höhe. Dein Gleichgewichtssinn sagt dir, dass du dich mit einem Höllentempo fortbewegst, aber deine Augen sehen es nicht. Es

Er hatte gut reden.

Lotter ging wieder an den Funk und sprach sein unverständliches Piloten-Kauderwelsch. »Cape Town, romeo victor sierra is crossing FIR boundry.«

»Cape Town, romeo victor sierra, call Johannesburg Central on one two zero decimal three, good day«, antwortete die Funkstimme.

Ich hörte nicht weiter zu, sondern blickte hinunter in die Karoo, die langsam aber sicher in Grasveld überging. Lotter hatte recht: Nach wenigen Minuten beruhigten sich meine Eingeweide. So dass meine Gedanken abschweiften. Langsam. Vorsichtig. Zu Emma.

Ich liebe dich, Lemmer.

Zum ersten Mal.

Emma und ich.

Vor neun Monaten waren wir noch Fremde, Gegensätze, verschiedene Welten. Emma war klein, kultiviert, entschlossen und schön wie eine Nymphe aus einem Kinderbuch. Und wohlhabend, sogar sehr, dank des Erbes ihres Industriellenvaters. Emma war verzweifelt auf der Suche nach ihrem verschwundenen Bruder – und jemandem, der sie gegen die vermeintlichen Gefahren im Zusammenhang mit seinem Verschwinden beschützte. Ich war der Leibwächter, den ihr Jeanette zugeteilt hatte, misstrauisch, argwöhnisch, skeptisch, denn Emma verkörperte alles, wovor mich meine persönlichen Gebote immer gewarnt hatten.

Doch dann hatte sie mich ganz langsam weichgekocht, gegen meinen Willen, entgegen meinen Erwartungen und vor allem wider mein besseres Wissen. Denn erstens war sie eine Klientin. Und zweitens war ich Lemmer. Weißer Abschaum aus den Nebenstraßen von Seepunt, unkontrolliert aggressiv, mit einem starken Hang zu spontanen Gewaltausbrüchen und außerdem

Ich fand ihren Bruder. Und nachdem alles vorbei war, kehrte ich nach Loxton zurück, überzeugt davon, dass ich

sie nie wiedersehen würde und dass es besser so wäre. Aber bei Emma war nichts vorhersehbar.

Sie kam mich besuchen. Nur, um sich zu bedanken, vermutete ich anfangs, denn sie war meistens peinlich korrekt, akribisch ordentlich.

Ich irrte mich.

Der Entwicklung unserer Beziehung haftete etwas Surreales an, als sei ich nur ein Zuschauer meines eigenen Traums. Vielleicht, weil ich nicht einmal die Möglichkeit in Betracht gezogen hatte, dass eine solche Frau sich für mich interessieren könnte. Und weil ich Emma erlegen war, meiner Erleichterung, meinem Erstaunen und meiner Bedürftigkeit. Und meiner morbiden Neugier darauf, wo und wie die Sache aus dem Ruder laufen würde.

Bis heute Morgen neben der RV7. *Ich liebe dich, Lemmer.*

Das Problem war, dass Emma noch immer nichts wusste.

Ich hatte ihr meine Vergehen verheimlicht. Sie dachte, ich wohne in Loxton, weil es so ein schönes Dorf mit netten Leuten sei. Sie wusste nicht, dass ich mich vor den Dreckskerlen in der Stadt versteckte, die meine dunkle Seite hervorriefen. Sie wusste nichts von meiner Sehnsucht, durch den Frieden, den Langmut und die Integrität dieses Dorfes geheilt zu werden. Sie wusste nichts von meinem rastlosen Streben danach, von ihnen

akzeptiert zu werden.

Dabei schien es von vornherein vergeblich, denn ich war, nach ihrer Ausdrucksweise, ein »Kofferträger« – ein Neuankömmling, ein fremdes Wesen, das auf Distanz blieb, taktvoll, höflich, getreu meinem ersten Gebot. Hinzu kamen die Umstände, die mein seltsamer Beruf mit sich brachte: Ich war als freiberuflicher Leibwächter viel unterwegs, oft wochenlang, und kehrte manchmal mit erkennbaren Verletzungen wieder

Nur wenige Dorfbewohner wie die exzentrische Antjie Barnard, der joviale Oom Joe van Wyk und meine farbige Haushälterin Agatha le Fleur akzeptierten mich vorbehaltlos. Aber sie waren die Ausnahme. Bis Emma kam.

Sie verkörperte ein Stück Normalität. Sie war der indirekte Beweis dafür, dass ich in Ordnung war – sie, die spontane, sympathische, sprachgewandte junge Frau, die plötzlich auf der Bildfläche erschienen war und mich von da an ein bis zwei Mal im Monat besuchte. Die ihren Renault Mégane gegen einen Land Rover Freelander eingetauscht hatte, um den unbefestigten Straßen zu trotzen. Die eines Freitagnachmittags mit meinem alten Isuzu-Diesel nach Beaufort-Wes gefahren war, um Lebensmittel einzukaufen, und sich auf dem Rückweg in der Kurve bei Jakhalsdans mit meinem Bakkie überschlagen und ihn zu Schrott gefahren hatte.

Am nächsten Morgen hatte sie auf der Suche nach einem biologischen Mittel gegen meine Ameisenplage die graubärtigen Farmer im Kooperativladen mit ihrer Geschichte lauthals zum Lachen gebracht.

»Ich bin ein bisschen schnell in die Kurve, weil ich solche Sehnsucht nach Lemmer hatte.«

»Und dann?«

»Dann habe ich mich überschlagen.«

»Und dann?«

»Dann habe ich festgestellt, dass mir nichts fehlte, und bin die letzten sieben Kilometer bis ins Dorf zu Fuß gegangen.«

Bewunderndes Kopfschütteln. »Und was hat Lemmer gesagt?«

»Keine Ahnung. Ich verstehe kein Französisch.«

Da hätten sie laut gelacht, erzählte Oom Joe, sich gegenseitig auf die Schultern geklopft und sich große Mühe gegeben, ihr zu

Emma hatte mich überredet, sie an den Sonntagen in die Kirche von Loxton zu begleiten. Sie war der Grund, warum wir zu einem Grillfest am Wasserski-See und zu einem

Rugbyturnier-Essen im Blauen Haus eingeladen wurden. Emma le Roux, mein gesellschaftlicher Pass, mein Visum, durch das man mir Asyl gewährte. Und ich hatte das alles zugelassen, rettungslos verliebt, wie ich war, und die mahnende Stimme aus dem Hintergrund unterdrückt, die manchmal fragte: Und was passiert, wenn sie alle herausfinden, wer du wirklich bist?

Denn genau wie Emma wusste auch Loxton nicht Bescheid.

Ich war sicher, dass sie irgendetwas ahnten. Antjie hatte ab und zu vorsichtig nachgehakt, und Emma hatte Einblicke in mein Leben gewonnen, als sie meine Klientin war. Auf der Suche nach ihrem Bruder hatte ich meine Talente praktisch demonstriert, und möglicherweise hatte er in seinen Erzählungen einige Facetten davon seiner Schwester offenbart. Vielleicht war dies auch Teil der Anziehung, die ich auf sie ausübte, denn sie hatte sich damals geschmeidig in die Rolle des Schützlings gefügt – wobei Frauen im Allgemeinen eher dazu neigten.

Heute Morgen hatte sie meine Reaktion auf die Biker beobachtet und mich zurückgehalten. Ohne mir Vorwürfe zu machen. Vielleicht glaubte sie, sie könne mich beeinflussen.

Aber sie kannte bisher nur einen Teil von mir.

Ich musste ihr die volle Wahrheit erzählen.

Ich hatte schon mehrmals dazu angesetzt. Es hatte Augenblicke gegeben, da war ich kurz davor gewesen, da war die Sehnsucht nach einer Beichte so stark gewesen, dass ich sie im Mund schmecken konnte. *Ich habe im Zorn einen Mann erschlagen, Emma. Und es hat mir Genugtuung verschafft. Befriedigung. Denn ich bin das Produkt von Gewalt. Sie ist in mir. Ich verkörpere sie.*

Doch bevor ich den Geist aus der Flasche herausließ, strangulierte mich jedes Mal die Angst, dass ich sie verlieren würde, dass sie mich nicht mehr lieben könnte. Mehr noch: dass mir

Ich liebe dich, Lemmer.

Ich hatte neben dem Flugzeug gestanden, in ihren Armen, ihren Mund an meinem Ohr, und hatte – geschwiegen. Denn ich wusste, dass ich ihr alles erzählen musste, bevor ich ihr antwortete.

Doch es war längst zu spät, die Gefahr, Schmerz und Verletzungen zu verursachen, viel zu groß. Für mich und für sie.

Ich blickte über die endlosen Ebenen des Nordkaps und fragte mich, wovon mir übel geworden war – von dem

kleinen Flugzeug oder von meinem großen Betrug.

23

Spurenleser suchen oft zuerst an offensichtlichen Stellen nach Zeichen …

Grundzüge des Spurenlesens: Die Erkennung von Zeichen

Um meinen Grübeleien zu entkommen, fragte ich Lotter, woher er Diederik kannte.

»Er ist der Freund eines Freundes. Vor ein paar Jahren hat er mich angerufen und gesagt, er habe gehört, ich flöge überallhin. Er wolle eine Investitionsmöglichkeit in Mosambik überprüfen, aber es sei zu weit, um mit dem Auto hinzufahren, Zeit sei Geld, ob ich ihn abholen könne? Damit hat alles angefangen. Und inzwischen geht es so: Diederik ruft an und sagt, er brauche dringend Traktorteile aus Ermelo, oder: Lass uns mal schnell in Windhoek

vorbeischauen, oder: Hol bitte meinen Kumpel in

Ich sagte, ich wisse im Grunde kaum etwas über Diederik.

»Er ist schon ein Original. Und ein gewiefter Geschäftsmann. Überall hat er die Finger drin.«

Die geteerte Landebahn von Musina erstreckte sich vor uns von Osten nach Westen, lang und luxuriös in der dunkelbraunen Landschaft.

Um zwanzig vor zwei flogen wir tief über die Abwasserwerke und den Friedhof. Die Stadt lag zu unserer Rechten. Lotter landete sanft, mit einer beeindruckenden Lässigkeit, drehte und fuhr zurück ans östliche Ende, dann rechts auf eine schmale, gerade Zugangsstraße in Richtung einer Gruppe niedriger Gebäude und Schuppen. Dann blieb er stehen und löste die Verriegelungen des Kabinenfensters. Hitze drang ein, zäh und schwer.

»Wir sind da. Der Transporter wird dich hier abholen.«

Es war aber kein Lkw in Sicht.

Ich löste den stabilen Sicherheitsgurt, zog meine Sporttasche und das eingewickelte Schrotgewehr hinter dem Sitz hervor und streckte Lotter die Hand hin.

»Danke.«

»Gerne, jederzeit wieder. Und viel Glück.« Er zeigte auf das Bündel, das ich wie ein Baby im Arm hielt. »Ich hoffe nicht, dass du das Ding benutzen musst.« Und dann, als ich auf dem Asphalt stand, kurz bevor er die Plexiglashaube wieder verriegelte, rief er über den blubbernden Motor hinweg: »Lemmer, du weißt doch bestimmt, dass man bei dem alten Diederik immer sein Geld im Voraus fordern muss!«

Eine Stimme hinter mir sagte: »Meneer!«

Ich sah mich um. Ein Mann kam angetrabt, in seinem Gesicht stand die Empörung geschrieben. Er war klein und stämmig, ein braungebrannter Napoleon in einer ordentlichen, hellgrauen

»Bestimmt nach Hause.«

»Haben Sie die Freistellung?«

»Welche Freistellung?«

»Seine Freistellung.« Er baute sich vor mir auf, die Hände auf die Hüften gestemmt, und starrte Lotter nach. »Über Funk hat er behauptet, er habe eine.«

»Ich habe sie jedenfalls nicht«, sagte ich.

»Ich muss aber seine Freistellung haben!«

Lotter war jetzt nur noch ein Punkt, der südwärts schwebte.

»Ich vermute, Sie werden sie nicht bekommen.«

»Verdammt!«, fluchte Napoleon. »Die Leute machen mir wirklich das Leben schwer.«

»Aber wovon soll denn wer freigestellt werden?«

Zum ersten Mal sah er mich an, mit einem Blick, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank. »Die Gesellschaft muss von der Haftung freigestellt werden, falls sich ein Zwischenfall ereignet. Das hier ist kein öffentlicher Flugplatz.«

»Ein Zwischenfall?«

»Ein Unfall.«

»Aber es ist kein Unfall passiert.«

»Egal.« Er warf einen Blick auf meine Sporttasche und das Bündel an meiner Brust. »Und was wollen Sie hier?«

»Ich warte auf einen Lkw.«

Wieder stemmte er die Hände auf die Hüften. »Aber nicht

hier. Das ist Gesellschaftergebiet.«

»Wo kann ich denn warten?«

»Am Tor.« Ein kurzer Finger wies wie ein Dolch nach Osten.

Vor dem Tor erstreckte sich die Asphaltstraße vor mir. Die Landschaft war unwirtlich, braun und trocken. Hier und da stand ein Baum. Erst blieb ich stehen, öffnete den Reißverschluss meiner Sporttasche, legte die MAG7 hinein, zog den Reißverschluss

Die Straße war still. Verlassen. Wo war Lourens le Riche?

Alles war viel zu schnell gegangen, zu unkoordiniert. Ich hätte mir le Riches Handynummer geben lassen sollen. Und die von Diederik Brand. Ich hatte da ein paar Fragen. Zum Beispiel, warum mich Brand so spät erst kontaktiert hatte, nur wenige Stunden, bevor die Nashörner verladen wurden. Wann hatte er beschlossen, meine Dienste in Anspruch zu nehmen?

Eine Kreuzung lag vor mir. Ich beschloss, dort zu warten.

Den einzigen Schutz gegen die sengende Hitze boten vier armselige, fast blattlose Bäume. Ich stellte meine Tasche ab, suchte ein Fleckchen Schatten, lehnte mich an den

schorfigen Stamm. Das Hemd klebte mir am Rücken, der Schweiß brannte mir in den Augen. Ich trug keinen Hut.

Ich sah auf meine Armbanduhr. Viertel vor drei.

Ich wischte mir mit dem Ärmel über die Stirn. Und dann fluchte ich, ausgiebig und stocksauer.

24

Die meisten Tiere fressen am liebsten im Verborgenen. Oft schleppen sie ihre Nahrung an einen speziellen Futterplatz, wo sie während des Fressens sicher sind.

Grundzüge des Spurenlesens: Die Klassifikation von Zeichen

Um Viertel vor vier saß ich noch immer auf dem Boden, den dünnen Stamm zwischen mir und der gnadenlosen Sonne. Mein Handy klingelte. Ich stand auf, zog es aus der

Hosentasche und hoffte, es sei Diederik Brand, denn ich hatte ihm einiges zu sagen.

Es war Oom Joe van Wyk. Aus Loxton. »Lemmer, alter Junge, ich habe gehört, Diederik hat dich angeheuert.«

»Hat er dich im Voraus bezahlt?«

»Keine Ahnung, Oom Joe, das läuft alles über meine Arbeitgeberin.«

»Oh. Ach so, dann wird ja alles in Ordnung sein. Und was sollst du für ihn tun?«

»Das darf ich nicht sagen.«

»Ja, ja, der Diederik«, sagte er, und ich hörte sein fröhliches Lachen. »Schön, dann halte die Ohren steif, Lemmer, alter Junge. Tante Anna lässt dich auch grüßen.«

Um zehn nach vier klingelte mein Handy wieder. Oom Ben Bruwer, Loxtons Baumeister, der Mann, der mich wegen meines maroden Dachs beraten hatte. Vorwurfsvoll sagte er: »Du arbeitest jetzt also für Diederik Brand.«

»Nur für ein, zwei Tage, Oom.«

Er dachte darüber nach. »Wie dem auch sei, wenn ich du

wäre, hätte ich eine Anzahlung verlangt. Fünfzig Prozent im Voraus.«

»Er verhandelt mit meiner Arbeitgeberin, Oom Ben.«

»Wie dem auch sei, ich hätte fünfzig Prozent im Voraus verlangt. Schönen Tag noch.« Dann war er weg.

Loxton erwachte aus seiner Mittagsruhe. Die Neuigkeit verbreitete sich wie ein Virus.

Um halb fünf rief die exzentrische Antjie Barnard an, eine siebzig Jahre alte, pensionierte, früher international bekannte Cellistin, die rauchte und trank wie eine Zwanzigjährige. »Emma sitzt hier bei mir auf der Veranda. Wir trinken Gin Tonic und vermissen dich«, sagte die tiefe, noch immer sinnliche Stimme.

Und ich hocke hier in der Limpopo-Sonne, schwitze und warte und bin mit meiner Geduld am Ende. Aber ich schluckte es herunter. »Ich vermisse euch auch.«

»Emma sagt, du arbeitest für Diederik. Sie tut aber sehr geheimnisvoll.«

»Meine Emma. Das ewige Rätsel.«

»Man verlangt sein Geld im Voraus.«

»Aha, Joe hat dich schon angerufen.«

»Und Oom Ben.«

»Das Dorf macht sich Sorgen um dich.«

»Das weiß ich sehr zu schätzen.«

»Möchtest du kurz mit Emma reden?« Antjie wollte natürlich mithören und Hinweise darauf erhaschen, was ich für Diederik tat.

Aber jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, um mit Emma zu reden.

»Ich habe gerade ziemlich viel zu tun, Antjie, bitte sag Emma, dass ich sie später anrufe.«

Um zehn nach fünf kam der Lkw die Straße entlang. Auf der weißen Kabinentür prangte Nicolas Logo »Karoo Wildtransporte«, und vor der Kühlerfront blitzte ein massiver Kuhfänger. Ich trat an den Straßenrand und wedelte mit den Armen, denn wenn er vorbeigefahren wäre, hätte ich das Schrotgewehr rausgeholt und einen Reifen zerschossen.

Er blieb stehen.

Als ich die Beifahrertür öffnete, die Tasche hineinschwang und hinterherkletterte, sagte der Fahrer: »Ich dachte, du

würdest am Flugplatz warten, Oom.«

Ich sagte nichts, sondern schlug nur die Tür ein wenig fester zu als nötig.

»Ich bin Lourens le Riche, Oom.« Er streckte mir die Hand hin. »Hast du schon lange hier gewartet?«

Die Familie le Riche war eine Loxton-Legende.

Ich kannte ihre Geschichte nur bruchstückhaft, kurze Episoden, die ich hier und da aufgeschnappt hatte: Sie betrieben eine Farm draußen am Pampoenpoortpad, sechstausend Hektar, keine Arbeiter. Die Familie erledigte alles selbst, Vater, Mutter,

Lourens, der Älteste, stand nun kurz vor seinem Studienabschluss in Landwirtschaft an der Universität Stellenbosch, erarbeitete sich sein Studium selbst und ergriff jede Gelegenheit beim Schopf, sich ein paar Rand zu verdienen. Wie diese hier zum Beispiel. Ich fragte mich, ob er sein Geld im Voraus erhalten hatte. Aber ich sagte nichts, denn ich klebte vor Schweiß und hatte die Schnauze voll.

»Oom Diederik hat angekündigt, ihr würdet so gegen fünf Uhr hier sein«, erklärte er sein spätes Kommen, als er losfuhr. »Da habe ich noch mal schnell ein bisschen die

Augen zugemacht, denn ich bin heute Nacht durchgefahren.« Sein Gesicht war kantig, die Stirn hoch, das Kinn energisch. Er wirkte freundlich, schnell zu einem Lächeln bereit. »Hattest du einen guten Flug, Oom?«

Es war die Unschuld in seiner Stimme, die mich davon abhielt, meine Wut an ihm auszulassen. Ich spürte den erleichternden Luftzug der Klimaanlage, drehte die Lüftung auf mich, stellte sie höher und sagte: »Nicht wirklich, danke. Und du brauchst nicht Oom zu mir zu sagen.«

»Okay, Oom.«

Ich schob die Sporttasche in den Zwischenraum hinter den Sitzen, legte den Sicherheitsgurt an und setzte mich bequem zurecht.

»Diederik hat sich mit dem Zeitplan ein bisschen ungenau ausgedrückt.«

»Wir gehen jetzt erst mal in der Stadt etwas essen, Oom, denn wir verladen heute Abend, nach Einbruch der Dunkelheit. So um acht. Dann fahren wir los.«

Als der Mercedes-Diesel die Hauptstraße von Musina entlangbrummte, sagte Lourens le Riche: »Du hast bestimmt ordentlich Hunger, Oom – sollen wir sehen, ob wir irgendwo ein Steak bekommen?«

Wir parkten in der Grenfellstraat. Lourens holte zwei große Thermoskannen hinter seinem Sitz hervor und schloss den Lastwagen sorgfältig ab. Er trug die Uniform der jungen Karoobauern: blaue Jeans, braunes Hemd mit blauen Schultereinsätzen, robuste Schnürstiefel. Wortlos gingen wir hinüber zum Restaurant Buffalo Ridge Spur an der Ecke. Jetzt am späten Nachmittag war in dem wohltuend klimatisierten Gastraum nicht viel los.

Lourens bestellte sich ein T-Bone und eine Cola und bat, die Thermoskannen mit schwarzem, starkem Kaffee zu füllen. Ich stellte fest, dass sich mein Magen von der RV7-Erfahrung erholt hatte, und nahm ein Rumpsteak und moussierenden roten Traubensaft. Als die Getränke serviert wurden, fragte Lourens mehr aus Höflichkeit denn aus Neugier: »Welche Prominenten hast du bisher geschützt, Oom?«

»Wir stehen unter Schweigepflicht«, antwortete ich wie üblich, was in Loxton jedoch als Bestätigung aufgefasst wurde, dass ich meistens mit amerikanischen Film- und Popstars unterwegs war. In Wahrheit versuchte ich, Prominente als Klienten zu vermeiden. Zu viele Allüren. Deshalb fügte ich hinzu: »Ich arbeite meistens mit Geschäftsleuten aus dem Ausland.«

»Ach so«, sagte er ein wenig enttäuscht.

Während wir auf das Essen warteten, schaute er zum Fenster hinaus auf die Straße. Fliegende Händler packten zusammen, Hunderte Fußgänger waren hastig unterwegs nach irgendwohin. Ein konstanter Strom von Minibus-Taxen raste vorbei, das Gepäck auf den Dächern hoch aufgestapelt, viele aus Simbabwe. Menschen auf der Durchreise. Eine Grenzstadt.

»Das hier ist eine ganz andere Welt«, bemerkte er nachdenklich. »Stimmt«, sagte ich.

Das war unser ganzes Gespräch.

Der Lkw war ein Mercedes 1528, ein Sechszylinder-Diesel. Keine Sieben in Sicht, Lotto-Jackpot adieu.

Der Innenraum war luxuriös wie in einem modernen Pkw. Das Armaturenbrett bestand aus schwarzem Kunstleder und grauem Plastik, obendrauf gab es zwei Halter für Becher oder Dosen, in der Mitte einen CD-Player. Zwischen den beiden Sitzen befand sich auf halber Höhe die Motorabdeckung, auf der Lourens sein Handy, sein Ladegerät und paar CDs liegen hatte. Ich kannte nur Metallica und Judas Priest, von den anderen hatte ich noch nie gehört. Ihsan, Enslaved, Arsis.

Die Abbildung auf dem Schaltknüppel zeigte acht Gänge an.

Wir fuhren über die geteerte R572 der untergehenden Sonne entgegen. Lourens le Riche war ein guter Fahrer. Sein Blick wanderte zwischen der Straße, den Spiegeln und den Instrumenten hin und her. Er fuhr flüssig, gleichmäßig und aufmerksam.

Ich holte die Glock aus meiner Sporttasche und suchte nach einer Stelle, an der ich sie verstecken, aber leicht erreichen konnte.

Lourens sah die Waffe an und sagte nichts, bis ich anfing, mit dem Zwischenraum zwischen meinem Sitz und der Motorabdeckung zu experimentieren.

»Du kannst sie da oben reinlegen, Oom«, sagte er und zeigte auf die Ablagefächer über der Windschutzscheibe. Es gab mehrere, und direkt vor mir befand sich ein offenes Fach mit einem ausreichend hohen Rand, um die Waffe aufzuhalten, falls wir scharf bremsen mussten. Guter Platz.

»Danke.«

»Was ist das, Oom?«

»Eine Glock 37.«

Er nickte nur.

Ich holte die MAG7 hervor.

»Es war Diederiks Idee«, sagte ich beschämt.

Lourens lachte und sagte kopfschüttelnd: »Ja, ja, der Oom Diederik.«

»Warum sagen immer alle ›ja, ja, der Diederik‹?«

»Weil er ein Original ist, Oom.«

»Ein Original?«

»Ein alter Halunke.«

»Was soll das heißen?«

»Hast du nicht die Geschichten über ihn gehört?«

»Nein.«

Er lächelte voller Vorfreude. Denselben Gesichtsausdruck hatte ich schon bei Antjie und Oom Joe gesehen, diese Genugtuung, die der Erzählung einer guten Geschichte vorausging. Denn Geschichten waren die soziale Währung der Karoo. Alle kannten eine. Leid, Glück, Triumph und Missgeschick – Geschichten, die definierten,

charakterisierten, Einsicht boten. So anders als die Geschichten von Städtern, die man heutzutage auf Facebook oder Twitter nachlesen konnte, aufgehübscht, so dass alles toll aussah, schöner Schein, nichts dahinter.

»Oom Diederik hat viele Gesichter. Zum Beispiel die Sache mit dem Naturschutz. Er setzt alle Hebel in Bewegung, ich kenne keinen, der die Karoo mehr liebt. Und er ist sehr schlau«, fügte Lourens le Riche hinzu. Und dann, fast ehrfürchtig: »… wirklich sehr, sehr schlau …«

25

Am leichtesten erlernt man das Spurenlesen mit einem erfahrenen Spurenleser an seiner Seite.

Grundzüge des Spurenlesens: Das Erlernen des Spurenlesens

Lourens erzählte mir die Geschichte, wie Diederik Brand

einen Sechzehntonner Toyota Hino mit Doppeldecker-Schaftransport-Aufbau 000 Rand im *Landbouweekblad* annonciert hatte.

»Drei Interessenten meldeten sich, und Oom Diederik sagte, der erste, der ihm die Summe bar einzahle, könne den Lkw abholen. Da zahlten alle drei das Geld ein, und Diederik sagte jedem, er könne den Lkw haben. Der Erste nahm den Truck mit. Als die anderen beiden auf der Farm ankamen, sagte Oom Diederik: ›Tut mir furchtbar leid, da muss wohl etwas schiefgelaufen sein. Aber lassen wir das Geschäft beiseite, kommt, ihr seid weit gefahren, heute Abend schlaft ihr hier, und wir machen es uns auf Karooart gemütlich, auf meine Kosten.‹ Er ließ ein großes Essen auffahren, spendierte Drinks und erzählte ihnen den ganzen Abend Geschichten und Witze, und als er sie an der Leine hatte, sagte er, keine Sorge, morgen händige ich euch jedem einen Scheck über den vollen Betrag aus, und sie verließen ihn als die dicksten Freunde. Doch eine Woche später riefen die beiden Männer an und beschwerten sich, ihre Schecks seien geplatzt und wo ihr Geld bleibe? Oom Diederik sagte, die Bank müsse einen Fehler gemacht haben, er werde seinem Filialleiter die Hölle heiß machen, er schicke sofort einen neuen Scheck. Eine Woche später – dieselbe Geschichte. Und so ging das etwa einen Monat lang, bis die beiden Männer begriffen, dass man sie an der Nase herumgeführt hatte. Es folgten Anwaltschreiben und Drohungen. Aber Oom Diederik kannte alle Tricks und behauptete, seine Kontoauszüge bewiesen, das Geld sei

abgebucht worden, oder er verlangte Beweise, dass es einen Kaufvertrag gegeben hätte, den es natürlich nicht gab, weil alles mündlich abgewickelt worden war. Er ging nicht ans Telefon, er ließ sie zappeln und strich fast ein Jahr lang die Zinsen für die 800 000 ein, bis die Sache vor Gericht kam. Und dort sagte er ihnen auf der Treppe zum Gerichtsgebäude zu, dass sie ihr Geld bekämen, allerdings ohne die Zinsen, wenn sie die Klagen zurückzögen, und die Kerle waren so entnervt und dankbar, dass sie sich damit einverstanden erklärten.«

Allmählich verstand ich, warum mir alle rieten, mein Geld im Voraus zu verlangen.

Bevor er mir mehr erzählen konnte, klingelte sein Handy. Es war Nicola, der wissen wollte, wo wir waren.

»In einer halben Stunde sind wir am Verladeplatz«, antwortete Lourens.

Als er sein Gespräch beendet hatte, fragte ich ihn: »Wie schnell kann die Kiste fahren?«

»Hängt davon ab, wie schwer die Fracht ist, Oom. Und mit dem Wild fahren wir eher langsam, so zwischen achtzig und neunzig.«

Vor Schwierigkeiten abzuhauen kam also nicht in Frage.

»Was wiegt so ein Nashorn?«

»Keine Ahnung.«

»Wie viel können wir zuladen?«

»So an die zwanzig Tonnen. Aber diese Fracht wird nicht annähernd so viel wiegen. Ich schätze, dass wir heute Abend nicht mehr als insgesamt fünf Tonnen laden.«

Mein Handy piepte. Eine SMS von Jeanette Louw, die Standardfrage um diese Uhrzeit: *ALLES KLAR?*

Es wäre sinnlos gewesen, sie mit meinem Ärger zu behelligen. Also antwortete ich: *ALLES KLAR!*

Ich hatte ein verstohlenes Schmugglertreffen im Dunkeln, umherschleichende Leute und gehetzte Flüsterstimmen irgendwo im dichten Wald erwartet. Stattdessen erwartete uns eine hell erleuchtete, geschäftige Farm am Limpopo, umgeben von bewässerten Feldern.

Ein Dutzend schwarzer Arbeiter hockte laut schwatzend auf dem Betonrand einer langgestreckten Stahlscheune und wartete. Auf der Ladekante eines weißen Land Cruisers saßen zwei Männer in kurzen Khakihosen, khakifarbenen und grünen Hemden, Kniestrümpfen und robusten

Arbeitsstiefeln. Als wir auf den Hof einbogen, sprangen sie ab. Einer war jung, Anfang zwanzig, der andere weit über vierzig.

Lourens hielt an. Wir stiegen aus. Die Weißen kamen auf uns zu. »Lourens?«, fragte der Ältere und streckte die Hand aus.

»Wickus Swanepoel, und das ist mein Sohn Swannie.«

»Das ist Oom Lemmer.«

Wir begrüßten uns. Die Männer waren hochgewachsen, und in ihren Gesichtern zeichneten sich die Bartschatten des frühen Abends ab. Sie waren sonnengebräunt von der Arbeit im Freien, hatten identische Knubbelnasen und buschige Augenbrauen. Der Ledergürtel von Vater Wickus saß tief, um einen Bierbauch zu stützen.

»Ihr Lkw wartet an der Grenze, da drüben am Ufer«, sagte er und zeigte genau nach Norden. »Seid ihr bereit?«

»Wir sind bereit, Oom.«

Wickus sah seinen Sohn an. »Sag ihnen, sie können jetzt kommen. Und schärfe ihnen ein, die Luft aus den Reifen zu lassen. Und erinnere sie an die Pfähle.«

Swannie zog sein Handy aus der Hosentasche und rief an. Sein Vater sagte: »Wir hielten es für besser, bis nach Einbruch der Dunkelheit zu warten, bevor sie rüberkommen. Nur für alle Fälle.«

Für alle Fälle, dachte ich. Diederiks Worte.

Sein Sohn sagte am Handy: »Cornél? Ihr könnt jetzt rüberkommen, sie sind hier. Habt ihr die Luft aus den Reifen gelassen?«

»Wende schon mal deinen Lkw«, riet Wickus Lourens. »Und mach die Türen hinten auf.«

»Mach ich, Oom«, sagte Lourens. »Wie lange dauert es ungefähr?«

»Sie stehen direkt gegenüber, am Simbabwe-Ufer. Wenn sie sich nicht in dem verdammten Sand festfahren, müssten sie jeden Moment hier sein.«

Lourens stieg in den Mercedes.

»Sie kommen, Pa«, sagte Swannie, der Sohn.

»Hast du ihnen gesagt, sie sollen auf die Pfosten aufpassen?«

»Nein, Pa. Aber sie hat gesagt, sie kann unsere Lichter sehen.«

»O nein, typisch Frau, die Lichter helfen ihr einen Dreck, wenn sie nicht auf die Pfosten achtet.«

»Mach dir keine Sorgen, Pa.«

Lourens stellte den Motor des Mercedes ab, sprang heraus und öffnete die Hebel der hinteren grauen Stahltüren.

»Ich habe gehört, sie fahren einen Bedford, der könnte etwas niedriger als eure Kiste sein. Dann müssten wir eben die Flaschenzüge holen«, sagte Wickus.

»Ich höre sie, Pa«, sagte Swannie.

Das Dröhnen eines Dieselmotors mit hoher Drehzahl ertönte aus der Dunkelheit.

»Oh, Jesses«, stöhnte Wickus. »Ich hoffe, der Kerl kann auf Sand fahren.«

Lourens gesellte sich zu uns. Wir blickten alle vier in Richtung des Geräuschs. »Der Sand ist locker um diese Jahreszeit«, sagte Wickus. »Weich. Wie Puder. Der Fluss führt nur wenig Wasser. Wenn sie keine Luft abgelassen haben, werden sie sich festfahren. Dann sitzen wir in der Scheiße.«

»Mach dir keine Sorgen, Pa.«

»Irgendjemand muss sich aber Sorgen machen!«

»Hör mal, sie sind durch!«

Der Motor lief jetzt nicht mehr so hochtourig und unregelmäßig.

»Warum schaltet er jetzt nicht einfach die Scheinwerfer ein?«

»Mach dir keine Sorgen, Pa.«

»Warum sagst du das andauernd?«

»Weil wir uns keine Sorgen zu machen brauchen, Pa. Für unsere Seite haben wir alle Genehmigungen.«

»Aber diese Leute müssen heute Abend noch nach Simbabwe zurück, und sie haben keine Papiere.«

Dann sahen wir den Lkw, einen alten Bedford, der am äußersten Ende des Lichtkreises aus der Dunkelheit erschien.

»Und?«

»Das war so ungefähr der einzige Bedford mit Vierradantrieb«, erklärte der Vater, als der Lkw vor uns

anhielt. Er sah aus wie ein altes Militärfahrzeug. Der grüne Lack war ausgebleicht und verkratzt, aber der Motor klang kerngesund. Am Steuer saß ein schwarzer Fahrer mit gelbem T-Shirt, muskulösen Armen und einer Zigarette im Mund.

Die Beifahrertür wurde geöffnet, und eine Frau sprang leichtfüßig heraus. Sie würdigte uns keines Blickes und eilte sofort zur Ladefläche des Lkws, die mit einem schmutzigbraunen Segeltuch zugedeckt war. Sie fing an, die Seile loszuknüpfen.

»Jesses!«, sagte Wickus, aber gedämpft. Denn sie war auf den ersten Blick faszinierend. Muskulöse Schultern, Arme und Beine wie bei einer Athletin. Pechschwarze Haare, zu einem nachlässigen Pferdeschwanz zusammengebunden, der Hals lang und elegant, der Schimmer einer dünnen Schweißschicht auf der honigfarbenen Haut, das Gesicht dominiert von ausgeprägten, hohen Wangenknochen. Lara Croft vom Limpopo in ihren Stiefeln, der engen Shorts und dem ärmellosen weißen T-Shirt, das die gut entwickelten Brüste betonte.

»Cornél?«, fragte Swannie, sichtlich erfreut, die Telefonstimme mit dieser Gestalt zu verknüpfen.

Sie sah ihn an. »Hilf mir!«, befahl sie.

Swannie gehorchte nicht sofort. »Floh?«, fragte er erstaunt. »Floh van Jaarsveld?«

Sie hob ruckartig den Kopf. »Ich kenne dich nicht.«

»Wir sind zusammen in die Grundschule gegangen«, entgegnete Swannie, zutiefst dankbar, dass er eine Verbindung mit ihr hatte. »Mein Gott, Floh, hast du dich aber verändert.«

»Ich heiße Cornél. Helft ihr mir jetzt, oder was?«, fragte sie und wandte sich wieder der Abdeckung zu.

»Wirklich toll, dich wiederzusehen.« Eifrig näherte sich Swannie, um ihr zur Hand zu gehen.

Um Spuren zu studieren, muss man sich unweigerlich an Orte begeben, an denen man mit hoher Wahrscheinlichkeit wilden und oft gefährlichen Tieren begegnet.

Grundzüge des Spurenlesens: Gefährliche Tiere

Floh van Jaarsveld, Nashornzähmerin.

Sie befehligte das Herunternehmen des Segeltuchs mit gereizter Stimme und autoritärem Gehabe, als trage sie eine Verantwortung auf ihren Schultern, die unsereins erdrücken würde. Einmal warf sie mir, der mit verschränkten Armen als Zuschauer danebenstand, einen missbilligenden Blick zu, der besagte, ich solle gefälligst auch mit anpacken. In dem Moment erkannte ich, dass ihre Schönheit relativ war. Das Gesamtbild war beeindruckender als die Einzelteile. Ihr Mund war ein wenig verkniffen, der Unterkiefer etwas zu schwach. Ihr Gesichtsausdruck wirkte nur deshalb nicht kalt, weil ihr linkes Auge leicht missgestaltet war. Eine Kerbe klaffte im Unterlid, wie eine Träne, die dem Gesamteindruck mit einem Schimmer der Melancholie die Schroffheit nahm.

Sie rollten die große Plane vom Aufbau des Bedfords herunter und enthüllten zwei massive Stahlkäfige, die eng hintereinander auf die Ladefläche geschoben worden waren. Zwischen der Ladeklappe des Bedfords und dem hinteren Käfig fehlten nur Millimeter. Die Nashörner waren in Schatten gehüllt, zwei wuchtige unruhige Gestalten hinter Eisenstäben.

»Ich brauche Licht!«, kommandierte Floh und zeigte auf die Tiere. Swannie sprang sofort auf, ganz der energische Jungbauer, und blaffte Befehle in Richtung der Arbeiter.

Floh kletterte zurück in die Kabine des Bedford. Ihre Wadenmuskeln wölbten sich eindrucksvoll und ihre Bewegungen waren geschickt, voller Selbstvertrauen und Zielstrebigkeit. Als sie herunterkam, hielt sie eine schwarze Ledertasche in der Hand, von der unpraktischen Sorte, wie Mediziner sie wie ein Statussymbol

»Wo bleibt das Licht?«

»Kommt sofort!«, rief Swannie.

Sie sah auf die klobige Uhr an ihrem schlanken Handgelenk und drückte auf ein paar der Knöpfe. Swannie kam mit einer Arbeitsleuchte angerannt, deren Strahl wie ein Suchscheinwerfer in den Nachhimmel schien. Er hielt sie ihr hin.

»Komm rauf«, sagte sie, ganz auf die geöffnete Tasche konzentriert.

Swannie strahlte vor Glück, weil er auserwählt wurde, nickte eifrig und stieg auf den Lkw.

In diesem Augenblick sah ich Lourens le Riche. Er stand neben dem Bedford und konnte die Augen nicht von ihr abwenden. Er war wie gebannt.

»Leuchte hierhin«, sagte sie zu Swannie und zeigte auf den vorderen Käfig. Dann holte sie eine Nadel und ein Fläschchen mit einer Flüssigkeit aus der Tasche. Die Spritzennadel war kurz und dick.

Ich trat näher heran, um besser sehen zu können. Der Scheinwerfer beleuchtete das vordere Nashorn. Eine Binde schützte die Augen des Tieres. Aus einem Ohr hing ein Stück zusammengeknüllter Stoff bis über die Augenbinde. Das Nashorn bewegte sich unruhig, stampfte mit einem Fuß auf den Stahlboden, stieß den Kopf gegen das Gitter. Die Haut war heller, als ich sie mir vorgestellt hatte, braungrau und stark strukturiert in der hellen Beleuchtung, bedeckt von rosaroten, septischen Geschwüren im Nacken, auf dem Rücken und auf der Kruppe. Sie glänzten, matt und krankhaft.

»Jesses!«, stieß Wickus Swanepoel hervor, der, neben dem Bedford postiert, die Vorgänge beobachtete. »Was haben die Viecher denn?«

Floh zog mit der Spitze Flüssigkeit aus der Flasche auf. »Nekrolitische Dermatitis, im Geschwürstadium.«

»Können die Tiere davon eingehen?«, fragte sein Vater.

»Weitere Krankheitssymptome sind häufig Anämie und

gastro-intestinale Störungen«, antwortete sie. »Darin liegt die Gefahr.«

»Jesses!«, sagte Wickus.

Sie drückte dem Nashorn die Spritze in die Kruppe, ganz hinten, oben in die starken Hinterbacken. »Sie sind sehr schwach, stark gestresst. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Könntest du mir einen Gefallen tun und die Socke wieder zurück ins Ohr stopfen?«

»Das ist eine Socke?«

»Ja. Das Einzige, wozu Socken von Rugbyspielern gut sind. Als Ohropax, um die Tiere ruhig zu halten.«

»Da soll mich doch einer! Klingt für mich, als sei sie ein Bulls-Fan«, sagte Wickus, der von hier unten aus voll und ganz auf seine Kosten kam. »Genau wie wir.«

Floh nahm ihre Tasche und zwängte sich durch zum zweiten Käfig. Wir standen da wie angewurzelt und starrten ihren kleinen, geilen Hintern an.

»Was spritzt du ihnen?«, fragte Swannie.

»Azaperon. Hundertfünfzig Milligramm. Es beruhigt und hilft gegen die Nebenwirkungen des M99.«

»Ach so«, sagte Swannie, erneut voll grenzenloser

Bewunderung.

Und Lourens le Riche stand da und glotzte sie an wie eine Antilope im blendenden Scheinwerferlicht.

Der Ladevorgang nahm über eine Stunde in Anspruch. Fünfzehn Männer schwitzten, zogen, schoben, hoben, senkten und bugsierten die Käfige Zentimeter für Zentimeter vom Bedford in den Laderaum des Mercedes. Wickus leitete die Arbeit mit deutlich weniger Flüchen als zuvor. Floh griff, wenn nötig, mit einem Minimum an Worten und einem Maximum an Stirnrunzeln ein.

»Lourens«, stellte er sich vor und streckte ihr die Hand hin.

Sie ignorierte sie, wischte sich mit dem linken Handrücken den Schweiß von der Stirn, ging zur Beifahrertür des Mercedes und sagte: »Dann lass uns losfahren.«

Dies war der erste Hinweis darauf, dass sie mitkommen würde.

Wir brachen erst um zwanzig vor zehn auf. Floh warf eine blutrote Reisetasche und den Arztkoffer in die Kabine,

kletterte hinterher und machte es sich auf dem Beifahrersitz bequem. Als ich nach ihr einstieg, sah sie mich an und fragte: »Kommst du auch mit?« Wobei sie nicht sonderlich erfreut klang.

»Das ist Oom Lemmer«, sagte Lourens nur. Dann holte er zwei große weiche Kissen für sie hervor, legte sie über die Motorabdeckung zwischen den beiden Sitzen, verstaute ihr Gepäck und schob die Kissen zurecht, eines unter ihren Hintern, eines in ihren Rücken.

Die Swanepoels standen draußen vor meinem Fenster und hatten nur Augen für sie. »Du weißt ja jetzt, wo wir wohnen, Cornél. Komm uns doch mal besuchen!«, rief Wickus Swanepoel hoffnungsvoll. Sein Sohn bestätigte die Einladung mit einem Nicken, die dichten Augenbrauen verzückt hochgezogen. Dann winkten sie uns zum Abschied zu, und wir fuhren los, hinein in die Dunkelheit.

Ihr Geruch durchzog die Kabine des Mercedes, eine interessante Mischung aus Seife, Shampoo und Schweiß. Sie saß mit angezogenen Beinen da, und ihre Körpersprache drückte aus, dass sie unzufrieden war. Vermutlich, weil wir uns zu dritt den wenigen Platz teilen mussten und sie auf persönlichen Freiraum und den Luxus eines eigenen Sitzes verzichten musste.

Lourens rief Nicola an und sagte Bescheid, dass wir unterwegs waren.

Gespannt wartete ich auf seine Reaktion. Wie würde er als Karooburschе mit dieser … Erscheinung umgehen?

Er holte einige Papiere aus dem Seitenfach der Tür und reichte sie ihr, seine Bewegungen ruhig und sicher. »Das obere ist die Routenplanung, das untere eine Karte. Gegen zwei Uhr müssten wir von hier aus etwa dreihundert Kilometer zurückgelegt haben, vielleicht ein bisschen mehr.«

Sie nahm den Stapel wortlos an sich, setzte die Beine ab und studierte zuerst das obere Dokument, ein weißes Blatt Papier mit Reihen von Ortsnamen und Entfernungen. Dann faltete sie die Karte auseinander und verglich sie mit der Übersicht. Ihr schlanker Zeigefinger fand den Weg in dem Spinnennetz von Straßen. Er führte über Vaalwater, Rustenburg und Ventersdorp … Dann blickte sie plötzlich zu ihm auf. Ihr Gesicht konnte ich nicht erkennen, aber ihrer Stimme entnahm ich, dass sie wieder einmal die Stirn runzelte: »Das ist aber eine verdammt obskure Route. Warum fahren wir nicht über die N1?«

Zum ersten Mal erkannte ich den Schattenriss einer alten Narbe an ihrem Hals. Sie zog sich von einer Stelle

unterhalb ihres Ohres bis weit nach hinten in den Haaransatz hinein, ein feines Muster, wie der Umriss eines Vogelflügels, nur einen Hauch heller als ihre Haut.

»Oom Diederik will, dass wir uns von den Hauptstraßen fernhalten. Und …«

»Warum?«, fragte sie schroff und vorwurfsvoll.

»Wegen der Zugbrücken«, antwortete Lourens ruhig und beherrscht.

»Zugbrücken?«

»Ja. Bei Langstrecken gibt immer die Durchschnittsgeschwindigkeit den Ausschlag, und nichts drückt die Durchschnittsgeschwindigkeit so sehr wie Fahrtunterbrechungen. Jede Zugbrücke bedeutet in etwa eine Stunde Aufenthalt, und zwischen

Ich war stolz auf ihn, denn er ließ sich nicht einschüchtern – seine Stimme klang gleichmütig, und er buhlte nicht um ihre Gunst. Er nannte ihr lediglich die Fakten, höflich und freundlich. Beeindruckend für einen jungen Mann, der bis über beide Ohren verliebt war.

Wieder fuhr sie mit dem Finger die Route entlang und schüttelte den Kopf. »Nein. Wir werden über Bela-Bela fahren müssen. Ich brauche Licht, wenn ich die Tiere spritze.«

Er sah sich die Stelle an, auf die sie zeigte. »In Ordnung«, sagte er, »da halte ich dann an.«

Selbstzufrieden faltete sie die Karte zusammen. Diese Runde ging an sie. Sie legte die Karte auf das Armaturenbrett, in die Vertiefung hinter den Dosenhaltern, zog die Beine wieder an und ließ den Kopf auf die Knie sinken, um jede weitere Kommunikation zu unterbinden.

Das würde eine interessante Fahrt werden.

Zu den Grundvoraussetzungen meines Berufs gehörte es, in Menschen lesen zu können, die von mir geschützten Personen zu verstehen und Gefahrensituationen richtig einzuschätzen und verhindern zu können. Es war mir zu einer Gewohnheit geworden, einem Ritual, manchmal einem Spiel, andere zu beobachten und zu belauschen und die beiläufigen Informationen zu einem Profil zusammenzubringen, das ich ständig anpasste und ausbaute, um damit jedes Mal der Wahrheit einen Schritt näherzukommen. Das Problem war, dass zwanzig Jahre Berufserfahrung mich gelehrt hatten, dass wir eine trügerische Spezies waren. Wir konstruierten mit immenser Geschicklichkeit eine falsche Fassade, oft großangelegt und hochkompliziert, aus einer raffinierten Mischung von Wahrheit und Phantasie, um das Gute und Akzeptable zu betonen, das Böse hingegen zu verbergen.

Die Kunst bestand darin, diese Fassade zu durchbrechen,

um das zu entblößen, was dahintersteckte.

Das Gros der Klienten von Body Armour waren attraktive Menschen, die in Wohlstand aufgewachsen waren. Privilegien nahmen sie meist wie selbstverständlich in Anspruch, und mit Krethi und Plethi hatten sie nichts gemein. Sie kultivierten eine Lässigkeit, die häufig die Schönheit eher verbarg.

Ganz im Gegensatz zu Floh. Deswegen vermutete ich, dass sie aus der Mittelschicht stammte, aus einem Arbeiterhaushalt. Vater Minenkumpel oder Fabrikarbeiter, ungekünstelt, ein wenig ordinär, etwas grob.

Armut musste nicht unbedingt eine negative Prägung mit sich bringen. Die Probleme begannen, wenn der Drang, daraus zu fliehen, einen zu verzehren drohte. Bestimmt hatte sie schon in der Grundschule vielversprechende Talente gezeigt, die es ihr später ermöglicht hatten, Tierärztin zu werden. »Du bist klug«, hatten ihre einfachen, aber im Herzen guten Eltern sie ermutigt. »Du musst weiter zur Schule gehen. Mach etwas aus dir.« Eine andere Art, auszudrücken: Du kannst es schaffen, hier herauszukommen.

Doch es musste das körperliche Erblühen gewesen sein, was vermutlich den Ausschlag gegeben hatte. Aus

Swannies Bemerkung: »Meine Güte, hast du dich verändert«, leitete ich ab, dass sie mit vierzehn unauffällig, ja unscheinbar gewesen war und niemand ahnte, dass einmal eine Schönheit aus ihr werden würde. Deswegen hatte die Metamorphose zwischen fünfzehn und sechzehn sie vermutlich überrascht, so dass sie plötzlich einen Gang höherschalten musste, um die neuen, ungeahnten

Sie hatte ihn genutzt.

Verbissen hatte sie sich bis hierher hochgearbeitet und rechnete bestimmt mittlerweile damit, irgendwann den großen Coup zu landen. Gewiss träumte sie von einer Märchenhochzeit mit dem steinreichen Besitzer eines exklusiven privaten Wildreservats, wo sie ein Zuchtprogramm für irgendeine exotische Tierart auf die Beine stellen konnte. Dann und wann würde sie fotogen auf den Titelseiten der Naturschutzmagazine prangen, die Arme ihres attraktiven, ein wenig älteren Gatten liebevoll um sie gelegt, ihre Arme schützend um ein Gepardenjunges geschlungen.

Doch ich wusste aus persönlicher Erfahrung, dass man seiner Herkunft nicht entfliehen konnte. Sie steckte in einem, war verwoben mit jeder Zelle. Man konnte behaupten, den Kontakt zu den Eltern verloren zu haben, man konnte ausweichende Antworten geben, wenn Emma fragte: »Wie war das denn so, in Seepunt aufzuwachsen?« Man konnte sich in Loxton verstecken, aber irgendwann

holte einen die Vergangenheit ein.

Ich dachte bei mir, dass Floh van Jaarsveld das vermutlich wusste, auf irgendeine Weise. Es war die Angst vor der Demaskierung, die an ihr fraß, sie war die Triebfeder, die sie zu dieser aggressiven, entschlossenen jungen Frau geformt hatte.

Das Gefühl war mir wohlvertraut. Deswegen würde ich sie gewähren lassen. Mich darauf einstellen.

Doch sollte ich Lourens le Riche warnen? Denn Floh würde ihm das Herz brechen.

Nein. Nicht einmischen. Lemmers Erstes Gebot.

Spurenleser müssen auch in der Lage sein, das Verhalten des Tieres zu interpretieren, so dass sie seine Bewegungen ahnen und vorhersagen können.

Grundzüge des Spurenlesens: Spureninterpretation

Unbefestigte Straßen in Limpopo, hier und da ein geteertes Stück, die ganze Gegend still und verlassen so spät in der Nacht. Lourens hatte das Fernlicht eingeschaltet, das am Straßenrand hohes dürres Gras und manchmal Bäume, Tiere, Esel sowie kleine Gehöfte und ärmliche, dunkle Siedlungen erhellte. In der Kabine herrschte Ruhe, denn unsere Tierärztin schlief.

Unbemerkt war sie eingenickt. Die Arme waren plötzlich von den Knien gerutscht, und sie verbarg den Schreckmoment, indem sie die Beine unter dem Armaturenbrett ausstreckte, mit dem Rücken gereizt auf dem Kissen herumrutschte und den Kopf seitlich gegen Lourens' Rückenlehne sinken ließ.

Erst als wir kurz vor Mitternacht auf die geteerte R561 in Richtung Süden abbogen, flüsterte mir Lourens zu: »Könntest du bitte mal den Kaffee rausholen, Oom?«

Vorsichtig, um sie nicht zu stören, zog ich eine Thermoskanne hervor.

»Die Becher sind da oben«, sagte er und zeigte auf ein Fach in der Mitte über uns. Anschließend warf er einen Blick in den Seitenspiegel. Ich reckte mich, öffnete die Klappe des Fachs und holte Becher heraus.

»Nimm dir auch einen.«

Ich schenkte Kaffee ein und reichte Lourens einen Becher. Er nahm ihn, sah Floh zärtlich und mitfühlend an und sagte: »Sie ist sicher geschafft. Ob sie schon den ganzen Weg durch Simbabwe mitgefahren ist?«

»Bestimmt«, flüsterte ich. »Muss eine höllische Plackerei gewesen sein.«

Da hatte er recht. Vielleicht sollte ich meine Meinung über

»Wie Oom Diederik wohl an sie geraten ist?«, fragte sich Lourens. Dann sah er erneut in den Seitenspiegel, ging vom Gas, prüfte mit den Lippen die Temperatur des Kaffees, schaute erneut in den Spiegel und fragte: »Warum überholt der Kerl nicht?«

Ich schenkte Kaffee in den zweiten Becher.

»Er fährt schon seit kurz hinter Alldays hinter uns her«, sagte Lourens, noch immer in gedämpftem Ton.

»Wie lange insgesamt?«

»An die fünfzig Kilometer.«

Auf den unbefestigten Straßen war das Überholen schwierig, aber jetzt hatten wir die Asphaltstraße erreicht

und das Tempo verlangsamt bis knapp über siebzig. »Was macht er jetzt?«

»Er hat den Abstand vergrößert.«

»Brauchst du diesen Spiegel?«, fragte ich und zeigte auf den auf meiner Seite.

»Nein, stell ihn ruhig für dich ein.«

Ich ließ das Fenster herunter. Die Nacht hatte sich erheblich abgekühlt, seitdem wir die Nashörner verladen hatten. Ich stellte den Spiegel so ein, dass ich die Straße hinter uns im Blick hatte. Das Windgeräusch weckte Floh.

»Was ist denn?«, fragte sie und wischte sich mit einer Hand über den Mund.

Ich kurbelte das Fenster hoch. »Ich habe nur den Spiegel eingestellt.«

Sie richtete sich auf, streckte sich, soweit es auf dem engen Raum möglich war, und fuhr sich mit den Fingern durch das wirre Haar.

»Möchtest du Kaffee?«, fragte Lourens.

Sie nickte, rieb sich die Augen und sah auf die Uhr.

Ich gab ihr meinen Becher und schaute in den Spiegel. Die

Scheinwerfer waren immer noch hinter uns, etwa einen halben Kilometer entfernt.

»Warum fahren wir so langsam?«, fragte Floh mürrisch.

Der Fahrer hinter uns hielt Abstand, was nicht unbedingt etwas zu bedeuten haben musste. Manche Autofahrer überholten nachts nicht, weil sie sich lieber an den roten Rückleuchten vor ihnen orientierten.

Als Floh ihren Kaffee halb ausgetrunken hatte, fragte Lourens sie: »Wie war die Fahrt durch Simbabwe? Schlimm?«

»Was glaubst du denn?«

Doch er ließ sich nicht aus dem Konzept bringen. »Woher kennst du eigentlich Oom Diederik?«

»Ich kenne ihn gar nicht.«

»Ach?«

»Ich kenne Ehrlichmann.« Ein kleines Eingeständnis.

»Wer ist Ehrlichmann?«

Sie seufzte kaum hörbar und fragte übertrieben geduldig: »Weißt du, woher die Nashörner stammen?«

»Ja.«

»Ehrlichmann hat sie im Chete gefangen.«

»Er ist der ehemalige Wildhüter?«

»Ja.«

»Aha.« Dann fragte er verwundert: »Und woher kennst du ihn?«

Wieder ein leiser Seufzer. »Letztes Jahr hat im Chizarira-Wildnationalpark von Simbabwe ein WWF-Elefantenzensus stattgefunden. Ich hatte mich freiwillig gemeldet, und Ehrlichmann gehörte mit zum Team.«

»Ach so«, sagte Lourens.

Noch immer waren die Scheinwerfer hinter uns.

Floh trank ihren Becher aus und reichte ihn mir, zog die Beine an, kreuzte sie im Lotussitz und verschränkte die Arme unter der Brust. »Erzähl mir von Diederik Brand.«

»Oom Diederik …«, sagte Lourens. »Wo soll ich anfangen? In der Bo-Karoo ist er eine Art Legende …«

»Ist er reich?«

»Oom Diederik? Ja, er ist reich.«

»Wie ist er an sein Geld gekommen?«

Lourens lachte nur kurz auf.

»Was soll das heißen?«

»Na ja, Oom Diederik ist, wie soll ich sagen? Er ist ein …« Er suchte nach dem passenden Euphemismus.

»Schwarzer Schwan«, sagte ich unwillkürlich.

Beide sahen mich an.

Es kam daher, weil ich in der halben Stunde, bevor Lourens um Kaffee gebeten hatte, an Emma gedacht hatte.

»Ein Schwarzer Schwan ist eine Ausnahme, ein unerwartetes Phänomen, das alles verändert«, erklärte ich und versuchte, mich daran zu erinnern, was Emma mir sechzehn Stunden zuvor in der Rooi Granaat erzählt hatte. Sie hatte das ganze Wochenende in dem Buch gelesen und zwischendurch kurze Bemerkungen wie »unglaublich«

oder »wie interessant!« hervorgestoßen, bis ich sie gefragt hatte, wovon ihre Lektüre handelte.

Lourens und Floh warteten darauf, dass ich es ihnen näher erklärte.

»Vor der Entdeckung Australiens glaubten die Europäer zu wissen, dass Schwäne grundsätzlich weiß seien. Denn so funktioniert unser Denken: Wir lernen durch Beobachtung und führen Deduktionen anhand von Wahrscheinlichkeiten durch. Die Ergebnisse halten wir für die einzig gültige Wahrheit. Wenn jahrhundertelang nur weiße Schwäne gesichtet werden, scheint es gesichert, dass es nur weiße Schwäne gibt. Bis in Australien schwarze Schwäne entdeckt wurden.«

»Und was hat das mit Diederik Brand zu tun?«

Eine berechtigte Frage, obwohl mich ihre Haltung provozierte.

»Alle Karoobewohner, die ich kenne, sind von Grund auf ehrlich. Ehrbar. Sie haben ein Arbeitsethos, das besagt, es gibt nur einen Weg, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Ich hätte mir nie vorgestellt, dass Diederik anders sein könnte.«

»Offenbar schon«, antwortete ich und sah Lourens

hilfesuchend an.

»Ja, er ist anders«, bestätigte Lourens, bremste und setzte den Blinker. »Hier müssen wir abbiegen.« Er deutete auf den Wegweiser, der nach rechts die Abzweigung auf die D579 in Richtung Lapalala Wilderness Game Reserve anzeigte.

Floh griff nach der Karte und faltete sie auseinander. »Bist du sicher?«

»Ja«, sagte er, wurde noch langsamer und bog von dem Asphalt auf eine breite, unbefestigte Straße ab. Er warf mir einen flüchtigen Blick zu, dann sahen wir beide in die Seitenspiegel. Langsam gab er Gas.

Die Straße hinter uns blieb dunkel.

Lourens beschleunigte.

Alles dunkel.

Floh zog die Karte zu Rate und sagte: »Ich verstehe immer noch nicht, warum wir hier abgebogen sind.«

»Wir müssen über Vaalwater«, erklärte Lourens. »Und von da aus nach Bela-Bela. Das ist kein großer Umweg.«

Dann schwieg er, denn plötzlich tauchten hinter uns wieder die Scheinwerfer auf.

28

Wenn Sie die Natur lieben und viel Zeit im Busch verbringen, ist die Wahrscheinlichkeit, früher oder später gebissen zu werden, nicht unerheblich (besonders, wenn Sie Schlangen aufspüren wollen).

Grundzüge des Spurenlesens: Spureninterpretation

»Was ist los?«, fragte Floh. Sie war schließlich nicht dumm.

»Mach dir über die Strecke keine Gedanken«, sagte Lourens.

»Warum habt ihr euch so angeschaut?«

»Weil jemand hinter uns herfährt, schon seit einer Stunde«, sagte ich, weil ich fand, dass sie es wissen musste.

»Sieh selbst«, sagte ich und zeigte auf den Spiegel.

Sie beugte sich nach vorn, sah die Lichter und fragte dann skeptisch: »Und der ist schon seit einer Stunde hinter uns?«

»Er ist auch abgebogen, als wir abgebogen sind«, sagte Lourens.

»Und wenn schon«, sagte sie. »Kann ich noch einen Schluck Kaffee haben?« Dann fragte sie: »Glaubt ihr vielleicht, ich falle darauf rein? Haltet ihr mich für blöd?«

»Nein«, sagte ich.

Das beruhigte sie.

Ich versuchte, mir die Landschaft rings um uns im Geiste vorzustellen. Die Straße führte bergauf und bergab und schlängelte sich durch dunkle Hügel. Ich vermutete, dass wir in den Waterbergen waren. Im Scheinwerferlicht sah man die Dornakazien dicht am Wegesrand stehen, hier und da eine mächtige Felsformation. Nicht gerade ideal.

»Ich möchte, dass wir auf Nummer sicher gehen, Lourens. Lass uns eine längere Gefällestrecke abwarten. Tritt nicht auf die Bremse, damit sie nicht gewarnt werden, sondern brems mit dem Getriebe. Langsam und gleichmäßig. Die

Scheinwerfer lässt du an.«

»Okay.«

Floh ignorierte uns. Sie schmollte.

Die Straße beschrieb weite Kurven, erst nach links, einen Kilometer weiter nach rechts. Dann folgte ein langes, gerades Stück mit leichtem Gefälle. Lourens nahm den Fuß vom Gas, schaltete, ging in den Leerlauf. Der Mercedes verlor an Geschwindigkeit. Unablässig sahen wir in die Spiegel. Die Lichter tauchten hinter der letzten Kurve auf, wurden zunächst größer, als sie sich näherten, veränderten sich dann nicht mehr.

Ich sah hinauf zur Innenbeleuchtung und betätigte den Schalter, so dass das Licht nicht aufleuchten würde, wenn man die Türen öffnete. »Präge dir genau ein, wie die Straße verläuft und schalte dann die Scheinwerfer aus.«

»Wenn wir stehenbleiben, mach den Motor aus und zieh die Handbremse. Aber bleib sitzen, die Hand am Zündschlüssel.«

»Okay.« Er war ruhig und besonnen. Genau das, was wir brauchten.

Ich holte die Glock aus dem oberen Fach, wartete, bis wir

ausgerollt waren, öffnete die Tür, sprang heraus und rannte am Truck entlang nach hinten, den Revolver in der Hand. Lourens schaltete den Motor aus.

Die Lichter hinter uns waren nur noch zweihundert Meter entfernt. Dann gingen sie plötzlich aus.

Ein sehr schlechtes Zeichen.

Am Himmel standen Sterne, aber kein Mond. Meine Augen waren nicht an die Dunkelheit gewöhnt. Ich erkannte nur die unmittelbare Umgebung, die Straße, das hohe Gras, tiefe Schatten von Dornakazien jenseits des Wildzauns.

Ich horchte. Hinter mir hörte ich die Geräusche des Lkws, abkühlendes Metall. Dann: Schritte auf dem Kies.

»Steig in den Wagen«, befahl ich leise.

Floh stellte sich neben mich. »Wenn die Wirkung des Beruhigungsmittel nachlässt, geraten die Nashörner in Panik.«

Ich starrte in die Finsternis und versuchte, sie auszumachen.

»Ich hab schon mal gesehen, wie sich ein Nashorn im Käfig die Schnauze zu Brei geschlagen hat«, sagte sie.

Ich legte den Finger an die Lippen, um sie zum Schweigen

zu bringen.

»Einen Tag später war es tot. Aber im Dunkeln kann ich keine Spritze setzen. Können wir weiterfahren?«

Ich wusste genug. Wir hatten ein Problem. Jemand verfolgte uns, und zwar planvoll. Ohne selbst gesehen zu werden. Bisher schienen sie nichts anderes zu wollen.

Ich drehte mich um, kehrte zur Beifahrertür zurück und wartete

Floh sagte: »Irgendwas stimmt doch da nicht.«

Lourens konzentrierte sich auf die Straße. Er fuhr langsam.

Ich dachte nach.

Sie wussten, dass wir von ihnen wussten. Im Dunkeln konnten sie genauso wenig erkennen wie ich, aber sie hatten den Motor ausgeschaltet und mussten daher gehört haben, wie der Mercedes losfuhr. Sie wussten, dass wir irgendwann die Scheinwerfer wieder einschalten mussten, wenn wir nicht bis Tagesanbruch im Schneckentempo weiterkriechen wollten. Wenn sie dicht genug hinter uns blieben, konnten sie uns ohne Scheinwerfer folgen und den Lkw bis zum Morgengrauen als Wegweiser benutzen.

Die Frage war nicht, was sie wollten. Dicht hinter mir befanden sich Rhinozeroshörner im Wert von einer Million Rand. Die Frage war vielmehr, worauf sie warteten. Ihr Fahrzeug war nicht groß, eine Limousine oder ein Bakkie. Oder ein Kleinbus, der acht bis zehn Personen transportieren konnte. Eine Übermacht, wenn wir anhielten. Was wir eben getan hatten. Aber es war nichts geschehen.

Wussten sie, dass wir bewaffnet waren? Oder nahmen sie es an? Oder lag ich völlig daneben?

Was würde ich tun, wenn ich einen Zwanzigtonner kapern wollte?

Das hing davon ab, was man wollte. Ich bezweifelte, dass unsere Verfolger sich für irgendetwas anderes als die Hörner interessierten. Dafür brauchten sie nur den Lkw zum Anhalten zu zwingen, ohne sich selbst unnötig zu gefährden, dann die Insassen zu liquidieren, die Beute abzusägen und abzuhauen. Es gab nur einen Weg, das alles problemlos durchzuführen.

»Ach du Schande«, sagte Floh.

Ich schnallte mich an und fragte Lourens: »Gibt es einen Sicherheitsgurt für sie?«

»Nein, Oom.«

Ich sah sie an. Ihr Hochmut war verflogen, aber die Vorwurfshaltung war noch da. Zum ersten Mal sah ich ihr linkes Auge aus der Nähe. Eine weitere feine Narbe zog sich von dem kleinen Ritz in ihrem Unterlid einen Zentimeter weit bis zur Wange hinunter, dünn wie ein Haar.

»Wenn ich ›runter‹ sage, kriechst du da rein.« Ich zeigte auf den Fußraum vor meinem Sitz. »Ich mache dir Platz.«

»Warum?«

Allmählich verlor ich die Geduld, doch Lourens kam mir zuvor. »Er ist ausgebildeter Leibwächter, Cornél. Du solltest besser auf ihn hören.«

»Ein Leibwächter?«

»Hör zu«, sagte ich, »die Wahrscheinlichkeit, dass sie die Nashörner lebend haben wollen, ist gering. Das wäre zu mühsam: zeitraubendes Umladen, die Spritzen, die Pflege. Wir müssen davon ausgehen, dass sie nur die Hörner wollen. Das bedeutet, dass sie uns aufhalten werden. Möglicherweise müssen wir demnächst eine Blockade durchbrechen, irgendetwas über den Haufen fahren …«

»Nein!«, sagte sie. »Die Tiere!«

»Die Tiere sind ausreichend geschützt. Aber wenn wir anhalten müssen, sind wir und die Tiere in Gefahr.«

Floh dachte darüber nach. Dann nickte sie zu meinem Erstaunen.

Langsam holte sie Luft, sah mir in die Augen und fragte: »Also, was soll ich tun?«

»Lass mich erst in Ruhe nachdenken.«

Reglos saß sie da.

Ich sah in den Spiegel. Die Straße hinter uns war unverändert

Lourens hatte gesagt, sie seien schon seit Alldays hinter uns. Auf der zweiten längeren Asphaltstrecke seit unserer Abfahrt, im Anschluss an etwa fünfzig Kilometer unbefestigter Straße. Spekulationen lagen mir eigentlich nicht, aber ich kam nicht umhin, ein paar Ideen durchzuspielen. Spekulation Nummer eins: Sie hatten gewusst, wo wir die Nashörner aufluden. Das Straßennetz in Limpopo war zu dicht, als dass sie uns durch Zufall hätten aufspüren können. Was bedeutete, dass mindestens das eine Fahrzeug uns schon von Anfang an verfolgt haben musste. Doch als sie erkannten, dass wir nicht auf den Teerstraßen bleiben würden, mussten sie den Abstand zu uns verringern, damit sie uns nicht verloren, falls wir plötzlich irgendwo abbogen. Deswegen hatte Lourens sie erst so spät bemerkt.

Spekulation Nummer zwei war die logische Schlussfolgerung: Sie hatten nicht gewusst, welche Route wir wählen würden. Wahrscheinlich hatten sie ebenso wie Floh angenommen, wir würden die N1 einschlagen, alternativ eventuell die R521 nach Polokwane. Ich an ihrer Stelle hätte meine anderen Fahrzeuge – mindestens drei oder vier – hinter Mokopane warten lassen. Vielleicht hinter einer der Mautstationen; ein guter Platz, um ein stehendes Fahrzeug zu überrumpeln, die Hörner abzuschneiden und zu verschwinden.

Spekulation Nummer drei: Als unsere Strecke von ihren Erwartungen abwich, mussten sie sich neu organisieren. Doch inzwischen musste ihnen klar sein, wie wir fahren wollten – über Vaalwater, Rustenburg und Ventersdorp. Als wir vor zwanzig Minuten zum letzten Mal abgebogen waren, hatten wir ihnen den letzten entscheidenden Hinweis geliefert.

Spekulation Nummer vier: Im Dunkeln ist gut munkeln. Sie wollten vor Tagesanbruch zuschlagen. Und sie würden jetzt schnell vorgehen müssen, bevor wir eine Polizeidienststelle erreichten.

Ich faltete die Karte zusammen und verstaute sie, legte die Glock zwischen Floh und mich auf den Sitz und nahm die MAG7 zur Hand.

»Wie stark ist der Kuhfänger?«, fragte ich Lourens.

»Kommt darauf an …«

»Ich meine, falls wir einen Pkw oder einen Bakkie rammen und beiseiteschieben müssten.«

»Vor drei Wochen haben wir hinter Middelburg ein Kudu angefahren, da hat sich das Ding so weit zurückgebogen, dass es die Windschutzscheibe eingeschlagen hat.«

Das war nicht das, was ich hören wollte. »Aber der Motor sitzt hier?«, fragte ich und deutete auf den Buckel unter Floh.

»Ja, Oom, aber die Kühler liegen vorn. Wenn irgendetwas uns da erwischt, haben wir ein Problem.«

Floh holte Luft und wollte etwas sagen, schüttelte aber dann den Kopf und schwieg.

Ich dachte nach. »Wenn wir keine Chance haben, durchzubrechen, werden wir anhalten müssen. Lourens, sie werden versuchen, die Straße zu blockieren. Aber vielleicht haben wir eine Möglichkeit, seitlich auszuweichen und an ihnen vorbeizufahren. Lass dich nicht von den Zäunen abhalten. Wenn das Gelände es zulässt …«

»Okay.«

»Du wirst aber nicht viel Zeit haben, eine Entscheidung zu treffen.«

Er nickte und setzte sich entschlossen vor dem Steuer zurecht.

Unwillkürlich sah ich in den Rückspiegel. Die Lichter waren wieder da, jetzt sehr viel näher.

»Sie sind wieder zurück«, bestätigte Lourens.

Zweihundert Meter weiter verwandelte sich die Nacht in hellen Tag.

29

… die Spuren fliehender Tiere deuten auf eine Störung hin. Sollten sich keine Zeichen von Raubtieren finden lassen, entdeckt man dafür häufig früher oder später Hinweise auf menschliche Eindringlinge.

Die Kunst des Spurenlesens – Einführung: Wilderei

Die grellen Scheinwerfer von vier Fahrzeugen blendeten uns, so dass wir nichts anderes erkennen konnten außer den Felsen auf der linken und dem Abgrund auf der rechten Seite – der perfekte Ort für einen Überfall.

Lourens stieg in die Bremsen. Ich rief Floh zu, sie solle sich ducken, machte ihr mit den Beinen Platz und suchte fieberhaft nach Möglichkeiten zur Verteidigung. Sollte ich herausspringen, um sie von dem Lkw abzulenken, oder sitzen bleiben, um Lourens und Floh zu beschützen?

Floh tat genau das, womit ich nicht gerechnet hatte. Bevor sie sich zwischen Armaturenbrett und Sitz quetschte, nahm sie die Glock an sich. Ich griff danach, aber zu spät: Rechts von uns erschien wie aus dem Nichts eine Schattengestalt, ein Mann, bewaffnet, die Arme schwenkend. Lourens riss das Steuer herum, um ihn nicht über den Haufen zu fahren.

Der Lkw rutschte über den lockeren Kies, und im ersten Moment befürchtete ich, Lourens hätte die Kontrolle verloren.

Er erwischte den Mann. Ein ekelhafter Schlag.

Ich beschloss, dass ich raus musste, damit sie zwei Ziele

hatten, schnallte mich los, suchte mein Gleichgewicht, trat die Tür auf und ließ mich hinausfallen, in der Hoffnung, dass unsere Scheinwerfer mich unsichtbar machten.

Lourens schaltete das Licht aus.

»Und jetzt raus.«

Träge verflüchtigte sich der Staub. Ich sah, dass die Angreifer Schwarze waren, bewaffnet mit AK47-Gewehren. Vor dem Mercedes tauchten drei weitere auf, Gewehre im Anschlag, auf die Windschutzscheibe zielend.

Floh und die Glock warteten dort. Hoffentlich war sie so intelligent, wie ich glaubte.

»Hände hoch!«, rief jemand auf der anderen Seite des Lkws. »Und jetzt runterspringen!«

Lourens kletterte heraus.

»Auf den Boden.«

Ich sah zuerst seine Füße, unter dem Lkw hindurch, dann ging er in die Knie.

»Hinlegen.«

Er legte sich in den Staub, die Hände auf dem Hinterkopf.

»Du, da drin!«, rief einer von denen, die auf dieser Seite knieten. »Komm raus!«

Ich richtete mich langsam auf, kniete mich ins Gras, hob die MAG, richtete sie auf den Angreifer, der mir am nächsten war, und hoffte, dass Floh gehorchte.

Hinten auf dem Lkw regten sich die Nashörner, stampften, schnaubten gereizt. Die Füße der Angreifer schlurften über den Kies, AKs wurden durchgeladen. Flohs Hände erschienen im Fenster, dann ihr Kopf. Die Angst stand ihr ins Gesicht geschrieben.

Der kühle Lauf einer Feuerwaffe drückte leicht gegen meinen Hals. Dicht hinter mir sagte eine ruhige Stimme: »Waffe fallen lassen.«

Ich ließ die MAG sinken.

Unsere Verfolger – sie mussten gesehen haben, wie ich herausgesprungen war.

Vorsichtig legte ich die Flinte hin, noch immer auf den Knien. Der Mann umkreiste mich, bis er in mein Gesichtsfeld trat. Ein großer, kräftiger Schwarzer mit einem massiven silbernen Revolver in beiden Händen zielte mit

ausgestreckten Armen zwischen meine Augen.

Dann lächelte er. »Mister Stuntman.«

Er ging einen Schritt auf mich zu und trat nach mir. Ich schützte mich mit den Armen und duckte mich, so dass er mich tief traf, in den Magen. Ich fiel rückwärts um und rollte mich weg, doch er verfolgte mich, trat wieder zu, traf mich in den Rücken. Ich änderte die Richtung, wälzte mich auf ihn zu, wartete auf den nächsten Tritt, packte seinen Stiefel und zerrte mit aller Kraft daran. Er verlor das Gleichgewicht, schlug mit voller Wucht auf den Boden und stieß einen überraschten Schmerzlaut aus. Ich sprang auf ihn und rammte ihm das Knie in den Magen, so dass er mit weit offenem Mund nach Luft rang. Mit der linken Hand griff ich nach seinem Revolverarm, mit dem rechten Ellenbogen brach ich ihm die Nase. Ich fühlte, wie das Blut auf mich spritzte, seine Revolverhand öffnete sich, ich packte die Waffe, presste sie ihm gegen die Schläfe, spannte den Hahn und legte mich mit meinem ganzen Gewicht auf ihn.

»Amasimba«, flüsterte er heiser und fasste sich mit beiden Händen an die Nase. »Verdammter Idiot.«

Mit einer ungeduldigen Geste schob der große Mann den Revolverlauf an seiner Schläfe weg. »Nein, warte noch. Wenn er Faxen macht, schieß ihm ins Bein.«

»Nazo-ke, Inkunzi.«

»Runter von mir«, befahl Inkunzi.

Ich drehte den Kopf. Zwei von ihnen standen mit schussbereiten AKs hinter mir. Langsam stand ich auf. Inkunzis Revolver war eine Smith & Wesson, das mächtige Modell 500, zwei Kilogramm makelloser Stahl. Ich ließ ihn ins Gras fallen. Inkunzi fluchte in einer afrikanischen Sprache, hob die Waffe am Lauf auf und schwang sie in meine Richtung. Doch sie war zu schwer für einen Überraschungsschlag. Ich duckte mich mühelos weg, packte ihn am Arm und versuchte, ihn umzureißen. Ein AK-Kolben traf mich im Rücken. Ich fiel vornüber. Sofort trat mich Inkunzi in die Rippen, ein dumpfer Schlag, ein plötzlicher Schmerz. Die anderen beiden traten von hinten auf mich ein, aber mit Sportschuhen, weniger hart. Ich trat zurück, traf einen von ihnen am Knie und versuchte aufzustehen, meine einzige Chance. Inkunzi packte mich am Kragen und riss mich wieder um. Noch einer kam hinzu, jetzt waren sie zu viert. Es regnete Tritte. Ich drehte mich auf den Rücken, um meine Wirbel zu schützen, zog die Knie hoch an die Brust und schlug die Arme um den Kopf. Ich wurde hin und her geschleudert, überall Schmerzen, ein dumpfer Schlag gegen meinen Kopf, und noch einer, ich schob meine geballten Fäuste hin und her, um meinen Kopf zu schützen, ich lächelte ansatzweise, zog mich an einen sicheren Ort in meinem Kopf zurück und sah die Schuhsohle zu spät, die auf mein Gesicht zielte.

Mir dröhnte der Schädel, ich roch Staub, hörte dumpfe Geräusche und sah hüpfende Schatten im tanzenden Licht. Von Kopf bis Fuß tat mir alles höllisch weh.

Ein Auge war zugeschwollen. Ich konnte nicht scharf sehen.

Ich lag vor dem Mercedes, in einer unbequemen Position, einen Arm unter mir. Sie mussten mich bis hierher geschleift haben.

Links von mir kauerte Floh, die Hände hinter dem Kopf. Neben ihr kniete Lourens, Inkunzis Revolver am Hinterkopf. Zwischen uns lagen unsere Sachen auf der Straße verstreut, meine Sporttasche, Flohs Arztkoffer, Thermoskannen, Becher, Kissen, Kleider, Werkzeug.

Neben mir lag die Leiche des Mannes, den wir überfahren hatten. Totenstill.

Es war, als sei die Zeit stehengeblieben. Niemand regte sich.

Geräusche drangen zu mir durch. Vom Lkw her, Metall auf Metall. Jemand schlug mit einem Hammer auf das Fahrzeug ein. Stimmen von Männern, die miteinander

redeten.

Floh schluchzte.

Ich wusste nicht, wie lange ich schon so dalag.

Zwei Kerle gingen an mir vorbei. Ein intensiver Dieselgeruch stieg mir in die Nase. »In den Tanks ist nichts«, sagte der eine.

»Sie sind nicht im Lkw«, sagte der andere.

Inkunzi fluchte. »Wo sind sie?«, fragte er Floh.

»Ich weiß nicht.« Sie war am Ende.

Langsam hob ich den Kopf. Ein Gewehrlauf stieß mich in den Rücken. »Der hier ist wach.«

»Gut«, sagte Inkunzi und blickte mich an. »Ich erschieße den Jungen hier, wenn du es mir nicht sagst.«

»Was soll ich sagen?«, wollte ich erwidern, aber meine Stimme gehorchte mir nicht. Ich versuchte es erneut, brachte aber nur ein heiseres Flüstern hervor. Es verursachte ein höllisches Brennen an der Innenseite meiner Rippen.

»Du weißt, was wir wollen. Wo ist die Fracht?«

»Was meint er denn bloß?« Flohs Stimme verriet ihre verzweifelte Angst.

»Das weißt du genau!«, entgegnete Inkunzi.

»Dann erschieße ich ihn.« Er spannte den Hahn.

»Nein!«

Jemand bückte sich neben der reglosen Gestalt an meiner Seite und rollte sie herum. »Snake ist tot, Inkunzi.«

»Scheiße. Bist du sicher?«

»Sieht ganz so aus.«

»Er war ein Idiot. Prüf ganz genau nach … Warte. Wo ist ihr Revolver?«

Der Mann ging zu unseren Sachen hinüber. »Da drüben.«

Inkunzi kam heran. »Gib sie mir«, sagte er, schob seine Smith & Wesson in den Gürtel und nahm die andere Waffe von seinem Handlanger an. Es war meine Glock.

»Warum schleppt eine Lady eine solche Knarre mit sich rum?«

»Sie gehört mir«, krächzte ich.

»Was?«

»Sie gehört mir.«

»Umso besser«, sagte Inkunzi, ging zur Leiche von Snake, setzte den Lauf an den Schädel und drückte ab. Blut, Gewebe und Knochen spritzten. Floh stieß einen schrillen Angstlaut aus. Lourens würgte, beugte sich nach vorn und kotzte.

»Und jetzt erschießen wir einen Lebendigen«, sagte Inkunzi und kehrte zu Lourens zurück. Er stellte sich hinter die gebeugte Gestalt und presste ihm die Glock in den Nacken.

»Wo ist das Zeug?«, fragte er, jetzt nicht mehr auf Englisch, sondern in lupenreinem Afrikaans mit nur leichtem Schwarzen-Akzent.

»Ich weiß es nicht!«, kreischte Floh.

Eins …«

»Bitte nicht!«

»Zwei …«

»Nehmt die Hörner!«, schrie sie gellend, außer sich vor Angst.

»Ich will die Scheißhörner nicht.«

»Was wollt ihr denn?«, fragte ich.

»Das wisst ihr genau!«

»Ihr habt dahinten angehalten.«

»Ja, weil ihr hinter uns wart.«

Nachdenklich starrte er den wehrlosen Nacken von Lourens le Riche an. Er drückte den Abzug, ein donnernder Knall, Lourens zuckte, Floh schrie auf wie ein Tier. Lourens sank nicht zu Boden, er blieb sitzen. Ich erkannte, was die Staubexplosion auf der Straßendecke zu bedeuten hatte: Inkunzi hatte absichtlich vorbeigeschossen.

Ein herzzerreißender Laut drang aus Lourens Kehle. Dann erbrach er sich wieder.

Floh weinte. Ihre Schultern zuckten.

Der große Mann sah uns an, einen nach dem anderen. Lourens holte stoßweise Atem, um nicht zu schluchzen. Inkunzi kam auf mich zu, mit ruhigen Schritten. »Ihr habt sie ins Veld geworfen.«

»Was denn?«, fragte ich.

Er stieß einen Laut aus, sollte wohl ein Lachen sein, aber seine Lippe war aufgeplatzt. Ich empfand Genugtuung. »Wir wissen alles«, sagte er, bückte sich und drückte mir mit seiner großen Hand auf die Brust.

Bei einer Gehirnerschütterung kann man nicht mehr besonders klar denken. Mir fiel keine Antwort ein. »Nehmt den Lkw«, sagte ich. »Nehmt alles. Nehmt mich auch mit. Aber lasst die beiden in Ruhe. Bitte.«

»Nein«, erwiderte er sachlich. »Sag mir nur, ob ihr das Zeug ins Veld geworfen habt. Wo müssen wir suchen? Jenseits des Zauns?«

»Ich wollte nur wissen, ob ihr uns verfolgt. Sonst nichts.«

Er überlegte und sagte dann: »Du bist ein Profi. Und jetzt frage ich mich, warum du hier bist. Und dazu die ganzen Knarren und die abgelegene Strecke. Dafür gibt's doch einen Grund.«

»Wegen der Nashörner.«

Wieder dieses Lachgeräusch, ohne eine Miene zu verziehen.

»Chinesischer Hexenkram«, sagte er und stand auf.

»Damit mache ich keine Geschäfte.«

»Womit denn?«

Er ignorierte mich und erhob sich langsam. Mit gesenktem Kopf, tief nachdenklich, fasste er sich an die Nase und sah schließlich einen seiner Trabanten an. »Seid ihr sicher, dass nichts in dem Lkw ist?«

»Ja, Inkunzi.«

»Scheiße.« Er zog ein Tuch aus der Tasche, wischte meine Glock damit sauber und warf sie zu unseren Sachen. »Wir haben die Stelle markiert, an der sie angehalten haben, mit drei Steinen auf jeder Straßenseite.«

Deswegen waren sie einen Moment lang verschwunden gewesen.

»Nimm die Männer mit und sucht alles ab. Sie müssen da sein.«

»Sollen wir sie jetzt umlegen?«

Er sah mich an. »Den da. Den würde ich gerne zuerst erledigen. Aber vorher …«

Er ging zu Floh, zog sie an den Haaren hoch, drängte sich dicht an sie. Sie zappelte, aber er hielt sie mit eisernem Griff an ihrem Pferdeschwanz und zerrte sie an sich. Er

presste seinen zerschundenen Mund an ihr Ohr, streichelte mit der linken Hand über ihre Brüste und flüsterte ihr etwas zu.

Sie zitterte.

Er stieß sie weg, drehte sich plötzlich um und kehrte zu mir zurück. Er zog die Smith & Wesson aus dem Gürtel und stellte sich breitbeinig über mich, mit ausdruckslosem Gesicht. Er hob den Revolver.

Um die Risiken zu minimieren, von einem gefährlichen Tier getötet zu werden, muss man seine irrationale Angst vor dem Unbekannten überwinden, zugleich aber auch die irrationale Furchtlosigkeit vor dem hinter sich lassen, was man zu kennen glaubt.

Grundzüge des Spurenlesens: Gefährliche Tiere

Ich zog mich an einen Ort zurück, den ich als Kind entdeckt hatte, ein Niemandsland, einen Zufluchtsort. Kein Zimmer, aber von schützenden Mauern umgeben. Kein offener Raum, dennoch konnte ich das tröstende Meer sehen und hören. Ich war mir bewusst, wo mein Körper war, doch ich war nicht dort, und der Schmerz war dumpf und weit weg. Ich wusste, dass mein Blick jetzt starr wurde. Früher hatte er ausgedrückt: Ich fürchte deine Faustschläge nicht, Vater, ich ertrage sie. Denn ich war weggeglitten, einen Schritt weit entfernt. Ich schwieg. Ich flehte nicht, weinte nicht, schrie nicht. Und mein angedeutetes Lächeln sagte: Schlag nur weiter, gib's mir, bürde mir alles auf. Denn eines Tages werde ich zurückkehren. Um meine Bürde loszuwerden. Um auszuteilen.

Ich suchte meinen Ort auf, sah ihm in die Augen, als er den Hand spannte. Grinste.

Lange stand er so da, den Finger am Abzug.

Dann schüttelte er den Kopf. »Du bist irre.« Er ließ die Waffe sinken. »Ich weiß, wo ich dich finde.« Er ging weg. »Auf geht's!«, rief er laut.

Ich bewegte mich nicht. Lag da im Niemandsland.

Ich hörte, wie sie Snake wegschleiften, dann ihre Schritte, die sich von uns entfernten. Fahrzeugtüren wurden zugeschlagen. Motoren wurden angelassen, Reifen

knirschten auf dem Kies, Steine prasselten gegen den Lkw, Staubwolken wirbelten auf. Ich hörte sie wegfahren, sah, wie die Lichter eines nach dem anderen verschwanden, bis sich gnädig die Dunkelheit auf uns

Ich sah hinauf zu den Sternen, die immer heller schienen.

Das Dröhnen von Fahrzeugen, das schließlich verstummte.

Dann kehrte ich zurück. Ganz langsam. Ich richtete meinen Oberkörper auf. Sah Floh nirgends.

Ich stand auf. Alles tat mir weh, ich war unsicher auf den Beinen. Floh hielt Lourens im Arm, schützend, mit einer Hand strich sie ihm tröstend über den Hinterkopf. Er blieb einfach sitzen und ließ es geschehen.

Ich sammelte unsere Sachen ein. Sie hatten alles umgedreht und ausgekippt. Meine Glock lag dazwischen, verächtlich auf den Boden geworfen. Ich fand eine Taschenlampe zwischen den verstreuten Sachen und suchte die MAG7. Sie war weg.

Ich umrundete den Mercedes. Die Reifen waren unversehrt. Sie hatten den Tankdeckel abgedreht, ich fand ihn hinter dem Reifen. Als ich ihn wieder zudrehen wollte, stutzte ich. Aus dem Tank ragte ein doppelt gedrehter Draht mit einem Haken am Ende. Ich warf ihn ins Veld.

Dann sah ich in die Kabine. Die Klappen sämtlicher Fächer standen offen. Auch hier war alles verstreut. Ich räumte provisorisch auf. Dann holte ich die Sachen von draußen und verstaute sie. Lourens und Floh sollten durch nichts an die nächtlichen Geschehnisse erinnert werden.

Die Nashörner waren unruhig, rieben sich an den Gitterstäben, stampften und wiegten sich hin und her. Ich schaute auf meine Armbanduhr. Zwanzig vor zwei. *Zwischen halb zwei und zwei muss ich sie wieder spritzen.*

Ich packte alles, was noch draußen lag, wieder in die Kabine und ging zu Lourens und Floh. Sie saßen noch genauso da wie eben.

»Wir müssen weiter«, sagte ich leise. »Ich fahre. Die Nashörner brauchen ihre Spritze.«

Floh stand auf und zog Lourens am Oberarm, bis er sich

Ich setzte mich ans Steuer, schlug die Tür zu und wartete auf sie. Dann ließ ich den Motor an, kämpfte mit dem Getriebe, schaltete die Scheinwerfer ein und fuhr langsam los. Ich konzentrierte mich und versuchte, ein Gefühl für das Fahrzeug zu entwickeln, seine Abmessungen, seine Masse. Ich versuchte, meine Schuldgefühle zu unterdrücken, aber es gelang mir nicht. Ich hätte sie beschützen müssen. Ich hätte nicht rausspringen dürfen. Ich hätte früher rausspringen sollen. Wir hätten anhalten und

die Polizei anrufen sollen. Ich hätte mich den Verfolgern entgegenstellen sollen, schon vor einer Stunde, als sie nur zu zweit oder zu dritt waren.

Ich hätte sie beschützen müssen.

Ich hätte schießen, Chaos säen müssen.

Sie waren in der Überzahl. Ich hatte allein dagestanden und getan, was ich konnte.

Warum hatte mich Diederik mitgeschickt?

Ich hätte sie beschützen müssen.

Nach dreißig Kilometern fragte Lourens tonlos und kaum hörbar: »Hast du eigentlich einen Lkw-Führerschein?«

»Nein.«

»Gleich geht's mir wieder besser.«

In Vaalwater kletterte Floh im hellen Licht einer Tankstelle auf die Käfige und gab den Nashörnern ihre Spritze.

Die Tankwarte, junge Burschen, warfen uns scheue, misstrauische Blicke zu. Mein Gesicht war blutverschmiert.

Ich ließ den Lkw volltanken und überprüfte das Fahrzeug.

Es schien in Ordnung zu sein. Ich ging auf die Toilette und sah in den Spiegel. Ich war übel zugerichtet. Geschwollenes Auge, ein tiefer Schnitt an der Augenbraue. Flocken von Snakes Gehirn an meinem Ohr. Ich wusch mich, lange und gründlich.

Anschließend kaufte ich in der Tankstelle vier Liter Cola, denn die beiden brauchten Zucker.

»Gleich«, vertröstete ich ihn und gab ihm von der Cola zu trinken. »Du kannst mich lotsen.«

Um 2:45 verließen wir die kleine Stadt. Lourens' Stimme klang noch immer emotionslos.

Ich hätte gerne mit ihnen geredet. Ihnen gesagt, dass sie sich für ihre Angst nicht zu schämen brauchten. Ich hätte ihnen gerne erklärt, wie Gewalt und Angst einem Menschen die Würde rauben und dass man das nicht zulassen darf. Ich hätte ihnen erläutert, was ein Trauma ist und mit welchen Prozessen und Mechanismen man es verarbeiten konnte. Zum Beispiel durch Rache.

Aber ich fand nicht die richtigen Worte.

Schließlich kramte Lourens seine CDs aus einem Fach im Armaturenbrett. Er wählte eine aus, legte sie ein und drehte die Lautstärke auf. Ich warf einen Blick auf die Hülle. Arsis.

We are the Nightmare.

Death Metal hämmerte auf uns ein, surrealistisch, außerirdisch, bis nichts anderes daneben existierte.

Als die CD zu Ende war, herrschte quälende Stille. Dann sagte Lourens: »Ich kann jetzt wieder übernehmen, Oom.«

»Lass mich bis Rustenburg fahren«, erwiderte ich. »Versuch, ein bisschen zu schlafen. Wir haben noch einen langen Weg vor uns.«

Er zögerte, sagte dann aber: »Okay.«

»Möchtest du ein Kissen?«, fragte Floh.

»Nein, danke. Du solltest auch versuchen zu schlafen.«

Sie hatten jetzt etwas gemeinsam.

»Es tut mir leid«, sagte ich.

»Du konntest doch nichts dafür, Oom.«

Ich sagte nichts.

»Du hättest es nicht verhindern können.«

Ich hätte ihm gerne geglaubt. Es waren einfach zu viele

gewesen.

»Keine Ahnung.«

Sie drehte sich zu mir. »Ist das die Wahrheit?«

»Natürlich«, fuhr Lourens sie an. »Oom Diederik hat ihn gestern erst als Begleitschutz angeheuert.«

»Warum eigentlich?«

Das war die Frage.

»Ich werde es herausfinden«, versprach ich. Denn die Antwort lag bei Diederik Brand. Dem alten Halunken. Dem Schwarzen Schwan der Bo-Karoo. »Ich werde es herausfinden.«

Beide schliefen, zwei Stunden lang.

Ich wusste nur zu gut, was Lourens durchmachte. Die Nähe des Todes, der Schock der ersten Konfrontation mit dieser Art von brutaler Gewalt. Die Unfähigkeit, sich vorzustellen, geschweige denn zu akzeptieren, dass Menschen zu so etwas in der Lage waren und die Welt letztendlich ein Ort war, an dem die Gewalttätigsten siegten. Ich war acht

Jahre alt, als mein Vater anfing, mich zu misshandeln. Um meine Mutter für ihre Untreue zu bestrafen. Ein Kind lernt schneller und passt sich leichter an, weil es nichts anderes kennt. Aber Lourens stammte aus einer stabilen, liebevollen Familie, die ihm Würde und Selbstbewusstsein vermittelt und Nächstenliebe und Respekt vor anderen beigebracht hatte.

Das alles hatte man ihm entrissen.

Siebzig Kilometer vor Rustenburg ging die Sonne auf, schräg links, so dass ich die Blende herunterklappen musste. Lourens erwachte.

»Wie geht's dir?«, fragte ich.

»Besser, danke. Ich kann jetzt wirklich wieder fahren.« Doch seine Munterkeit klang gezwungen.

Ich hielt an und stieg aus. Ich hatte hämmernde Kopfschmerzen, mein linkes Auge war zugeschwollen, mein ganzer Körper schmerzte, aber ich schien keine schlimmeren Verletzungen erlitten zu haben als eine gebrochene Rippe. Vorne vor

Ernst sah er mich an. Ich nickte nur.

Als wir losfuhren, schreckte Floh aus dem Schlaf, schaute auf die Uhr und zog eine Karte zu Rate. »Ventersdorp«, sagte sie. »Um sechs muss ich sie wieder spritzen.«

Ich ließ Lourens bei einer Tankstelle in Rustenburg anhalten, damit wir uns frisch machen konnten. Außerdem wollte ich prüfen, ob ich Blut im Urin hatte.

Hatte ich nicht. Floh kam mit zwei braunen Papiertüten aus dem Tankstellenladen. Als wir wieder losfuhren, holte sie eine Schachtel Schmerztabletten für mich heraus, dazu belegte Brötchen, Kaffee und Cola. Fürsorglich reichte sie Lourens das Frühstück. Von ihr ging jetzt große Entschlossenheit, eine innere Kraft aus.

Ich hatte mich in ihr getäuscht.

Lourens schaltete das Radio ein. Wir hörten die Nachrichten auf RSG, Berichte über die schlimmen Geschehnisse in Südafrika und auf der ganzen Welt, alles hausgemacht, durch die Bank. *Annus horribilis.*

Um zwanzig vor sechs hielten wir an. Lourens und Floh stiegen hinten auf die Käfige zu den Tieren, sie mit ihrem Arztkoffer. Lourens half ihr, die Nashörner zu beruhigen. Ich stand nutzlos neben dem Lkw und sah zu, wie ein Traktor Furchen durch einen Acker zog.

Kurz bevor wir uns wieder auf den Weg machten, rief Nicola an. »Wir sind spät dran«, sagte Lourens. Und dann: »Ich schätze, heute Abend so gegen sieben. Nein, nein … nur ein bisschen müde … Uns geht’s gut.«

Im Großen und Ganzen. Was hätte es genützt, von den Ereignissen der letzten Nacht zu berichten?

Hinter Hartebeesfontein konnte Floh Lourens' Schweigen nicht mehr ertragen. Sie bat ihn, ihm von der Bo-Karoo zu erzählen, mit vertraulicher, sanfter Stimme, wie eine Geliebte. Er holte tief Luft, bevor er antwortete, und blieb erst höflich an

Das Schmerzmittel machte mich schläfrig. Ich kämpfte gegen die Müdigkeit an, indem ich meine Frustration und meine Wut als Gegenmittel heraufbeschwor. Diederik Brand. Ich freute mich schon darauf, ihn wiederzusehen. Ihn und Inkunzi. Ich würde nach ihm suchen. Ich würde ihn zwingen, sich hinzuknien und ihm die Glock an den Hinterkopf halten. Ihm seine Würde nehmen, wie er sie Lourens genommen hatte, einen Schuss abfeuern und sehen, wie er vor Schreck zusammenzuckte. Ich würde ihn spüren lassen, wie es ist, dem Tod ins Auge zu blicken.

Mein Handy weckte mich. Mit schmerzenden, steifen Gliedern suchte ich in meiner Gesäßtasche, drückte den falschen Knopf, würgte den Anruf ab.

»Wo sind wir?«, fragte ich und sah auf der Uhr im Armaturenbrett, dass es 08:41 Uhr war.

»Kurz vor Herzogville. Du hast tief und fest geschlafen.«

Lemmer, der allzeit bereite Personenschützer.

Ich sah nach, wer mich angerufen hatte. Jeanette. Ich rief zurück.

»Wie geht's?«, fragte sie, wie üblich voller frühmorgendlicher Energie und Tatendrang.

»Wir kommen voran.« Ich würde ihr später alles erzählen, wenn ich allein war.

»Dein Freund Diederik hat noch nicht gezahlt.«

»Er ist nicht mein Freund.«

»Ich dachte, ihr wärt alle Kumpel, da bei euch im Hinterland.«

»Ich sehe ihn heute Abend. Dann wird er schon bezahlen.«

»Irgendwie klingt das in meinen Ohren, als wärst du von deinem Ausflug ein wenig enttäuscht.«

»Ich rufe dich heute Abend noch mal an.«

»Wird schon.«

Sie begriff schnell. »Du kannst jetzt nicht reden. Muss ich mir wegen irgendetwas Sorgen machen?«

»Nein.«

»Ruf mich an, sobald du kannst«, bat sie besorgt.

Sie ließ es nicht zu, dass mit ihren Leuten Schindluder getrieben wurde.

31

Buchstäblich alle vorstellbaren Verhaltensweisen hinterlassen spezifische Markierungen, die es dem Spurenleser ermöglichen, die Bewegungen eines Tieres zu rekonstruieren.

Die Kunst des Spurenlesens: Spureninterpretation

Lourens taute auf. Er fragte Floh: »Du liebst Nashörner, oder?«

Sie rollte mit den Schultern zum Zeichen, dass das nicht

unbedingt der Fall war. »Das Spitzmaulnashorn ist bedroht«, erwiderte sie.

»Spitzmaulnashorn?«

»Ja, das ist der korrekte Name des Schwarzen Nashorns, wie es bei uns genannt wird, im Gegensatz zum Breitmaulnashorn oder Weißen Nashorn. In Wirklichkeit unterscheiden sich die Tiere von der Farbe her nicht. Der Name ›Weißes Nashorn‹ geht auf einen Übersetzungsfehler zurück. Der afrikaanse Begriff ›wijd‹, also ›breit‹, für die Form des Mauls, wurde von den Engländern als ›white‹ verstanden. An der Maulform lassen sich die Arten deutlich unterscheiden.«

»Wie gefährdet ist das Spitzmaulnashorn?«

»1970 gab es noch fünfundsechzigtausend von ihnen, 1993 nur noch zweitausend.«

»Auf der ganzen Welt?«

Sie nickte. »Sechsundneunzig Prozent des Bestandes sind ausgerottet worden.«

»Heute gibt es wieder an die dreitausendsiebenhundert.«

»Okay«, sagte Lourens. »Jetzt wird mir einiges klar.« Dann

fragte er: »Nur wegen der Hörner? Weil die Chinesen glauben, die Hörner seien ein … Potenzmittel …«

»Nein, das ist ein Mythos. Sie glauben, es hilft gegen Fieber. Die meisten Hörner werden gemahlen und als Arznei verkauft. Ein Drittel wird zu Schmuckgegenständen verarbeitet, zu geschnitzten Dekorationsobjekten oder Dolchhandgriffen. Im Jemen und in Oman gilt ein Dolch mit Nashorngriff als bedeutendes Statussymbol.«

»Aber die Bestände erholen sich doch wieder?«

Floh schnaubte verächtlich. »Denkst du. Letztes Jahr wurden allein bei uns in Südafrika sechsunddreißig Tiere in den Nationalparks erschossen und weitere fünfzig in privaten Wildreservaten.«

»Wer tut so etwas?«

»Diebe. Wilderer. Alle sind scharf auf die Hörner, Schwarze wie Weiße. Im Kongo und in Simbabwe ist das Schlachten noch viel schlimmer, denn niemand schert sich darum, niemand hält die Wilderer auf. Letztes Jahr wurden in Simbabwe vier Kerle gefasst, die zugaben, achtzehn Nashörner getötet zu haben. Aber die Polizei hat sie einfach laufen lassen.«

»Deswegen hilfst du bei dem Transport.«

Sie nickte. »Du wirst sehen, wenn diese beiden überleben,

wird das für das Zuchtprogramm sehr viel bedeuten.«

Dahinter verschanzte sich Diederik Brand. Hinter dieser edlen Tat. Mit seinem Charme und seinen Naturschutzaktionen. Doch was steckte dahinter?

Wonach hatten Inkunzi und seine Bande gesucht?

Ein Draht mit einem Haken in einem Dieseltank? Sag mir nur, ob ihr das Zeug ins Veld geworfen habt. Wo müssen wir suchen? Jenseits des Zauns?

Sie hatten den Lkw durchsucht. Unsere Sachen. Es musste etwas sein, was klein genug war, um es in einer Sporttasche zu

Du bist ein Profi. Und jetzt frage ich mich, warum du hier bist. Und dazu die ganzen Knarren und die abgelegene Strecke. Dafür gibt's doch einen Grund.

Diederik hatte mich, den »Profi«, angeheuert. Er war es auch, der mir die MAG überreicht und die Strecke vorgegeben hatte, mit der fadenscheinigen Ausrede, dadurch »Ziehbrücken zu vermeiden«.

Ich fragte Floh: »Wie viel wiegt ein Nashorn-Horn?«

»An die drei Kilo.«

Kein Problem, einen Sack mit zehn Hörnern ins Veld zu werfen. Aber Inkunzi hatte erwidert: *»Chinesischer Hexenkram. Damit mache ich keine Geschäfte.«* Vielleicht hatte er absichtlich gelogen, falls wir nicht wussten, wovon er redete.

»Ehrlichmann. Was weißt du über ihn?«

»Früher war er Wildhüter.«

»Und heute versucht er, als Safari-Führer in einem Land zu überleben, in dem Tourismus so gut wie keine Rolle mehr spielt. War er dabei, als die Tiere verladen wurden?«

»Ja, er hat die Aktion geleitet.« Sie begriff schnell. »Meinst du, er hat …«

»Wer war sonst noch dabei?«

Sie dachte einen Augenblick lang nach. »Nur die Arbeiter. Und die Fahrer.«

»Hast du den ganzen Verladeprozess beobachtet?«

»Nein, nicht alles. Ich war mit den Nashörnern beschäftigt.«

Lourens und ich waren bei dem Umladen auf den

Mercedes dabei gewesen. Und alles, was von dem einen Lkw auf den anderen verfrachtet worden war, waren die beiden Käfige.

»Wann musst du sie wieder spritzen?«

Sie sah auf ihre Armbanduhr. »In einer halben Stunde.«

»Wir können in Hertzogville anhalten. Ich muss sowieso tanken«, sagte Lourens.

»Nicola hält ihn auf dem Laufenden, Oom.«

»Du hast Nashörner im Wert von einer Million Rand auf einem Lkw, deren Hörner auch noch einmal eine Million wert sind, du heuerst einen Bodyguard an, weil du dir solche Sorgen machst. Und dann gibst du dich mit Informationen aus zweiter Hand zufrieden, wie es mit dem Transport läuft?«

»Hm«, brummte Lourens widerwillig, weil er Diederik nicht den Schwarzen Peter zuschieben wollte. »Ja, der Oom Diederik …«

Während Floh den Tieren die Spritzen setzte, inspizierte ich die Käfige. Sie boten kein Versteck. Rahmen und

Gitterstäbe bestanden aus solidem Stahl, der Boden aus Holzplanken, unter denen es keinen Zwischenraum gab.

Ich rollte mich unter den Lkw. Dort gab es viele Möglichkeiten, aber Inkunzi und seine Handlanger hatten mit Sicherheit gründlich gesucht. Ich hatte den Vorteil, bei Tageslicht nachsehen zu können, fand aber nichts.

Was konnte so wertvoll sein, dass man nachts einen Überfall mit fünf Fahrzeugen und zwölf Mann organisierte? Was hätte man aus dem Norden Simbabwes einschmuggeln können, einem Landstrich, in dem es nichts gab, der brachlag und vollständig ausgeräubert war?

Bevor wir einstiegen, sah mich Floh mit hochgezogenen Augenbrauen an. Ich schüttelte den Kopf, denn ich hatte keine Antworten zu bieten.

Wir fuhren weiter. Sie brachte wieder ein Gespräch in Gang, als wäre das ihre vornehmliche Aufgabe.

Ich starrte hinaus auf die vorbeiziehende Landschaft und versuchte, einen Sinn in alldem zu erkennen. Der Schlüssel lag in dem Umladeprozess auf der Farm der Swanepoels. War irgendjemand dabei gewesen, der nicht mit angepackt hatte, der nicht geholfen hatte, zu schieben und zu ziehen, um die Käfige zu platzieren?

Wickus hatte vom Boden aus Befehle gebrüllt. Floh hatte auf dem Dach des Mercedes gestanden. Swannie war mit einer Hälfte der Arbeiter auf dem Bedford beschäftigt, während Lourens und ich mit den übrigen Männern an den Tauen gezogen hatten, um die Nashörner Zentimeter für Zentimeter hinüberzubugsieren.

Alle hatten mitgeholfen, schwitzend und konzentriert. Je deutlicher ich mir die Szenen vor Augen rief, desto sicherer war ich mir, dass es keine Gelegenheit gegeben hatte, irgendetwas anderes zu verladen, zu verstecken oder irgendwo zu befestigen.

Das Handy in meiner Tasche piepte. Ich zog es heraus. Eine SMS von Emma. SEHEN UNS HEUTE ABEND AUF D.S FARM. VERMISSE DICH SEHR. XXX.

Meine Erleichterung war so groß, dass ich zu spät bemerkte, dass Floh ebenfalls auf das Display starrte.

Sie sah mich an, und ihr schiefes Lächeln besagte: Ah, jetzt weiß ich etwas über dich.

Um Viertel vor elf kreuzten wir die N8 zwischen Kimberley und Bloemfontein. Um elf wies Lourens auf das Straßenschild nach Magersfontein hin.

»Heißt so nicht ein Buch?«, fragte Floh.

»Dort hat eine Schlacht im Burenkrieg stattgefunden«, erklärte er. »Mein Uropa hat dort gekämpft. Paardeberg liegt auch ganz in der Nähe. Und Modderrivier.«

»Haben wir gewonnen?«

»Bei Magersfontein und Modderrivier waren wir in der Überzahl und haben die Khakis vernichtend geschlagen. Aber Paardeberg … das ist eine traurige Geschichte.«

»Erzähl«, sagte Floh.

Um zwei Minuten nach elf, im kleinen Dorf Jacobsdal, lenkte mich plötzlich etwas von Lourens' Geschichtsstunde ab.

Beiläufig fragte ich: »Könntest du bitte mal kurz anhalten?«

»Ich möchte nur schnell ein paar Freunde begrüßen.« Denn an der Hauptstraße standen, ordentlich in Reih und Glied vor einem kleinen Hotel, vier Harley Davidsons.

»Okay«, sagte er und trat auf die Bremse.

Floh holte schon Luft, um zu protestieren, doch ich schnitt ihr das Wort ab. »Ich beeile mich«, versprach ich.

32

Schlangen fliehen in der Regel und greifen nur an, wenn man sie ärgert.

Die Kunst des Spurenlesens: Gefährliche Tiere

Bevor ich eintrat, vergewisserte ich mich. Das Kennzeichen des Motorrades, das der Eingangstür am nächsten stand, verkündete: *NV ME*.

Ich fand sie im Schankraum, alle vier auf Barhockern sitzend, ein Bier in der Hand. Sie lachten über irgendetwas. Ha-ha-ha. Ich ging zu dem Stahlgrauen hin und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Bist du nüchtern?«, fragte ich. Er sah sich verstört um, musterte stirnrunzelnd mein geschwollenes Auge und die Blutergüsse und versuchte, mich einzuordnen.

»Wer hat dich denn in der Mangel gehabt?«, fragte er. Alle vier starrten mich jetzt an.

»Bist du nüchtern? Ich kann dich nicht verprügeln, wenn du betrunken bist.«

»Loxton«, sagte die Ratte. »Gestern …«

Er erinnerte sich. Dann waren sie nüchtern genug. Ich zog den Stahlgrauen an den Fransen seiner Lederjacke, so dass er von seinem Barhocker steigen musste. Die Fransen rissen ab. »He!«, rief er und schlug nach mir. Ein Amateur.

»Lass ihn in Ruhe«, sagte der Große und kam drohend auf mich zu.

Ich verpasste dem Stahlgrauen einen Faustschlag. In dem Hieb steckte allerhand. Mein Dilemma wegen Emmas Liebeserklärung, der Flug in der Kotzkiste, die Stunden in der Sonne Musinas, eine Nacht der Demütigungen, Schmerzen im ganzen Körper, Frustration über offene Fragen.

Er kippte um.

Ich wandte mich dem Großen zu. »Komm her«, sagte ich.

Um sechzehn Minuten nach elf stieg ich wieder in die Kabine des Mercedes. Ich fühlte mich erleichtert. Ich hatte eine Last abgeworfen, ein kleines Paradies besucht.

»Danke«, sagte ich.

Lourens schaute das Blut an meiner Hand an. »Die Typen von gestern?«, fragte er, eins und eins zusammenzählend.

»Woher weißt du das?«

»Nicola hat mir am Telefon davon erzählt, schon gestern vor dem Mittagessen. Er hat es von Oom Diederik gehört.« In der Bo-Karoo gab es keine Geheimnisse.

Ich schüttelte nur den Kopf.

»Ich dachte, das wären Freunde von dir«, bemerkte Floh.

»Mit der Freundschaft ist es jetzt wohl vorbei.«

Lourens Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, das Lachen stieg ganz allmählich in ihm auf, bis er den Kopf in den Nacken warf und laut losplatzte, so dass er Floh ansteckte und sie schließlich mitlachte. Mir war nach Lächeln zumute, auch wenn mein Gesicht entschieden protestierte, denn in diesem Moment war ich mir sicher, dass sie es schaffen würden, die vergangene Nacht zu verarbeiten.

Floh drängte Lourens, ihr die ganze Geschichte zu erzählen, denn ich weigerte mich. Es war interessant, sie zu hören, nachdem

Lemmer, der Held von Loxton.

»Das sind keine Hell's Angels«, berichtigte ich, nachdem er ausgeredet hatte.

»Was denn?«, fragte Floh.

»Reiche Afrikaner.«

»Was hast du gegen reiche Afrikaner?«, fragte Floh empört.

Ich schüttelte den Kopf, denn ich hatte keine Lust, es ihr näher zu erklären.

»Komm schon«, bohrte sie. »Bist du neidisch oder was?«

»Das spielt bestimmt eine Rolle.«

»Und was noch?«

Ich seufzte, denn ich hatte keine Lust auf diese Unterhaltung.

»Jetzt komm schon!«

»Ich kann das nicht ausstehen, dieses Jammern auf hohem Niveau.«

»Wie meinst du das?«

»Die hocken hinter den hohen Mauern ihrer protzigen Villen, rundum geschützt von Alarmanlagen, sie sitzen vor ihren Surroundsound-High-Definition-Breitbildfernsehern und schlingen Fertigessen in sich hinein. In ihrer Dreiergarage drängen sich ein Mercedes ML, zwei Quads, eine Harley und ein Motorboot, und die beschweren sich darüber, wie schlecht es uns in Südafrika geht.«

»Aber uns geht es wirklich schlecht.«

»Denen? Dass ich nicht lache. Das Entscheidende ist aber, dass sie nichts unternehmen. Sie gehen nicht wählen, sie mischen

Floh schwieg lange und sagte dann: »Sie sind aber nicht alle so.«

»Stimmt«, sagte ich, denn Emma war eine Ausnahme.

Floh nickte, offenbar zufrieden.

Ihre Gespräche gerieten in einen natürlichen Fluss, einen Rhythmus. Ich wurde zum fünften Rad am Wagen, Beobachter der aufkeimenden Freundschaft zwischen ihnen. Sie war ein paar Jahre älter als Lourens, kämpfte vielleicht mit ein paar Dämonen mehr, aber ihr Hochmut war verschwunden. Vielleicht, weil sie jetzt wusste, wie und wer er war. Das geteilte Trauma spielte sicher auch eine Rolle und schuf eine Basis.

Deshalb zog ich mich zurück, überließ sie sich selbst und bereitete mich auf das Wiedersehen mit Diederik Brand vor. Emma würde dort sein. Ich würde mich zurückhalten müssen.

Wir hielten noch zwei Mal an. In Britstown, wo wir Pasteten aßen und etwas Kühles tranken, und in Victoria-Wes, um ein letztes Mal die Nashörner zu spritzen. Floh war besorgt. »Sie sind müde und durstig. Der Bulle erholt sich bestimmt wieder, aber die Kuh …«

Um kurz nach sechs fuhren wir durch Loxton, wo Birnenblüten die Straßen bedeckten wie frisch gefallener Schnee. Lourens rief Nicola an und gab ihm einen Lagebericht durch, schlug dann den kürzesten Weg über Slangfontein und durch Sakrivierpoort

Um ein spezifisches Zeichen zu erkennen, macht sich ein Spurenleser oft ein Bild davon, wie solch ein typisches Zeichen auszusehen hat.

Grundzüge des Spurenlesens: Die Erkennung von Zeichen

Sie erwarteten uns vor dem großen Haus – Diederik Brand, seine Frau Marika, Emma und eine Schar Arbeiter. Diederik hatte nur Augen für die Nashörner und machte sich sofort daran, die Ladeklappen zu öffnen. Emma trat voller Freude an meine Tür. Als ich ausstieg und sie mein Gesicht sah, verwandelte sich ihre Freude in Entsetzen. »Was ist passiert?«

»Wir hatten ein wenig Pech«, sagte ich.

»Ein wenig?«

Mit einem Blick in Brands Richtung sagte ich: »Ich erzähl's dir später.«

»Seid ihr …?«

»Nein, nichts Ernstes.«

Sie zögerte kurz, bevor sie mich umarmte. »Gott sei Dank«, seufzte sie. »Gott sei Dank.«

»Ach du Schande!«, rief Brand von hinten. »Wo ist Cornél? Die Tiere sind ja krank!«

»Sie haben nekrolitische Dermatitis«, erklärte Floh und sprang ebenfalls heraus. »Wir müssen sie so schnell wie möglich abladen und beruhigen.«

Erst da kam er hinter dem Lkw hervor. »Na, dann los«, sagte er, »der Auslauf ist gleich dahinten …« Da sah er, wie ich zugerichtet war. »Lemmer! Was ist denn passiert?«

»Lass uns erst abladen, dann unterhalten wir uns«, sagte ich.

Sein »Arbeitszimmer« war ein einziges Chaos. Ein großer Schreibtisch mit Computer, Dokumente unordentlich gestapelt. Gerahmte Fotos an der Wand, die Vorfahren, Zuchtwidder, Jagdgesellschaften und seine schöne blonde Frau Marika als Wollkönigin in ihrer Jugend zeigten. Ein Mahagoni-Bücherregal mit dekorativen Öllampen, Ordner,

Handbücher über Landwirtschaft und Geldanlagen sowie eine große Sammlung alter Ausgaben des *Landbouwweekblads*. In der Ecke stand eine Golftasche aus abgewetztem Leder, aus der die Köpfe antiker Schläger ragten. Diederik saß mit ausgestreckten Beinen auf der Kante seines Schreibtischs, die Arme verschränkt, in der Defensive. Ich setzte mich auf den Rand des Sofas. Es war mit Nguni-Fellen bezogen, braun mit weißen Punkten.

»Diederik, du hast mich angelogen«, sagte ich.

»Nein! Die Sache ist mir ein Rätsel!«, entgegnete er, denn während des Abladens hatte er Lourens die ganze Geschichte Stück für Stück aus der Nase gezogen. Dabei hatte er mir besorgte Blicke zugeworfen.

»Du lügst.«

»Ich schwöre es, Lemmer!« Das sagten sie immer am Anfang.

»Diederik, ich habe keine Lust auf Spielchen. Ich kenne die Geschichten über dich. Du bist ein Halunke und ein Lügner. Und du hast mein Honorar noch nicht bezahlt, daher bist du nicht mein Kunde. Du hast die Wahl. Entweder du redest, oder du blutest.«

»Mensch, Lemmer, glaub mir, das alles ist ein Riesenmissverständnis«, behauptete er, die Hände in

Unschuld erhoben, mit maximaler Charmeoffensive. »Zum Bezahlen bin ich einfach noch nicht gekommen, ich erledige das gleich anschließend. Und dieser Überfall …«

Ich seufzte und stand auf.

»… wenn sie die Hörner nicht wollten …«, sagte Diederik. »Ich meine, was in aller Welt … Das … das verstehe ich einfach nicht!«

»Das ist kein Spiel, Diederik. Das läuft hier nicht so wie bei deinem Toyota-Lkw-Deal.«

»Welchen Toyota? Ach, Lemmer, über mich sind so viele Gerüchte in Umlauf, davon stimmt doch nur die Hälfte.«

Da mochte er durchaus recht haben. Ich holte aus, schwang den Schläger und zielte dabei auf seine Rippen. Für einen so dicken Mann bewegte er sich erstaunlich behände. Ich verfehlte ihn. »Lemmer, bitte!«, sagte er und eilte zur Tür. Ich erwischte ihn am Hemd und riss ihn zurück. Dann ging ich zur Tür, schloss sie ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

»He, Kumpel, bitte …« Seine Augen waren weit aufgerissen, der Charme bröckelte ab.

»Hat Lourens dir erzählt, wie sie ihm einen Revolver an den

Kopf gehalten haben? Nachdem sie dem, den wir über den Haufen gefahren hatten, den Kopf weggeblasen hatten?«

»Nein …«

»Weil er zu anständig ist, Diederik. Er hätte dir sagen sollen, wie es sich anfühlt, wenn man den Schuss hört und glaubt zu sterben. Dieser Laut, den man ausstößt, die Angst, die Erniedrigung, wenn sie absichtlich danebengeschossen haben. Hat er dir erzählt, wie Cornél geweint und gebettelt hat?«

»Herrgott, Lemmer, das habe ich nicht gewusst!«

»Es war ein Drama. Und du bist schuld. Dafür wirst du jetzt büßen.«

»Lemmer, ich schwöre …«

Ich schlug blitzschnell zu und traf ihn auf die unteren Rippenbögen.

»Lemmer!«, schrie er. »Mein Gott, bitte nicht!«

Wieder holte ich aus und traf ihn am Unterarm. »Bitte nicht!«, rief er erneut flehentlich.

»Vati?«, ertönte die Stimme seiner Frau vor der geschlossenen Tür.

»Alles in Ordnung, Mutti!«

»Wirklich?«

»Ja, bestimmt.« Sein Atem ging jetzt schnell, und seine Augen huschten zwischen mir und der Tür hin und her.

Stille. Dann hörte man Schritte auf dem Holzfußboden. Sie glaubte ihm.

»Warum sollte ich den Transport begleiten?«

Er hielt die Hände schützend vor sich. »Du wirst es mir nicht glauben …«

Ich hob den Schläger. »Versuch, mich zu überzeugen.«

Er zog sich bis zum Schreibtisch zurück. »Lemmer, ich schwöre, es war nur wegen der Hörner.« Er sprach schnell, verzweifelt. »Die Wilddiebe, die Wilderer, die nehmen einfach überhand. Und die Tiere kommen aus Simbabwe, du weißt doch, wie es da zugeht, die Polizei, alle sind am Schmuggel beteiligt, ich schwöre, ich schwöre, ich habe dich nur zum Schutz von Lourens und Cornél …«

»Du hast recht. Ich glaube dir nicht. Wann hast du Lotter bestellt?«

»Ich habe ihn am Freitagabend angerufen.«

»Aber mich hast du erst am Samstagvormittag um elf angesprochen?«

»Ich … Die Sache ist die, ich wollte eigentlich erst selbst mitfahren. Aber dann hat Marika von dir erzählt und gemeint, wir sollten lieber einen Profi engagieren. Daraufhin habe ich herumtelefoniert, aber niemand hatte deine Nummer. Du stehst auch nicht im Telefonbuch, und ich bin wegen der ganzen Organisationsprobleme erst am Samstagmorgen um neun hier weggekommen. Ich habe es bei dir zu Hause versucht, aber du warst nicht da. Schließlich habe ich dich in der Rooi Granaat gefunden.«

»Und dann hast du mir die MAG7 gegeben, einfach so, nur für alle Fälle?«

»Woher hast du die Flinte?«

»Das ist eine lange Geschichte …«

Ich schlug erneut zu und traf ihn mit voller Wucht an der Schulter. Er stieß einen entsetzten Laut aus, flüchtete rund um den Schreibtisch und schien sich darunter verschanzen zu wollen. »Was willst du von mir?«, rief er verzweifelt.

»Die Wahrheit, Diederik. Denn du lügst.«

»Was meinst du?«

Wieder erhob ich den Schläger und rannte hinter ihm her.

»Okay.« Er flehte und flüchtete, rund um den Schreibtisch, ich hinterher.

»Redest du jetzt?« Immer im Kreis herum, wie bei einem Kinderspiel.

»Ich erzähl's dir, aber nimm den verdammten Golfschläger runter.«

Ich blieb stehen und ließ den Schläger sinken.

Er keuchte stark und grinste schief. »Wenn uns einer sehen könnte.«

Es war der reinste Zirkus, aber ich wollte ihm keine Ausweichmöglichkeit bieten. »Raus mit der Sprache, Diederik.«

Er ließ sich auf den schönen alten Bürostuhl sinken. Die Luft war raus. »Das mit der Genehmigung war gelogen.«

»Das mit der Genehmigung?«

»Ja, sie ist gefälscht.«

»Die Einfuhrgenehmigung?«

»Ja. Und das Schreiben von der Naturschutzbehörde. Ich … ich habe damit ja niemandem geschadet. Nicola … er transportiert Wild nur unter der Bedingung, dass alle Genehmigungen vorliegen. Aber offiziell hätte ich niemals eine Genehmigung für die Nashörner erhalten.«

»Wer hat die Dokumente gefälscht?«

»Ich. Ich war's. Nur, um Nicola zu überzeugen. Und euretwegen, falls ihr angehalten würdet.«

»Du hast gar nicht mit den Politikern geredet.«

»Es war Schmuggel.«

»Ja.«

»Sind die Tiere gestohlen worden?«

»Nein! Ich schwöre es. Ehrlichmann hatte gehört, dass ich Nashörner suche. Er rief mich an und sagte, die Tiere liefen außerhalb der Wildzäune herum, sie gehörten niemandem und ihre Überlebenschance sei gleich Null, es sei nur eine Frage der Zeit, wann sie erschossen würden. Lemmer, das war ein Nottransport, eine Rettungsaktion, das versichere ich dir. Aber ich musste vorsichtig sein, ich … Es waren viele Leute daran beteiligt, die Tiere einzufangen und zu

verladen. Jeder von ihnen hätte planen können, sich die Hörner zu holen. Deswegen habe ich dich angeheuert, denn man weiß nie, wir sind hier in Afrika …«

»Was hat Ehrlichmann mitgeschickt, Diederik?«

»Ich weiß es nicht!«, flehte er.

»Vati?«, rief Marika, die wieder vor der Tür stand, besorgt aus. Sie rüttelte an der Klinke.

»Alles in Ordnung«, antwortete er.

»Mach die Tür auf.«

»Marika, alles ist gut.«

»Dann mach die Tür auf.«

Ich sah ihn an, diesen Erzlügner, der mir in meinem Haus die »Genehmigung« überreicht hatte, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Und er log immer noch. Ich holte den Schlüssel aus der Tasche und warf ihn zu ihm hinüber. Er griff daneben, bückte sich, nahm ihn, richtete sich auf und schloss die Tür auf.

»Was ist hier los?«, fragte Marika und sah mich vorwurfsvoll an.

»Nur ein Missverständnis«, beruhigte Diederik seine Frau.

»Wir kommen gleich.«

Sie wollte erst nicht gehen, drehte sich dann langsam um und verschwand den Flur hinunter.

Diederik und ich starrten uns an. »Lemmer, auf mein Ehrenwort, ich weiß nicht, was sie gesucht haben. Es tut mir furchtbar leid, was passiert ist, aber ich bin unschuldig, Ehrenwort.«

»Natürlich.«

Anschließend verließ ich sein Büro und ging zu Emma.

34

Ein Spurenleser hat oft eine Vorstellung davon, wie ein bestimmtes Zeichen auszusehen hat. Diese vorgefertigte Meinung kann dazu verleiten, nur das zu sehen, was man sehen will. Um solche Irrtümer zu vermeiden, sollte man darauf achten, keine vorschnellen Entscheidungen zu treffen.

Wir kehrten in Emmas Freelander nach Loxton zurück. Sie fuhr, ich erzählte.

»Ai«, sagte sie, als ich fertig war, genauso enttäuscht von Diederik wie ich, mit demselben Gefühl, etwas verloren zu haben. Ein Riss in der ehrbaren Fassade der Bo-Karoo.

»Was willst du unternehmen?«

»Ich weiß es noch nicht. Ich muss erst mal eine Nacht darüber schlafen. Und mit Jeanette reden.«

»Vielleicht solltest du die Sache auf sich beruhen lassen«, meinte sie. »Lourens hat mir erzählt, dass du noch einmal auf die Harley-Typen gestoßen bist …«

Ich hätte es wissen müssen.

»Ich …« Ich suchte nach einer Entschuldigung, fand aber keine.

Emma streckte die Hand aus und berührte meine, die mit den Schnitten.

Jeanette Louw war eine ehemalige Regimentssoldatin im Rang eines Hauptfeldwebels des Frauencorps in George sowie die

»Ich hoffe, du hast ihn ordentlich vermöbelt«, sagte sie am Telefon, als ich ihr meine Geschichte erzählt hatte.

»Mit einem Golfschläger.«

»Ha!« Ihr explosives, eigentümliches Lachen. »Und du wirst es nicht dabei belassen.« Sie kannte mich.

»Nein.«

»Hör zu, Lemmer: Ich rufe den Schwachkopf jetzt an und sage ihm, dass die Kosten für ihn weiterlaufen, bis du herausgefunden hast, was los ist. Und wenn er nicht bezahlt, schicke ich ihm zwei Gorillas vorbei, die das Geld eintreiben.«

»Danke.«

»Geht's dir gut?«

»Bis auf ein paar kleinere Verletzungen an interessanten Stellen. Sehr sexy. Ich könnte dir Fotos schicken.«

»Shit«, sagte sie. »Wie soll ich dieses Bild jetzt wieder aus

dem Kopf kriegen?«

Am späten Abend, auf den schneeweißen Laken meines Bettes, schnappte Emma nach Luft, als sie die blauvioletten Blutergüsse und Schürfwunden an meinem Körper erblickte. Sie holte einen Erste-Hilfe-Beutel und rieb mich mit Tinkturen und Salben ein, langsam und sehr sorgfältig. Ihre Hände waren weich und kühl, ihre Stimme melodiös, als sie mir von dem Nachmittag bei Antjie Barnard und dem Morgen in der Kirche erzählte. Antjie habe hinter der Rauchgardine einer Zigarette gesagt: »Emma, du bist die Richtige für Lemmer. Aber wenn ich dreißig Jahre jünger wäre …« Und über Diederik Brand: »Sein

Vor dem Gottesdienst, erzählte Emma, hätten alle die Geschichte von den Bikern in der Rooi Granaat hören wollen, und der Pfarrer habe gebetet, dass Gott seine schützende Hand über unseren Lemmer und unseren Lourens auf ihrer Reise halten möge.

Unser Lemmer. Zum ersten Mal.

Und wenn ich Diederik Brand demaskierte?

Als Emma fertig war, packte sie die Fläschchen und Tuben weg, schaltete das Licht aus, schmiegte sich an mich und legte mir sanft die Hand auf die Brust. »Morgen muss ich

zurück nach Kapstadt«, flüsterte sie. Und dann, mit einem tiefen, wohligen Seufzer: »Ich liebe dich so sehr.«

»Emma …«

Sie legte mir den Finger auf den Mund. »Schlaf gut«, sagte sie und küsste mich auf die gesunde Wange.

Morgen früh, dachte ich. Morgen früh werde ich ihr alles erzählen.

Am Montagmorgen um Viertel vor sieben klopfte es leise an meine Tür.

Emma schlief noch. Sachte stand ich auf, ging hinaus, den Flur hinunter und öffnete die Tür.

Vor mir stand die siebzigjährige Antjie Barnard mit Hut, Wanderstiefeln und Wanderstock. Sie musterte mich von oben bis unten. Mir wurde bewusst, dass ich nur meine Rugbyhose trug und man die Verletzungen an meinem ganzen Körper deutlich erkennen konnte. »Hmm«, brummte sie anzüglich. »Sieht ja heiß aus.«

»Morgen, Antjie.«

»Diederik Brand lässt ausrichten, er hätte deine Nummer nicht, aber du sollst ihn dringend auf der Farm anrufen. Er

klang ein bisschen besorgt.« Dabei reichte sie mir ein Stück Papier.

»Morgen, Emma. Du brauchst dich nicht zu schämen, ich hätte ihn genauso rangenommen.«

Es dauerte einen Augenblick, bis bei Emma der Groschen fiel. Sie kicherte und sagte: »Das war nur eine kleine Warnung.«

»Ach?«

»Falls er dir schöne Augen macht, wenn ich nicht hier bin.«

»Lemmer, das musst du dir ansehen«, sagte Diederik am Telefon. Er klang eher aufgeregt als besorgt.

»Was ist denn los?«

»Lemmer, das ist ein gemeinschaftlicher Farmanschluss. Bitte komm einfach raus und sieh es dir an. Du wirst es nicht glauben!«

Ich hatte eigentlich andere Pläne. Ich wollte mit Emma reden. »Mal sehen, vielleicht schaffe ich es heute Nachmittag.«

»Du würdest es bereuen, wenn du so lange wartest.«

»Diederik, was ist los?«

Er dachte einen Augenblick nach, bevor er antwortete. »Das, wonach du mich gefragt hast. Ich glaube, ich weiß, was es ist. Und je länger du wartest …«

Ich wollte ihm zuerst nicht glauben, obwohl er sehr überzeugend klang.

»Es liegt an dir, Lemmer.«

»Mal sehen, was sich machen lässt«, sagte ich und legte auf.

»Was ist denn?«, rief Emma aus dem Badezimmer.

Ich ging an die Tür. Sie stand vor der Dusche, nackt und ganz entspannt mit ihrem kleinen, perfekten Körper. Sie raubte mir jedes Mal wieder den Atem. »Ich …«

»Konzentrier dich, Lemmer!«, sagte sie mit einem aufreizenden Lachen.

Widerwillig wandte ich den Blick ab und sah zum Fenster. »Diederik Brand hat mich gebeten, zu ihm rauszufahren. Er hat etwas gefunden, will aber nicht verraten, was.«

»Du musst auf jeden Fall zu ihm«, sagte sie.

Sie drehte sich um, so dass ich sie von vorne betrachten konnte, wobei sie sich verführerisch gegen die Duschtür lehnte. »Was wolltest du sagen?«

»Emma …«

»Ja?«

»Ich …« Was wollte ich sagen?

»Du hättest nicht zufällig Lust, einem schwer verletzten Mann die Wunden zu waschen?«

»Eigentlich hätte ich mehr Lust auf die gesunden Teile. Und ›waschen‹ stand auch nicht unbedingt auf dem Plan.«

»Frauen!«, sagte ich, während ich hastig die Rugbyhose abstreifte. »Keinen Respekt vor persönlicher Hygiene!«

»Er ist bei den Nashörnern«, sagte Marika an der Haustür, steif und unfreundlich.

Ich dankte ihr und ging in Richtung des Auslaufs, wo sich die Tiere laut Flohs Anweisungen erst zwei Wochen erholen und eingewöhnen mussten, bevor sie freigelassen werden konnten.

Ich sah die Farm zum ersten Mal bei Tageslicht. Das schlichte Wohnhaus lag inmitten eines grünen, dicht bewachsenen Gartens in einer Senke der Nuweveldberge, malerisch vor dem Hintergrund des leuchtendblauen Himmels und der rauen, rostbraunen Kuppen. Eine schmale Straße wand sich um den Berg herum und an einem See vorbei, auf dem Enten unter herunterhängenden Weiden schwammen, dann durch einen Dornakazienwald. Zwei Kaffernadler segelten an den Felsen entlang nordwärts, auf der Suche nach Klippschliefern.

Ich fand Diederik Brand am Gehege. Er lehnte sich gegen den Zaun neben der Windpumpe und dem Betonwasserreservoir.

Er hörte mich kommen, drehte sich aber nicht um. Ich stellte mich neben ihn. Er zeigte auf die Nashörner und sagte: »Sieh sie dir an!«

Er lächelte. Neben dem Schnauzer bildeten sich Grübchen.

Dann sah ich es.

Die Tiere waren … gesund. Stellenweise war ihre Haut dunkel, feucht und schlammverklebt. Aber die nekrolitische Dermatitis war weg, die rosaroten, septischen Geschwüre waren über Nacht restlos verschwunden.

35

Eine auf den ersten Blick getroffene Entscheidung führt oft in die Irre. Vielmehr sollten neu entdeckte Zeichen sehr sorgfältig und mit aller Ruhe begutachtet werden.

Grundzüge des Spurenlesens: Die Erkennung von Zeichen

Ohne ein Wort zu sagen und mit einem triumphierenden Funkeln in den Augen reichte mir Diederik einen kleinen Gegenstand. Er war so groß wie sein Daumen, rosafarben und von innen ausgehöhlt. Es sah aus wie die Ecke einer abgeschnittenen Halterung. Ich nahm das Ding in die Hand. Plastik. Weich, biegsam, widerstandsfähig.

Ich befühlte es, sah wieder zu den Nashörnern hinüber. Meine Gedanken kreisten, aber ich erkannte den Zusammenhang nicht.

»Es hat hier gelegen«, sagte Diederik und zeigte mir die Stelle, wo das Gras im überlaufenden Windpumpenwasser neben dem Zaun hoch wucherte. »Innen hat etwas geklebt, ein Gel, eine zähe Klebmasse.«

Er beobachtete mich, während ich versuchte, die Informationen zu verarbeiten.

»Augenblick …«, sagte ich, denn ich erkannte noch immer keinen Sinn darin. Ich roch an dem Plastik. Nichts.

»Sie ist weg«, sagte Brand.

»Irgendwann im Laufe der Nacht. Gestern Abend hat sie noch mit uns zusammen gegessen. Danach hat Marika ihr das Gästezimmer gezeigt, gute Nacht gesagt und sie allein gelassen. Als ich dann gegen sechs Uhr heute Morgen hier herausgekommen bin, waren die Käfige offen und die Tiere draußen. Da habe ich bei ihr angeklopft, um sie zu wecken, aber das Zimmer war leer. Sie hat gebadet, aber nicht in dem Bett geschlafen.«

»Warte, Augenblick mal …« Ich dachte fieberhaft nach. »Floh hat in der Nacht die Käfige geöffnet?« Denn als gestern Abend die Käfige endlich hier im Gehege standen, hatte sie darauf bestanden, die Nashörner zunächst drinnen zu lassen. Auf Diederiks Frage nach dem Grund hatte sie geantwortet, dass Nashörner schlecht sehen

könnten. »Sie würden die Zäune durchbrechen, wenn wir sie im Dunkeln herausließen. Morgen früh öffnen wir die Käfige. Nach neun Uhr. Bis dahin haben sie sich an die Geräusche und Gerüche gewöhnt.«

»Cornél«, sagte Diederik.

»Ja, die meine ich.«

»Sie musste die Tiere in den Käfigen lassen, damit sie das Zeug entfernen konnte«, sagte Diederik. »Und meiner Meinung nach hat sie gehofft, die Nashörner würden sich heute Morgen irgendwo verstecken, wodurch sie noch mehr Zeit gewonnen hätte.«

»O nein«, stöhnte ich, denn allmählich wurde mir einiges klar.

»Ich habe eben Ehrlichmann auf seinem Satellitentelefon angerufen. Er hat gesagt, als sie die Tiere in Simbabwe verladen hätten, seien sie kerngesund gewesen. Erregt und wild, aber ohne die Spur einer Hautkrankheit. Sie muss das Plastik unterwegs aufgeklebt haben. Schau mal genau hin, sie haben sich heute Morgen hier neben der Futterstelle im Schlamm gewälzt. Siehst du die dunklen Flecken auf ihrer Haut, überall, wo die Geschwüre waren? Ich glaube, der Klebstoff juckt sie ein bischen.«

»Wie bitte?«

»Die Geschwüre. Sie waren nur auf dem Rücken der Nashörner und oben auf dem Hals und der Kruppe. An den Stellen, die sie von oben durch die Gitterstäbe erreichen konnte.«

Er nickte grinsend. »Ganz schön schlau, das musst du zugeben.«

Wieder sah ich mir das Stück Plastik an. »Was war nur darin?«

»Weiß der Teufel. Jedenfalls das, was eure Angreifer gesucht haben.«

»Ja, vermutlich.«

»Du solltest dich bei mir entschuldigen, Lemmer.«

»Sie hat für dich gearbeitet, Diederik.«

»Nein! Ich kenne sie überhaupt nicht. Ehrlichmann hat sie angeheuert. Er bezahlt sie.«

»Und er behauptet, nichts von dem Zeug zu wissen?«

»Ich sage dir, er war wie vom Donner gerührt am Telefon.«

»Hast du Ehrlichmann gefragt, ob beim Verladen in

Simbabwe irgendetwas an ihr aufgefallen ist?«

»Nein.«

»Woher willst du wissen, dass er nicht mit ihr unter einer Decke steckt?«

»Weil er sonst wohl nicht behauptet hätte, die Nashörner seien gesund gewesen.«

Gutes Argument. »Ich würde gerne mit ihm reden.«

»Du erreichst ihn nur auf seinem Satellitentelefon. Das kostet ein Vermögen. Und welche Rolle spielt es denn noch? Die Nashörner sind hier, sie sind in Sicherheit. Alle haben ihr Geld bekommen, du, Lourens, Nicola … Stimmt, wir sind von einer jungen Frau übers Ohr gehauen worden, aber was hat sie denn schon Schlimmes angerichtet? Deine blauen Flecke sind auch nächste Woche verheilt.«

»Für mich spielt es eine Rolle, Diederik«, erwiderte ich. »Und für Lourens le Riche ebenfalls. Los geht's«, sagte ich und wandte mich zum Gehen.

»Du hast Dokumente gefälscht und hättest Nicola dadurch in große Schwierigkeiten bringen können«, entgegnete ich. »Lourens und ich hätten im Knast landen können.« Und ich bin auf Bewährung, hätte ich hinzufügen können.

Schuldbewusst sah er zu Boden. Bestimmt befürchtete er, ich könnte Nicola von seinen krummen Geschäften erzählen.

»Diederik, wie bist du an die MAG7 gekommen?«

»Ich … Das ist eine lange Geschichte.« Er schüttelte den Kopf. Mehr wollte er nicht sagen.

»Hast du meine Arbeitgeberin schon bezahlt?«

Die Grübchen waren verschwunden. Er nickte säuerlich. »Komm, lass uns die Sache endgültig hinter uns bringen.«

Schweigend gingen wir nebeneinander her. Nach und nach dämmerte mir das ganze Ausmaß von Floh van Jaarsvelds Betrug.

Kurz bevor wir ins Haus gingen, fiel mir etwas anderes ein: Wie war sie eigentlich von hier weggekommen? »Diederik, es sind sechzig Kilometer bis ins Dorf …«

»Ja, schon allein zehn Kilometer bis zur nächsten großen Straße. Und man hat ihr angesehen, dass sie müde war.«

»Hast du irgendetwas gehört? Ein Auto?«

»Man hört Fahrzeuge hier erst, wenn sie durchs Tor kommen.« Dann sagte er: »Ja, ja, diese Cornél«, lachte sein Grübchen-Lachen und schüttelte den Kopf.

Wir erreichten Ehrlichmann nicht auf seinem Satellitentelefon. Diederik hielt mir in seinem Büro das Telefon hin, so dass ich das Besetztzeichen hörte.

»Und du hast heute Morgen mit ihm geredet?«

»Ja. Aber er hat sein Telefon nicht immer eingeschaltet.«

Ich zückte mein Handy. »Gib mir die Nummer.«

»Du hast hier keinen Empfang«, erwiderte er.

Ich sah auf das Display. Er hatte recht.

»Glaubst du mir nicht?«, fragte Diederik.

Er sah mich ein wenig verwundert an. »Du kannst die Sache einfach nicht auf sich beruhen lassen, oder?«

Ich glaubte nicht, dass er meine Motive verstehen würde. Im Übrigen hatte ich die Nase voll von Diederik, von seiner Einstellung, seiner ausweichenden Art, seinen Rechtfertigungen.

»Ich möchte Ehrlichmanns Nummer haben. Und wenn du

mir die falsche gibst, komme ich wieder. Außerdem will ich die Nummer von Lotter und von den Swanepoels. Und ich nehme an, Jeanette Louw hat dich heute Morgen angerufen und dir gesagt, dass deine Kosten so lange weiterlaufen, bis ich sicher bin, dass du an der Sache vollkommen unbeteiligt bist.«

»Das ist Erpressung! Und wozu willst du auch noch Lotters Nummer?«

Ich reagierte nicht.

Er schüttelte den Kopf und seufzte, als würde ihm großes Unrecht angetan. Doch dann zog er ein Blatt Papier heran und begann zu schreiben.

Ich fuhr nach Loxton zurück, in meinem neuen, silberfarbenen Ford Ranger Vierliter-V6-KingCab, in der Gewissheit, dass Diederik zumindest mein nächstes Honorar bezahlt hatte.

Ich dachte an Floh van Jaarsveld. An ihre Reaktion, als Swannie Swanepoel sie wiedererkannt hatte, kurz bevor wir die Nashörner umluden. *Ich kenne dich nicht*, hatte sie ihn heftig angefahren, doch nicht aus Zickigkeit, sondern aus schierer Panik. Auch ihre anfängliche, unangenehme Schroffheit war womöglich nur ein Zeichen ihrer Anspannung gewesen. Sie wollte nicht mit mir und Lourens

Freundschaft schließen, weil es einfacher war, Fremde zu betrügen. Sie wollte nicht, dass wir anhielten, als wir verfolgt wurden. Denn sie hatte gewusst, wonach unsere Verfolger suchten. Was hatte ihr Inkunzi ins Ohr geflüstert? Hatte er gewusst, dass sie die Schmugglerin war? Aber woher?

Wie besorgt sie nach dem Überfall um Lourens gewesen war!

Was hatte sie geschmuggelt? Wieder betrachtete ich das Stück Plastik in meiner Hand. Wie viele von diesen … Halterungen hatten auf den Nashörnern geklebt? Etwa fünfzehn pro Tier, also insgesamt dreißig. Jemand musste die Dinger entworfen, angefertigt und mit etwas so Wertvollem gefüllt haben, dass eine dreizehnköpfige Bande Hunderte von Kilometern durch die Nacht jagte, um die Fracht abzufangen.

Wozu diese ganze Mühe, wenn man vorhatte, etwas aus einem gesetzlosen Land mit einer Grenze wie ein Sieb zu schmuggeln?

Agatha räumte bei mir zu Hause auf. Sie musterte mein Gesicht mit einem langen, missbilligenden Blick. »Ich hab das von den Motorrad-Kerlen gehört. Ai, ai. Ich mag keine Prügeleien.«

Bevor ich zu einer Erklärung ansetzen konnte, fügte sie hinzu: »Wir müssen die Tasche auspacken, um die Wäsche zu waschen.«

Ich nickte wie ein zurechtgewiesenes Kind, ging ins Schlafzimmer, holte die Tasche, stellte sie auf das Bett und öffnete den Reißverschluss. Dann fing ich an auszupacken, in Gedanken bei den Nashörnern und dem rosafarbenen Plastik.

Erst, als ich fertig war, wurde mir klar, dass meine Glock nicht in der Tasche war.

In fieberhafter Eile durchwühlte ich die Kleidung. Als ich nach dem Überfall aufgeräumt hatte, hatte ich den Revolver in die Tasche gesteckt. Oder nicht? Ich dachte angestrengt nach, und meine Sorge wuchs. Wie war das nach dem nächtlichen Angriff

Aber ich fand sie nicht.

Ich holte tief Luft, räumte den Taschenінhalt auf eine Seite und sortierte ihn erneut, langsam und systematisch.

Die Glock war weg.

Die Kommunen können wirtschaftlich davon profitieren, wenn sie Arbeitsstellen für Spurenleser schaffen. Andererseits können Spurenleser mit mangelnder Schulbildung, die bisher als ungelernte Arbeitskräfte eingesetzt wurden, aufgrund ihrer hochspezialisierten Fachkenntnisse höher eingestuft werden.

Die Kunst des Spurenlesens

»Scheiße, Lemmer«, sagte Jeanette Louw mit besorgter Stimme am Telefon. »Heute Morgen war ein Artikel in der *Beeld*: In der Nähe des Lapalala-Wildreservats wurde die Leiche eines unbekannten Schwarzen am Straßenrand gefunden. Mit einer Schusswunde im Kopf.«

»Auf der Glock sind meine Fingerabdrücke. Und das Blut des Mannes, seine DNS.«

»Scheiße.«

»Floh ist die Einzige, die die Glock geklaut haben kann. Wenn sie …«

»Dann wirst du sie aufspüren müssen.«

Ehrlichmanns Satellitentelefon blieb besetzt.

Ich rief bei den Swanepoels an. Es klingelte lange, bis sich Vater Wickus meldete. »Swanepoel?«

»Nein, keineswegs. Ich wollte nur mal kurz vorbeischauen.«

»Ach?« Er wartete darauf, dass ich ihm den Grund für meinen geplanten Besuch erklärte.

»Habt ihr eine Landebahn auf der Farm?«

»Ja, eine Art Buschflugplatz. Aber ohne Beleuchtung und so weiter.«

»Ich werde den Piloten bitten, sich vorher zu melden.«

»Wann kommst du?«

»Hoffentlich morgen.«

Er schwieg lange und sagte dann: »Na schön«, aber mit besorgter Stimme.

Ich beließ es dabei.

Dann rief ich Lotter an.

»Und, wie war die Reise?«, fragte er.

»Interessant«, antwortete ich. »Diederik Brand möchte, dass du mich noch einmal nach Musina bringst. Und von da aus nach Simbabwe.«

»Bist du bereit, noch einmal in meiner Van Göbel zu fliegen?«, spottete er amüsiert.

»Bereit« war nicht das richtige Wort, aber seine RV7 war nun mal die schnellste Möglichkeit, nach Simbabwe zu kommen. Außerdem wollte ich Lotter ein paar Fragen stellen. »Ich versuch's mal mit einem leichteren Frühstück«, sagte ich, was mehr oder weniger der Wahrheit entsprach.

»Wohin genau in Simbabwe?«

»Ganz genau weiß ich es noch nicht, jedenfalls in die Nähe des Chizarira-Nationalparks. Ich sage dir Bescheid, falls sich daran etwas ändern sollte. Aber erst müssen wir auf einer Farm in der Nähe von Musina landen.« Ich gab ihm Wickus' Nummer.

Als er sie aufgeschrieben hatte, fragte er: »Und wann?«

»Morgen früh.«

Wieder versuchte ich es bei Ehrlichmann. Immer noch besetzt. Hatte mir Diederik die falsche Nummer aufgeschrieben?

Und wenn ja, warum?

Um zehn vor drei rief Emma an und sagte Bescheid, dass sie wohlbehalten zu Hause angekommen war. »Wie geht's dir?«, fragte sie.

»Mein ganzer Körper vermisst deine heilenden Hände.«

»Dein ganzer Körper?«

»Von Kopf bis Fuß.«

»Doktor Emmas heilende Hände sind leider diese Woche nur in Kapstadt verfügbar, gegen einen Sonderpreis für Karookerle.«

»Dieser Karookerl muss erst mal nach Simbabwe.«

»Lemmer«, sagte sie, plötzlich ernst. »Bitte sei vorsichtig.«
»Versprochen.«

Das war gelogen.

»Sein Name ist Julius Nhlakanipho Shabangu«, sagte Jeanette Louw, als ich sie wieder anrief. »Spitzname ›Inkunzi‹. Das bedeutet ›Bulle‹ auf Zulu. Er kommt aus Esikhawini, einem Township in der Nähe von Empangeni in KwaZulu-Natal, wohnt aber inzwischen in Sandton. Steinreich, geschieden, ein Hecht im Johannesburger Goldfischteich und ein Vorstrafenregister so lang wie Jolenes Beine.«

»Interessanter Vergleich«, sagte ich. Jolene Freylinck war die tüchtige, attraktive Empfangsdame von Body Armour.

»Du weißt, was ich meine, Lemmer. Hör zu: Sich mit Julius anzulegen, ist nicht ratsam. Er gehört zum Organisierten Verbrechen, spezialisiert auf das Kapern von Fahrzeugen auf offener Straße. Er arbeitet mit einem Autodiebstahlsyndikat aus Mosambik zusammen, und es wird vermutet, dass vierzig Prozent

»Aber was wollte er von einem Wildtransporter in Limpopo?«

»Das ist die Frage.«

»Die ich ihm stellen werde.«

»Du bist wohl völlig durchgeknallt.«

»Das macht mich doch für dich so unwiderstehlich.«

»Ha!«, sagte sie. Und dann: »Finde Floh van Jaarsveld und deine Knarre. Das ist alles, was Diederik Brand und ich dir finanzieren.«

»Nur für alle Fälle, Jeanette«, sagte ich, meinen neuen Lieblingsausdruck benutzend. »Falls ich mit Julius, dem Bullen, reden will, wo kann ich ihn finden?« Denn ich wusste, dass sie längst alles recherchiert hatte. Ihr Netzwerk war beeindruckend.

»Finde erst Floh.«

»Komm schon, Jeanette!«

»Verdammt, Lemmer!«

Ich wartete.

»Im ›Bull Run‹. Das ist ein Restaurant an der Balalaika in Sandton. Ein Steakrestaurant. Dort hält er sich oft auf und posaunt herum, der Laden sei nach ihm benannt.«

Ich musste Lotter noch einmal anrufen. Johannesburg stand jetzt auch auf unserem Flugplan.

Als ich von meinem frühabendlichen Lauftraining

zurückkehrte, sah ich, dass Lotter mir eine Nachricht auf dem Handy hinterlassen hatte. »Wetter sieht gut aus, warte noch auf Flugerlaubnis aus Sim. Hole dich halb zehn ab.«

Ich versuchte es erneut bei Ehrlichmann. Diesmal ertönte das Freizeichen.

»Base camp«, meldete sich eine Männerstimme.

»Ehrlichmann?«

Der Satellit verzögerte seine Antwort. »Ja?«

»Mein Name ist Lemmer. Ich habe Diederik Brand geholfen, die Nashörner hierherzutransportieren.«

»Ich muss persönlich mit Ihnen reden.«

»Warum?«

Weil ich ihm in die Augen sehen wollte, um festzustellen, ob er log. »Hat Diederik es Ihnen nicht erzählt?«

»Was erzählt?«, fragte er äußerst misstrauisch.

»Die … unsere Fracht. Dass sie wie durch ein Wunder genesen ist.«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Haben Sie heute Morgen mit Diederik gesprochen?«

»Ja.«

»Was hat er Ihnen erzählt?«

Er schwieg so lange, dass ich schon befürchtete, die Verbindung sei unterbrochen worden. »Es tut mir leid. Ich weiß nicht, wer Sie sind.«

»Rufen Sie Diederik an. Er wird Ihnen sagen, dass ich den Lkw als Geleitschutz begleitet habe. Mir hat er gesagt, dass Sie heute Morgen über den Gesundheitszustand der Fracht gesprochen haben.«

Er dachte einen Augenblick darüber nach. »Er hat mich gefragt, ob sie eine Hautkrankheit hatten, als ich sie zum letzten Mal gesehen habe. Ich habe nein gesagt.«

»Sonst nichts?«

»Nein.«

»Ich fliege morgen früh rauf. Ich muss mit Ihnen reden.«

»Sie fliegen nach Harare?«

»Nein, dorthin, wo Sie sind. Haben Sie einen Landestreifen?«

Wieder ein langes Schweigen. »Ich hoffe, Sie haben einen sehr guten Piloten.«

Während die Grundlagen des Spurenlesens in relativ kurzer Zeit erlernt werden können, dauert es viele Jahre, bis man die Feinheiten beherrscht. Dies erfordert zudem ein angeborenes Talent, so dass nur wenige das Potential besitzen, sich zu Experten zu entwickeln.

Die Kunst des Spurenlesens

Erst schaute ich im Fernsehen die Seifenoper *7de Laan*. Dann lockten mich verführerische Düfte in die Küche. Auf dem Tisch lag eine Nachricht:

Verehrter Meneer,

ich habe Ihnen Ihr Lieblingsessen gekocht, damit Sie zu Kräften kommen. Ich mag zwar keine Prügeleien, aber danke, dass Sie die Ehre von Juffrou Emma verteidigt haben.

Ihre

Agatha le Fleur

Sie war klein und rund, sechsundfünfzig Jahre alt, hatte fünf Kinder in die Welt gesetzt und behandelte mich, als sei ich ihr sechstes. Wenn sie mich ermahnte und betüttelte, verwendete sie meist den Pluralis majestatis. »Wir sollten die schmutzige Wäsche in den Wäschekorb legen, Kleidung ist teuer, man sollte sie nicht einfach in die Ecke werfen.« Oder, an einem Montagmorgen: »Wir sollten nicht das ganze Wochenende über die Tassen und Gläser überall im Haus herumstehen lassen.« Wenn ich von einem Auftrag zurückkehrte, musterte sie mich jedes Mal besorgt und bemerkte: »Ai, ai, wir werden zu mager, morgen essen wir Fleisch, Juffrou Emma wünscht sich einen starken Mann, das sehen wir.«

Bei ernsten Angelegenheiten lag ein Zettel mit der förmlichen Anrede »Meneer« auf den Tisch.

Ich öffnete die Ofenklappe. Lammrippchen, langsam gebraten. Außen knusprig, innen butterzart, und das Aroma … unbeschreiblich. Das bedeutete, dass Salat im Kühlschrank stand,

Mit Teller, Glas und Flasche setzte ich mich an den Metalltisch auf der Veranda.

Danke, dass Sie die Ehre von Juffrou Emma verteidigt haben.

Sie hatte dafür Verständnis, denn sie wusste, was ein Leben ohne Ehre bedeutete. Sie kannte Armut und Erniedrigung, sie kannte das zähe Ringen um die Wahrung ihrer Menschlichkeit, ihrer Würde. Sie wusste um den Wert der Ehre.

Diederik Brand hatte bemerkt: »Du kannst die Sache nicht auf sich beruhen lassen, was?« Er verstand das nicht, denn er wusste nicht, was es bedeutete, alles zu verlieren.

Die Antwort verbarg sich in Agathas Brief. Und in meiner Kindheit. Und auf einer dunklen Straße durch die Waterberge.

Ich aß zu Ende, schenkte mir den letzten Rest Saft aus der Flasche ein und blickte hinauf zu den Sternen am unendlich

weiten Firmament über der Karoo. Trotz meiner Müdigkeit und der Schmerzen am ganzen Körper genoss ich diesen Augenblick und diesen Ort. Mein Haus, das ich Stück für Stück restaurierte, genau wie mein Leben. Es lag noch viel Arbeit vor mir, aber dies war mein sicherer Hafen, meine Burg, mein Zufluchtsort. Mein Schlüssel passte in diese Tür. Ich kannte die Geräusche meines Hauses, das Knarren der alten Dachbalken, das Ticken des Wellblechdachs, wenn es nachts abkühlte, das Seufzen der betagten Wasserrohre. Ich kannte die Gerüche jedes Zimmers, die kühlen Winkel im Sommer, die warme Glut des Aga-Ofens im Winter. Unter meinen nackten Füßen spürte ich die Dielen im Flur, den Teppich im Wohnzimmer, den Schiefer meiner Terrasse. Mein Schweiß, mein Blut und meine Arbeit steckten in den restaurierten Teilen, den eingerissenen

Und um mich herum das Dorf, das jetzt so vollkommen ruhig dalag. Da und dort brannte sicher noch Licht, flackerte ein Fernseher, arglose, gute Leute, die sich die Zeit vor dem Schlafengehen vertrieben. Gleich würde die gefleckte Ohreule rufen, zwei einsame Silben aus ihrem Nest in der Tanne gegenüber des Altenheims. Zwei Stachelschweine würden sich unter meinem Zaun hindurchwühlen und im Garten räubern. Der Wind würde in den Birnbäumen rascheln, ein Lkw würde auf der Teerstraße weiter oben vorbeidonnern in Richtung Victoria-Wes. Vorhersehbar, gleichförmig, geordnet, ein Rhythmus, der sich seit hundert Jahren nicht verändert hatte. Ich war

verrückt danach, konnte nicht mehr ohne die Ruhe leben.

Deswegen würde ich vorsichtig sein müssen, denn Diederik Brand war ein Teil von alldem. Er mochte ein Halunke und Betrüger sein, aber er war einer aus Loxton. Seine Geschichte in diesem Distrikt reichte vier Generationen zurück, er war ein Baustein der DNS dieser Gegend. Hier wurde vergeben und vergessen, hier sagte man mit einem schalkhaften Lächeln: »Ja, ja, der Diederik«, denn es gab Loyalitäten, die über Jahrzehnte gewachsen waren, Großväter, die zusammen im Burenkrieg gefallen waren, gemeinsam durchlittene Dürren, Krankheiten und Seuchen, die Abgelegenheit, die bedeutete, dass alle aufeinander angewiesen waren und auch noch morgen würden zusammenleben müssen, beim Genossenschaftshandel, dem Kirchenbasar und der Schafsauktion.

Wenn ich Diederik bestrafen wollte, brauchte ich mehr als eine gefälschte Genehmigung.

Ich konnte nicht schlafen. Emmas Geruch hing noch an meiner Bettwäsche, das Haus war leer ohne sie, als spürten alle Dinge, alle Räume ihre Abwesenheit. Ich sehnte mich nach ihr.

Ich nahm mir fest vor, runter ans Kap zu fahren, mich vor sie

Ich dachte an all die Fragen, durchlebte die letzten zweiundsiebzig Stunden noch einmal und suchte nach dem Sinn. Doch ich stieß nur auf wirre, ineinander verschlungene Ereignisse, verknotete Stränge und Fäden, ich mühte mich ab, zupfte hier und da an einem Ende und zog alles nur noch enger zusammen. Bis ich mich fragte, wohin Floh van Jaarsveld in der Nacht verschwunden war. Es waren sechzig Kilometer von Diederiks Farm bis zum nächsten Ort, zehn Kilometer bis zur nächsten größeren, einsamen unbefestigten Straße, ohne Handyempfang. Sie kannte die Umgebung nicht, sie kannte niemanden …

Doch plötzlich fiel mir ein, dass sie durchaus jemanden kannte, jemanden, der sie hingerissen angestarrt hatte, jemand, der ihre Zicken voller Mitgefühl mit Erschöpfung entschuldigt hatte, jemand, der über eintausendfünfhundert Kilometer hinweg ein Band mit ihr geschmiedet hatte.

Ich stand auf und schaute auf die Uhr. Viertel vor zehn. Vielleicht war er noch wach. Ich rief bei der Vermittlung an und fragte, ob sie die Nummer der le Riches vom Pampoenpoort hätten.

»Ich verbinde …«

Es klingelte, weit weg und eintönig, Störungen knisterten und knackten in der Leitung. »Hallo, hier ist Lourens.« Fröhlich, hellwach, hoffnungsvoll.

»Hallo Lourens, ich bin's, Lemmer.«

»Hallo, Oom, wie geht's?« Mit einem Funken Enttäuschung, als habe er gehofft, es sei jemand anders.

»Gut, danke.« Es hatte keinen Sinn, irgendetwas zu beschönigen. »Lourens, hast du gestern Nacht Cornél bei Diederik abgeholt?«

Das Schweigen zog sich hin, bis er sagte: »Oom … Kann ich dich zurückrufen? Von meinem Handy aus?«

»Natürlich«, antwortete ich und gab ihm die Nummer.

Zwölf Minuten später rief er zurück. Mit gedämpfter Stimme fragte er: »Woher hast du das gewusst, Oom?«

»Ich hatte es vermutet, Lourens.«

»Oom, ich …«

»Das bleibt unter uns, Lourens. Versprochen. Hat sie dich gebeten, sie abzuholen?«

Er zögerte, bevor er antwortete. »Ja, Oom.«

»Ich möchte eigentlich nur wissen, wohin du sie gebracht hast.«

»Ai, Oom, ich … Sie … Ins Dorf. Ich wollte sie nicht einfach so … Aber sie hat gesagt, jemand würde sie abholen. Warum willst du das eigentlich wissen?«

»Wir machen uns nur Sorgen um sie. Sie hat Diederik nicht gesagt, dass sie wegwollte.«

»Zu mir hat sie gesagt, sie hätte ihm eine Nachricht hinterlassen.«

Floh van Jaarsveld, Königin der Notlügen. »Bestimmt ist sie irgendwie verlorengegangen. Wann hast du sie im Dorf abgesetzt?«

»So gegen drei Uhr heute Morgen, Oom.«

»Du weißt aber nicht, wer sie abgeholt hat?«

»Sie hat gesagt, eine Freundin würde kommen. Sie hat draußen vor der Polizeiwache gewartet.«

»Und dann hat sie dich weggeschickt?«

»Ja, Oom.« Irgendetwas in seiner Stimme sagte mir, dass mehr dahintersteckte.

»Denk dran, Lourens, das bleibt strikt unter uns.«

»Na ja, das war so, sie hat gesagt, sie hätte einen Freund und sie wollte nicht …«

»Dass die Freundin euch sieht?«

»Ja, Oom.« Voller Erleichterung, weil ich so verständnisvoll war.

»Ach, Gott, ich … Taschen, Oom, zwei Taschen, eine rote und eine gelbe.«

»Was ist aus dem Arztkoffer geworden?«

»Tja, gute Frage.«

»Die gelbe Tasche, wie groß war die?«

»Wie bitte?«

»Die gelbe Tasche. War sie größer als die rote?«

Es dauerte einen Moment, bis der Groschen fiel, aber trotz seiner Verliebtheit und dem Schlafmangel dämmerte es ihm schließlich: »Scheiße!«, fluchte er leise. »Die gelbe Tasche. Sie hatte sie nicht … Auf Oom Wickus' Farm, da hatte sie nur die rote und den Arztkoffer dabei.« Dann fragte er besorgt: »Steckt sie in Schwierigkeiten, Oom?«

»Wie groß war die gelbe Tasche?«

»Wie soll ich sagen, ungefähr so groß wie einmal

Scherwolle.«

»Wie was?«

»Wie die Scherwolle von einem Schaf.«

Ich versuchte, mir das Volumen vorzustellen. »Wie schwer war die Tasche?«

»Was hat sie getan, Oom?«

»Das ist eine lange Geschichte, Lourens. Wenn ich es herausfinde, erzähle ich es dir. Wie schwer war die Tasche?«

»Ich weiß nicht, Oom, sie hat sie selbst ein- und ausgeladen. Als ich ihr helfen wollte, sagte sie, sie sei ein kräftiges Mädchen.«

»Hast du ihre Nummer?« Nur für alle Fälle.

Wieder zögerte Lourens. »Oom …«

»Ich sage ihr natürlich nicht, von wem ich sie habe«, versprach ich, während ich in der Küchenschublade nach Stift und Papier suchte.

Er gab mir die Nummer. Ich bat ihn, sie zu wiederholen.

»Sag mir doch bitte, was los ist«, drängte er.

»Ich weiß es noch nicht genau, Lourens. Aber ich werde es herausfinden. Ich danke dir. Und ich werde dich nicht verraten, Ehrenwort.«

»Ja?«

»Sie hat gesagt: ›Falls Lemmer etwas sucht, sag ihm, ich habe es.‹«

Ich gab Flohs Nummer in mein Handy ein und rief an.

»Die von Ihnen gewählte Nummer ist leider nicht vergeben.«

Wer hätte das gedacht.

Falls Lemmer etwas sucht, sag ihm, ich habe es. Das war eine eindeutige Botschaft: »Lass mich in Ruhe, oder …«

Aber dieses Risiko würde ich eingehen müssen.

Als ich mich wieder ins Bett legte, fragte ich mich, ob sie tatsächlich ein Gewissen hatte. Sie hatte mit Lourens gespielt, die ganze lange Strecke über. Der Überfall war für

sie ein Glückstreffer gewesen.

Hatte sie gewusst, dass ein Mann, der dem Tod ins Auge geblickt hatte, noch empfänglicher für die Verlockungen des Fleisches war?

Ich würde sie kriegen.

38

Spurenlesen erfordert einen ständigen Wechsel der Konzentration. Mal richtet sich der Blick auf die Details einer Fährte, dann wieder auf das Gesamtbild der Umgebung.

Die Kunst des Spurenlesens: Grundlagenwissen

Lotter landete um siebenundzwanzig Minuten nach neun, ließ das Flugzeug nahe an meinen Ranger rollen, klappte die Kuppel auf und rief: »Wie geht's, Lemmer? Kein

schlechtes Timing, was? Ach du Scheiße, was ist denn mit deinem Gesicht passiert?«

»Bin gegen eine Tür gelaufen.«

Kurz vor dem Abflug erklärte er: »Bis jetzt haben wir noch keine Flugerlaubnis für Simbabwe, aber Martina faxt sie zu deinen Farmer-Freunden, sobald sie da ist. In Lanseria habe ich einen Flugplan eingereicht, mehr konnte ich in der kurzen Zeit nicht tun.«

»Wer ist Martina?«

»Meine Frau.«

Eine Stunde nach dem Start – wobei mir diesmal nicht mehr so übel war, weil ich nur eine Scheibe Toast gegessen hatte und abwechselnd auf die Karoo unter uns und den Horizont vor uns blickte – fragte ich Lotter, warum er keine Freistellung für die Landung in Musina gehabt habe.

»Aber ich hatte eine.«

Ich berichtete ihm von meiner Begegnung mit Napoleon, dem Wachmann, kurz nach meiner Ankunft.

»Ein Wachmann?«, fragte er hörbar überrascht. Dann fügte

er hoffnungsvoll hinzu: »Du machst Witze, oder?«

Ich antwortete nicht.

»Ich hatte ihnen die Start- und Landefreigabe und die Haftungsfreistellung gefaxt, an dem Abend, bevor wir geflogen sind. War gar nicht so einfach. Die Stadtverwaltung ist absolut unfähig. Eine halbe Stunde lang habe ich versucht, die Nummern herauszubekommen. Zum Glück hat ein Kumpel von mir am Luftrennen bei Tzaneem teilgenommen, der konnte sie mir geben, aber Em Ee Zet hat nicht geantwortet, die machen bestimmt freitags um halb fünf Feierabend.«

»Em Ee Zet?«

»Mike Echo Zulu. Das ist der FAA-Code von Musina.« Dann fragte er gereizt: »Was soll das, Lemmer?«

Mein Lügendetektor war nicht unfehlbar, aber alles deutete darauf hin, dass Lotter die Wahrheit sagte.

Ich beschloss, ihm ebenfalls reinen Wein einzuschenken. Ich erzählte ihm von unserer Reise mit den Nashörnern und verschwieg nichts, nicht einmal meinen Verdacht, dass er mit drinsteckte

»Das erklärt alles«, sagte er.

»Was?«

»Diederik, gestern Abend. Als ich ihn angerufen und gefragt habe, ob er den Flug bezahlen würde. Da sagte er: ›Mir bleibt wohl nichts anderes übrig.‹«

»Wann genau hat er dich beim letzten Mal beauftragt, mich abzuholen?«

»Letzte Woche Freitag, nachmittags. Aber das ist ganz normal, er hat es immer eilig und ruft kurzfristig an.«

»Was hat er gesagt?«

»Jemand solle einen Wildtransport begleiten, entweder würde er es selbst übernehmen oder er würde jemanden schicken.«

In dieser Hinsicht hatte Diederik nicht gelogen. Wo also lag der Hase im Pfeffer? Denn irgendetwas war faul an seiner Geschichte.

»Du hast erzählt, dass du ihn schon einmal nach Mosambik geflogen hast.«

»Stimmt.«

»Was hat er da gemacht?«

»Weißt du, allmählich solltest du wissen, dass Diederik ein ziemliches Großmaul ist, alles Mögliche erzählt und maßlos übertreibt. Über diese Sache in Mosambik hat er zu mir nur

gesagt: ›Großes Geld, Lotter, mehr kann ich leider nicht verraten.‹ Du musst ihn so nehmen, wie er ist. Er ist lustig, er ist charismatisch, er ist ein Original. Nachdem ich ihn zum ersten Mal geflogen hatte, hat er nicht bezahlt. Am Telefon war er sehr charmant und fragte ganz erstaunt: ›Du hast dein Geld noch nicht bekommen?‹ Drei Monate lang ging das so. Als er mich wieder engagieren wollte, sagte ich: ›Nichts für ungut, aber diesmal fliege ich nur gegen Vorkasse und auch erst, nachdem du die erste Rechnung bezahlt hast‹, und er lachte und sagte:

»Aber bestimmt hast du dich schon mal gefragt, welche Geschäfte er macht.«

»Klar. Wir beide haben unser Ritual, Diederik und ich. Wenn er anruft, weil er irgendwo hinwill, frage ich: ›Und, wen bescheißt du diesmal?‹ Darauf antwortet er: ›Du weißt doch, wie das ist, Lotter, die Dummen sterben nicht aus.‹ Aber was genau er treibt, darfst du mich nicht fragen. Ist mir auch egal.«

»Mir aber nicht«, erwiderte ich.

»Schon klar.«

Die Landebahn der Swanepoels bestand aus einem Stück schnurgerader Farmstraße etwa einen Kilometer von der

Farm entfernt.

Lotter flog erst einmal tief über das Haus, bevor er die RV7 mühelos aufsetzte. Als Swannie uns kurz darauf mit dem Land Cruiser abholen kam, war Lotter noch damit beschäftigt, das Flugzeug mit Heringen und Seilen zu sichern.

Swannie bewunderte die Maschine. »Heißes Gerät.«

»Amerikanisch«, sagte ich. »Van Göbel-Design.«

»Wow«, bemerkte Swannie. »Was ist mit deinem Gesicht passiert, Oom?«

»Er ist gegen eine Tür gelaufen«, antwortete Lotter augenzwinkernd.

»Echt wahr?«

»Echt wahr«, antwortete Lotter gespielt ernst. »Ich vermeide ja tunlichst Türen in der Karoo – können ganz schön gefährlich sein.«

Swannie sah mich an, auf der Suche nach einem Zeichen dafür, dass Lotter ihn auf den Arm nahm. Ich schaute weg. Er gab auf. »Meine Mutter hat gesagt, ihr sollt zum Mittagessen kommen, Oom, wie geht es den Nashörnern, was sagt Floh, ich meine,

»Die Nashörner sind topfit«, antwortete ich. »Und wenn ich Floh sehe, frage ich sie, wann sie kommt.«

Der Name der Mutter war Lollie, und sie war ganz anders als die ungeschliffenen Swanepoel-Männer. Uns begrüßte eine schlanke, würdevolle Frau, nicht im konventionellen Sinne schön, aber gepflegt. Ihre Augen funkelten humorvoll, als lache sie gern und oft. Sie ruhte in sich und schien mit sich und ihrem Leben zufrieden zu sein. Das Innere des Hauses überraschte mich. Ich hatte Antilopengeweihe und Häkeldeckchen erwartet, fand aber stattdessen geschmackvolle alte Holzmöbel, Orientteppiche auf glänzenden Holzböden, Originalgemälde an den Wänden und ein breites Bücherbord mit Hardcover-Bänden vor.

Ihr Einfluss auf Vater Wickus machte sich positiv bemerkbar – er war ein galanter Gastgeber, der Getränke anbot und sich höflich nach unserem Befinden erkundigte. Bei Tisch betete er kurz und ernsthaft. In der Mitte des Tisches stand eine Hühnerpastete mit goldgelber Teigkruste. Lollie hob die Deckel von weiteren Töpfen mit Süßkürbis, gedämpften grünen Bohnen, Bratkartoffeln und Reis.

»Hmm, lecker!«, sagte Swannie begeistert und griff nach einem Schöpflöffel.

»Als würde ich nicht jeden Tag kochen«, bemerkte Lollie.

»Die Gäste zuerst«, mahnte Wickus.

Er war so taktvoll zu warten, bis alle fertig gegessen hatten, bevor er die entscheidende Frage stellte: »So, und was bringt euch beide hierher?«

Ich hatte schon den ganzen gestrigen Tag überlegt, wie ich mit ihm umgehen sollte. Das Problem war, dass Wickus und Swannie vermutlich irgendwie an der ganzen Sache beteiligt waren, obwohl ich nicht wusste, inwiefern. In Anbetracht ihrer rechtschaffenen Offenheit wahrscheinlich nur indirekt.

»Es geht um Floh«, antwortete ich schließlich.

»Sie hat mitten in der Nacht Diederiks Farm verlassen, ohne vorher Bescheid zu sagen.«

»Ai«, sagte Lollie.

»Hat es Unstimmigkeiten gegeben?«, fragte Wickus.

»Nein. Aber sie hatte versprochen, am nächsten Morgen die Nashörner zu versorgen, und jetzt macht Diederik sich Sorgen.«

Ich hoffte, das würde reichen. Doch Wickus war nicht dumm. »Das ist doch nicht alles«, sagte er, ohne mir einen Vorwurf zu machen. »Das sagt mir dein Gesichtsausdruck. Und schon allein, dass ihr mit dem Flugzeug hier seid … Ihr müsst mir nicht verraten, was genau passiert ist, vielleicht ist es besser, dass wir es gar nicht wissen. Aber sagt mir eines: Wie ernst ist die Sache?«

»Sehr ernst.«

»Jesses«, sagte Swannie. Seine Eltern warfen sich einen beredten Blick zu, als schwante ihnen etwas. Wickus nickte bedächtig. »Wie können wir euch helfen?«

»Ich hatte den Eindruck, sie stamme hier aus der Gegend«, sagte ich, und mit einem Blick zu Swannie: »Bist du nicht mit ihr zur Grundschule gegangen?«

»Das ist zwölf Jahre her. Sie ist weggezogen … Wann war das genau?«

»Neunzehnhundertachtundneunzig«, sagte Lollie.

»Wohin?«, fragte ich.

Wieder sahen sich Wickus und Lollie an. »Es hat viel Gerede gegeben«, sagte sie leise.

»Eine traurige Geschichte«, fügte Wickus hinzu.

»Jesses«, sagte Swannie.

»Du warst damals noch zu jung, um davon etwas mitzubekommen«, sagte seine Mutter.

Wickus schob seinen Teller weg und stützte die Ellbogen auf den Tisch. »Erzähl's ihm, Lollie. Ich weiß nicht, ob es ihm weiterhilft, aber erzähl's ihm.«

Die meisten Tiere wechseln ständig ihre Schlafplätze und beziehen nur während der Wurfzeit zum Schutz der Jungen ein festes Quartier.

Die Kunst des Spurenlesens: Die Systematik der Zeichen

Im Duett trugen sie vor.

Sie begann: »Ihr Vater Louis war ein Freigeist …« Wickus

fiel ein: »Er war Spurenleser, und zwar ein Meister seines Fachs, müsst ihr wissen. Heute werden die Spurenleser je nach Ausbildungsstand in Stufen eingeteilt, die höchste ist Master Tracker. Louis wäre so ein Master gewesen, weiß Gott, er war gut.«

»Er stammte aus der Kalahari«, nahm sie den Faden wieder auf. »Es hieß, er sei in großer Armut aufgewachsen, sein Vater war ein Herumtreiber und Taugenichts, der hier und da auf Farmen Gelegenheitsarbeiten verrichtete. Louis wuchs halb wild auf, unter den Buschleuten. Von ihnen lernte er das Spurenlesen. Er ging selten zur Schule, schaffte nur knapp die achte Klasse, dann half er seinem Vater, der aber starb, als Louis siebzehn war. Irgendwie ist er dann hier in der Gegend gelandet.«

»Er wollte für die Naturschutzbehörde arbeiten, da er aber nichts Richtiges gelernt hatte, nahmen sie ihn nicht. Ohne offizielle Papiere kommt man da nicht rein«, sagte Wickus.

»Stattdessen arbeitete er für die Jäger. Hier, in Botswana und Simbabwe.«

»Die Trophäenlieferanten, die für die Amerikaner und die Deutschen die größten Elefanten und Löwen aussuchen.«

»Nicht immer ganz legal«, sagte Lollie.

»Was sollte er machen? Er wollte in der freien Natur leben und musste seinen Unterhalt verdienen.«

»Er war ein gutaussehender junger Mann, gesunde Gesichtsfarbe, dichtes blondes Haar, aber nicht von dieser Welt. Einmal soll er in der Nähe von Phalaborwa auf eine Riesenschlage gestoßen und regelrecht aus dem Häuschen geraten sein. Er behauptete,

»Aber er war der beste Spurenleser weit und breit, hochangesehen, sehr begehrt.«

»Dann hat er sich mit Drika eingelassen. Nein, man muss es anders ausdrücken. Er hat sich in Drika verliebt. Und sie … Das Problem war, dass die beiden gerade erst neunzehn waren und sie die Tochter des reichen Frik Redelinghuys. Und sie wurde schwanger.«

»Jesses!«, sagte Swannie und klang genau wie sein Vater.

Wickus blickte seinen Sohn streng an. »Deswegen sage ich immer, du sollst dein Ding raushalten.«

»Wickus!«, mahnte Lollie.

»Wie dem auch sei. Frik Redelinghuys bewirtschaftete im Laeveld sechs, sieben Farmen, Apfelsinen, Bananen, Wild, und heuerte Louis an, wenn die Ausländer zum Jagen kamen. Er war steinreich und hatte drei Töchter. Drika war die jüngste. Ein schönes Mädchen – Floh hat ihre Haare und ihre Figur geerbt –, aber sehr verwöhnt.«

»Sehr verwöhnt. Sie war sich ihrer Schönheit bewusst und schämte sich nicht, sie zu zeigen. Dabei war sie ein bisschen rebellisch und wollte immer ausgerechnet das haben, was sie nicht bekommen konnte. Sie hatte gerade erst die Schule abgeschlossen und wusste noch nicht, was sie werden wollte. Sie saß zu Hause herum und hatte nur Pferde und Partys im Kopf. Und dann kam Louis.«

»Woher weißt du das alles?«, fragte Swannie seine Mutter.

»Die Leute reden eben. Es ging um die Tochter eines angesehenen Mannes, das war interessant. Es heißt, Frik habe von der Beziehung erfahren, noch bevor seine Tochter schwanger wurde. Er verbot ihr strengstens den Umgang mit Louis, und da schlief sie mit ihm, um ihrem Vater zu beweisen, dass sie tat, was sie wollte.«

»Und da wurde sie mit Floh schwanger«, ergänzte Wickus.

»Jesses«, sagte Swannie.

»Das konnte ja nicht gutgehen«, flocht Wickus ein.

»Drika war noch ein Kind, gewöhnt an Geld und Luxus. Sie hatte nicht die geringste Lust, ein schreiendes Baby allein großzuziehen, und mit der Romantik, mit dem Geliebten durchgebrannt zu sein, war es schon bald vorbei. Wenn man sein Leben lang Aufmerksamkeit und Bewunderung

geerntet hat und urplötzlich darauf verzichten muss, macht man sich danach auf die Suche. Sie war mehr im Dorf als auf der Farm, rief andauernd bei Frik an und sagte, wie leid es ihr täte und ob er ihr nicht helfen könnte. Aber Frik erwiderte, sie hätte sich ihr Bett selbst gemacht, jetzt müsste sie auch darin schlafen.«

»Womit er ganz recht hat. Kinder müssen schließlich lernen, dass jedes Tun seine Folgen hat.«

»Aber sie war seine Tochter, Wickus.«

»Ich meine ja nur.«

»Wenn er ihr geholfen hätte – wer weiß. Jedenfalls ließ Drika Floh immer öfter auf der Farm bei der schwarzen Kinderfrau zurück und flirtete mit allem, was Hosen trug. Sie lud sich auf Partys ein, trank und feierte, und Louis ahnte nichts, denn wenn er aus dem Veld nach Hause kam, lag sie ihm in den Ohren, wie schrecklich es sei, ein Kind allein großzuziehen. So ging das über zwei Jahre lang, und alle wussten davon, außer Louis, denn niemand hatte den Mut, ihm die Wahrheit zu sagen.«

»Bis dieser Gitarrist auftauchte.« Wickus sprach das Wort aus, als sei es etwas Schmutziges.

»Und eine dicke Goldkette zwischen Brusthaaren. Welcher

Mann trägt schon freiwillig Schmuck?«

»Er ist überall aufgetreten, in Clubs und Kneipen, obwohl er nicht sonderlich gut war.«

»Einer von denen, dessen Publikum schon ein bisschen was intus haben muss.«

»… bis er schließlich hier im ›Intaba‹ spielte, das war damals so eine Dorfdisko ein bisschen außerhalb …«

»Verlotterte Spelunke.«

»… eine von Drikas Stammkneipen. Er und Drika fanden sich, fingen eine leidenschaftliche Beziehung an, und von da an war sie mehr bei ihm als bei ihrem Kind. Spätabends sang sie angetrunken seine Lieder mit ihm. Da beschlossen die Leute, dass es endgültig reichte. Erst bedrohten einige der Männer den Gitarristen und sagten, er solle seine Sachen packen und verschwinden, und dann sind zwei von ihnen Louis holen gegangen, der damals gerade oben in Nord-Thuli mit einer skandinavischen Jagdgesellschaft unterwegs war. Sie rieten ihm, mit nach Hause zu kommen, seine Frau schlage kräftig über die Stränge.«

»Flohs Vater jagte die beiden davon«, sagte Wickus.

»Erst wollte Louis den Männern nicht glauben, der arme Mann. Aber zwei Tage darauf kam er. Bestimmt musste er

erst über alles nachdenken. Als er zu Hause ankam, war Drika mit dem Gitarristen längst über alle Berge. Louis war am Boden zerstört. Er hatte diese Frau über alles geliebt. Die große Tragödie aber war, dass er sich auf die Suche nach ihr machte, doch bis er sie fand, war sie tot. Sie und der Gitarrist waren kurz hinter Sun City mitten in der Nacht von der Fahrbahn abgekommen und eine Brücke hinuntergestürzt. Wahrscheinlich waren sie nicht mehr ganz nüchtern. Jedenfalls waren beide auf der Stelle tot.«

»Jesses«, sagte Swannie.

»Da zog Louis seine Tochter alleine groß. Das muss für ihn sehr schwer gewesen sein, denn er hat noch viele Jahre um Drika getrauert. Er hat sich vollkommen zurückgezogen, nur gearbeitet, wenn er unbedingt Geld brauchte, und Floh jedes Mal mitgenommen.«

»So hat sie auch das Spurenlesen gelernt.«

»Sie ist praktisch im Veld großgeworden.«

»Manche Leute meinen, sie sei besser als ihr Vater.«

»Ich weiß noch, dass es Schwierigkeiten gab, als sie eingeschult werden sollte. Louis wollte nichts davon hören, und die Fürsorge musste eingreifen, bis er sie widerstrebend im Mädchenwohnheim in der Stadt

untergebracht hat. Sie ist mit Swannie zusammen zur Schule gegangen – bis in die wievielte Klasse?«

»In die sechste«, fiel Swannie eifrig ein, froh, auch etwas beitragen zu können. »Man hat sie kaum wahrgenommen, sie war ein verhuschtes Mäuschen, so ein mageres Ding, das mit niemandem redete und immer nur für sich blieb. Sie hat sich wirklich sehr verändert seit damals.« Ungläubig schüttelte er den Kopf, und man sah ihm deutlich an, welchen Eindruck die erwachsene Floh auf ihn gemacht hatte.

»Louis fand schließlich eine feste Anstellung. Deswegen sind sie von hier weggezogen«, sagte Wickus. »Damals boomten die privaten Wildreservate. Leute wie Louis waren plötzlich sehr begehrt, es gab viele neue Jobs, bei denen man gut verdienen konnte. Man bot ihm eine Stelle oben bei Moremi an.«

»In Botswana«, erklärte Lollie.

»Okavango.«

»Die Kinder bekamen Privatunterricht.«

»Das war für Louis das Wichtigste, denn er konnte Floh jeden Tag sehen.«

»Durch den Privatunterricht erhielt sie sicher die Chance, Tierärztin zu werden.«

»Sie sind also von hier weggegangen. Quasi über Nacht. Das ist im Grunde alles, was wir sicher wissen«, sagte Lollie.

»Ich weiß nicht, ob man ihnen immer Glauben schenken kann.«

»Die Geschichte mit dem Krokodil ist aber wirklich wahr, Lollie. Div de Goede hat sie mit eigenen Ohren gehört. Und er kennt Frik Redelinghuys gut.«

»Kann sein …«

Swannie konnte seine Neugier nicht unterdrücken. »Was ist das für eine Geschichte mit dem Krokodil?«

»Div hat davon erzählt, es muss so sechs, sieben Jahre her sein. Er ist Vertreter für AfriChem. Die Gebietszentrale liegt in Nelspruit, und Frik gehört zu seinen Großkunden. Er hat also erzählt, die Leute mit der Moremi-Konzession seien eines Tages bei Frik mit der Nachricht aufgetaucht, Louis sei tot. Ein Riesenkrokodil habe ihn in die Fluten des Okavango gezerrt, und nun wüssten sie nicht, wohin mit Floh. Sie muss, denke ich, etwa siebzehn, achtzehn gewesen sein. Frik sei doch der Großvater, ob sie das Mädchen zu ihm bringen könnten. Frik stand vor ihnen, starrte sie an und schlug ihnen wortlos die Tür vor der Nase

zu. Da sind die Leute aus Moremi nach Nelspruit gefahren, in der Hoffnung, dort jemanden zu finden, der sich des Mädchens annehmen könne, vielleicht eine von Friks anderen Töchtern, die schließlich Flohs Tanten waren. Dabei ist Div den Männern irgendwann begegnet, vermutlich in einer Kneipe, denn da sitzt er gerne, und sie haben ihm die ganze Geschichte erzählt. Louis sei im Laufe der Jahre immer verrückter geworden. Manchmal sei er sang- und klanglos verschwunden. Einen Monat später sei er dann wieder aufgetaucht, den Geruch von Strohhütten an sich, und dann hätten sie erfahren, er sei bei den Buschleuten gewesen. Manchmal zündete er ein großes Feuer im Busch an und tanzte darum herum, bis er in Trance fiel.«

»Das kann ich nicht so recht glauben«, sagte Lollie.

»Ich gebe ja nur wieder, was Div gesagt hat. Jedenfalls muss Louis so richtig durchgedreht sein, nachdem die Paviane Floh angegriffen hatten.«

»Das ist bestimmt barer Unsinn«, wandte Lollie ein.

»Keine Ahnung«, sagte Wickus achselzuckend. »Da oben muss eine lange Dürre geherrscht haben. Der Winter neigte sich dem Ende zu, und die Paviane waren sehr aggressiv, weil es nichts zu fressen gab. Floh ging mit

ihrem Hund spazieren, ein kleiner Jack Russell oder so was Ähnliches, sie hing sehr an dem Tierchen. Da begegneten ihr die Paviane und griffen den Hund an. Sie gerieten in einen Blutrausch, das kennt man von ihnen. Floh wollte sie aufhalten, da wurde sie von einem großen Männchen angegriffen. Sie trug furchtbare Kratzer und Schnitte am ganzen Oberkörper und im Gesicht davon. Ihr habt doch ihr Auge gesehen, als sie hier war. Gottlob kamen die Schwarzen angelaufen, bewarfen die Paviane mit Steinen und retteten Floh, aber der kleine Hund hat es nicht überlebt. Von da an behauptete Louis ständig, es sei alles seine Schuld, die Götter zürnten ihm wegen irgendetwas, was er als Kind getan habe. Auf die Frage, was das gewesen sei, antwortete er, er habe Schildkrötenfleisch gegessen, was bei den Buschleuten ein großes Tabu ist. Ich glaube, nur alte Leute dürfen Schildkrötenfleisch essen. Und je mehr man auf ihn einredete, er solle mit dem Unsinn aufhören, desto mehr beharrte er darauf, dass die Götter ihn straften. Er sei schuld an Drikas Tod, an ihrer Untreue, am Tod seines Vaters und am Angriff der Paviane auf Floh. Er müsse sich opfern, das sei der einzige Ausweg.«

Fast unhörbar flüsterte Swannie: »Jesses!«

»So ein Quatsch«, sagte Lollie.

»Nicht für Louis. Jedenfalls behaupteten die Männer in der Kneipe Div gegenüber, Louis hätte sich ans Ufer gesetzt

und auf das Krokodil gewartet.«

»Aber warum?«, fragte Swannie.

»Um den Fluch von seiner Tochter abzuwenden.«

Spurenleser sollten sich in das Wild hineinversetzen, das sie verfolgen, um voraussehen zu können, welchen Weg es genommen haben könnte. Dadurch können sie schon im Voraus erahnen, an welchen Stellen Zeichen zu erwarten sind, ohne Zeit damit zu vergeuden, danach Ausschau zu halten.

Die Kunst des Spurenlesens: Grundlagenwissen

Lollie führte Lotter ins Arbeitszimmer, damit seine Frau ihm das Fax mit der Fluggenehmigung senden konnte. Ich trank zusammen mit den Swanepoel-Männern im Wohnzimmer

Kaffee. »Und wo wollt ihr von hier aus hin?«, fragte Wickus.

»Zu Ehrlichmann«, sagte ich ganz direkt.

»Aha«, sagte er. Was bedeutete, dass er wusste, wer er war.

»Woher kennst du Ehrlichmann?«

»Durch die Hilfe für die Leute in Simbabwe«, antwortete er. »Ehrlichmann war schon ganz zu Anfang dabei.«

»Hilfe für die Leute in Simbabwe?«

»Als dieser Mistkerl von Mugabe den Leuten ihre Farmen abgenommen hat, war vielen Farmern schon früh bewusst, dass sie ihre Habseligkeiten schnell außer Landes schaffen mussten. Wir haben die Sachen hier durchgeschmuggelt. Hausrat, Vieh, Maschinen, Autos, Traktoren, Anhänger, Werkzeug, Dollars, teilweise ganze Pappkartons voll, kaum zu glauben. Verdammt, einmal haben wir eine ganze Zigarettenfabrik rübergeschmuggelt, weiß der Teufel, wo sie damit hinwollten. Jedenfalls war Ehrlichmann einer derjenigen, der die Aktionen von der anderen Seite aus organisierte.«

Ich dachte darüber nach und fragte dann: »Und Diederik Brand?«

»Diederik war ein Aufkäufer.«

»Ein Aufkäufer?«

»Ich dachte, du arbeitest für ihn?«

»Ja, aber erst seit Samstag.«

»Er ist ein Macher«, sagte Swannie, ebenso respektvoll.

»Weiß Gott. Wie kommt ein Karoobauer an Medikamente aus Norwegen?«

In meinem Hinterkopf schrillte eine Alarmglocke. »Aus Norwegen?«

»Ja, zumindest stand das groß auf den Kisten. Karma, Karmer oder so ähnlich … Und ›Oslo, Norge‹.«

»Kvaerner?«

»Ja, so ähnlich.«

Kvaerner – so hieß das norwegische Unternehmen, zu dem Techno Arms, der Hersteller der MAG7, gehörte. »Hat Ehrlichmann auch beim Transport der Medizinkisten geholfen?«

»Ja«, antwortete Wickus Swanepoel. »Simbabwe braucht mehr solcher Leute.«

Alle drei begleiteten uns zum Flugzeug. Lollie verabschiedete uns mit einem Küsschen, Wickus und Swannie schüttelten uns herzlich die Hand, als gehörten wir nun zu ihrem Freundeskreis.

Als Lotter über ihnen eine Schleife flog und als letzten Gruß mit den Tragflächen wackelte, sahen wir hinunter auf die kleinen Gestalten, die mit ausgestreckten Armen winkten, und Lotter sagte: »Gute Menschen.« Er, die Swanepoels, Emma – sie alle

Zugegeben, auch mein Erstes Gebot lautete, mich nicht einzumischen, doch der entscheidende Unterschied bestand darin, dass ich mich nicht moralisch überlegen fühlte. Mir lag nichts daran, zu den Guten zu gehören.

In dem Moment wurde ich mir meiner Wut bewusst. Ich wusste, wo sie herkam. Wickus und Lollie hatten mir etwas genommen: meine Motivation, Floh zu … Was wollte ich eigentlich mit ihr anstellen, wenn ich sie aufspürte? Sie bestrafen? Sie demaskieren? Und jetzt? Wo die Parallelen zwischen uns so deutlich zutage getreten waren? Eine Schlampe zur Mutter, einen Verrückten zum Vater, eine Kindheit, zielstrebig ruiniert von den Eltern, die sich niemals hätten fortpflanzen dürfen, und dazu Verwandte und eine Gesellschaft, die den Blick abwandten,

Am liebsten wäre ich umgekehrt und nach Hause geflogen.

Doch ich konnte nicht. Ich musste die Glock wiederhaben.

Lotter blickte hinunter auf den gerodeten Streifen im Wald, der durch ein flaches Tal zwischen hohen Hügeln führte und sagte: »Das wird knifflig.«

»Wie knifflig?«

»Sehr knifflig.«

»Wir müssen hier nicht landen«, sagte ich und sann nach Alternativen, die hauptsächlich einen Transport über die Straße beinhalteten.

»Du kannst ruhig die Augen zumachen«, erwiderte er mit einem Lachen, das besagte, er habe schon immer mal die Grenzen seiner RV7 ausloten wollen.

Erneut überflog er den Landestreifen und kippte über eine Tragfläche ab, um besser sehen zu können.

»Wonach suchst du?«

»Die haben keinen Windsack.«

»Ist das ein Problem?«

»Nein … eigentlich nicht.«

Dann zog er eine weite Kurve, bevor er in den Sinkflug ging und eine Schlucht zwischen zwei Hügeln anpeilte. »Gleich ist es so weit.«

Ich erwog ernsthaft, die Augen zu schließen.

Felsen, Büsche und Bäume rasten nur wenige Meter an den Spitzen der Tragflächen vorbei, dann drehte Lotter scharf links ab und ließ die Maschine noch tiefer sinken. Das Tal öffnete sich vor uns. Die Baumwipfel schienen zu hoch, zu nahe zu sein. Die Maschine brummte tiefer, er arbeitete mit dem Steuerknüppel und den Pedalen, der Landestreifen lag genau vor uns. Viel zu kurz. Hart prallten wir auf dem Boden auf. Lotter bremste

Ich schloss die Augen.

»Puuh«, sagte Lotter.

Wir kamen zum Stehen. Ich schlug die Augen wieder auf. Der Flugzeugpropeller war nicht viel mehr als zwei Meter von dem massiven Stamm eines Baobabbaums entfernt.

Lotter schaltete den Motor ab und stieß einen tiefen Seufzer aus.

»Gar nicht so schlecht«, meinte er.

»Und wie es ist mit dem Start morgen?«

»Pah … eine Kleinigkeit.« Aber das glaubte er wohl selber nicht.

41

In schwierigem Gelände, wo Zeichen selten auftreten, müssen Spurenleser unter Umständen die Bewegungen des Tieres vorausahnen können.

Die Kunst des Spurenlesens: Grundlagenwissen

Zehn Minuten nach unserer Landung kam ein alter, mitgenommener Land Rover durch das Gras und die Dornakazien geschaukelt. Zwei Schwarze stiegen aus und hießen uns in holprigem Englisch willkommen, als begrüßten sie nicht täglich Besucher.

»Wir bringen Sie ins Camp.«

Lotter betrachtete fasziniert das Fahrzeug. »Wahnsinn!«, stieß er aus. »Ein Kombi aus der Zweier-Serie, der 2,5-Liter-Diesel. Die Kiste muss mindestens fünfzig Jahre alt sein.«

Seine Begeisterung hatte ihn die todesmutige Landung völlig vergessen lassen.

Wir nahmen unsere Taschen, stiegen ein und rumpelten über fast unsichtbare Waldwege. Unterwegs schreckten wir eine Herde Streifengnus und einen sie begleitenden Vogelschwarm

Das Lager schmiegte sich an den Hang eines Hügels. Ein Kreis hellgrüner Zelte auf Holzplattformen stand im kühlen Schatten massiver Masasabäume. Am Wegesrand waren auf einem einfachen Teakholzblock die Worte *Chinhavira Camp* eingeschnitzt. In der Mitte des Lagers befand sich ein eingefriedeter Essplatz mit einigen Tischen und Stühlen und einer großen Feuerstelle. Zwischen den Zelten harkte ein Mann die rotbraune Erde. An einem Tisch neben dem Essplatz schälten zwei andere Gemüse.

Unser Fahrer sagte: »Shumba kommt später. Ich zeige Ihnen Ihre Zelte.«

»Shumba« war vermutlich Ehrlichmann.

Wir folgten dem Fahrer.

Er erschien kurz vor Sonnenuntergang, ein großer Mann, der durch die langen Schatten schritt, einen krummen Wanderstab in der Hand, in kurzer Khakihose und kurzärmeligem Hemd, Sandalen und einem breitrandigen Hut. Sein langes, silbergraues Haar fiel ihm bis auf die Schultern. Ein bartloser Moses in Safarikleidung.

Lotter und ich saßen an einem Tisch, er mit einem Bier, ich mit einer Cola, denn hier gab es keinen Traubensaft, weder Birdfield noch »Grapetiser« mit Kohlensäure. Der Mann lehnte seinen Stab gegen den Ring aus Holzpfählen, nahm den Hut ab, lächelte breit und kam mit ausgestreckter Hand auf uns zu.

»Ich bin John Ehrlichmann«, sagte er mit derselben klangvollen, ausdrucksstarken Stimme wie am Satellitentelefon.

Wir standen auf und stellten uns ebenfalls vor.

»Lotter.«

»Lemmer.« Ich erwartete, dass er etwas über den Zustand meines Gesichts sagen würde, und fragte mich, welchen Scherz Lotter vorbereitet hatte.

»Alliteration«, bemerkte Ehrlichmann stattdessen. »Kommt

»Bitte setzen Sie sich und trinken Sie in Ruhe etwas. Ich komme gleich zu Ihnen.«

»Danke«, sagte Lotter.

»Ist mir ein Vergnügen.« Er stand auf und entfernte sich gemessenen Schrittes in Richtung der Zelte. Als er außer Hörweite war, sagte Lotter leise zu mir: »Weißt du, an wen er mich erinnert?«

Er war ein Menschenfreund, daher dachte ich an etwas Nettes. »An Nick Nolte in nüchternem Zustand?« Etwas Besseres fiel mir nicht ein.

»Nein«, erwiderte er lachend. »An den Mandrill in *Der König der Löwen*. Der mit dem Wanderstock – wie hieß er noch? Er hat den gleichen federnden Gang … Rafiki! Er ist größer und älter, aber er erinnert mich an Rafiki.«

Rafiki Ehrlichmann war der perfekte Gastgeber.

Bei seiner Rückkehr war er geduscht und trug Wüsten-Abendkleidung: ein Hemd mit langen Ärmeln, Jeans und Lederschuhe. Die langen Haare waren im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und die Hemdsärmel zur Hälfte aufgerollt, so dass die Armbänder zur Geltung kamen. Sie glitzerten und glänzten im Licht von zwanzig Öllampen und dem großen Lagerfeuer. Erst

versicherte er sich, dass unsere Gläser gefüllt waren, dann schenkte er sich einen Whisky Soda ein, bevor er sich zu uns gesellte. Er streckte sich behaglich auf dem Segeltuchstuhl aus und erkundigte sich höflich, wie unsere Reise verlaufen war, als wolle er mich diskret nach dem Grund unseres

Ehrlichmann steuerte ab und zu einen Kommentar bei, begleitet von einem weisen Nicken seines grauen Kopfes. Diederik Brand sei ein »prima Kerl«, die Swanepoels »feine Menschen« – offenbar eine weitverbreitete Meinung. Und als Lotter, der sich stets für andere interessierte, Ehrlichmann über sein Leben ausfragte, erzählte er seine Geschichte, als sei sie unwichtig und alltäglich: geboren auf einer Farm außerhalb von Gweru, Internat in Bulawayo, Bachelor of Science an der Universität von Kapstadt, Wildhüter im Matobo-Nationalpark, als Simbabwe noch Rhodesien hieß. Danach, Anfang der Achtziger, wurde er Oberaufseher im neu gegründeten Mana-Pools-Park, später stellvertretender Leiter des Chizarira Nationalparks, bis die Hexenjagd Mugabes auf die Weißen begann. Seitdem versuchte er hartnäckig, an Jagdkonzessionen zu kommen, und verdiente sein Geld als Fremdenführer. Die Schwarzen, die mit ihm zusammenarbeiteten, waren alle Ranger oder Mitarbeiter aus seiner Zeit in Chizarira.

Beim zweiten Whiskey lenkte er das Gespräch geschickt auf Geschichten über seine Erlebnisse. Er hatte zwei feste Angewohnheiten – regelmäßig strich er sich mit der

rechten Handfläche über die Locken und verzog den Mund zu einem nachdenklichen halben Lächeln, wenn er auf die Lösung des Knotens seiner Geschichte zusteuerte, als wolle er sagen: Da haben wir den Salat. Seine Geschichten handelten von Elefanten und Löwen, Krokodilen und Nilpferden, Fischadlern und Mistkäfern. Ich fragte mich, wie oft er sie schon erzählt hatte, wie viele ausländische Touristen schon hier am Lagerfeuer damit unterhalten worden waren. Doch er erzählte meisterhaft, mit einem perfekten Gespür für Dramatik und Timing, Bewunderung für die Natur und betonter Bescheidenheit, als sei er rein zufällig so ein Glückspilz.

miliepap und Warzenschweinfleisch. Dazu servierte seine stille, effektive Mannschaft grüne Bohnen und Kürbisplätzchen. Anschließend kam eine Flasche französischer Cognac auf den Tisch.

»Wow«, sagte Lotter.

»Wussten Sie, dass heutzutage die schwarzen Amerikaner die größten Cognactrinker sind?«, fragte Ehrlichmann.

»Erstaunlich«, sagte Lotter.

Ehrlichmann nickte gemessen. »Das Zeug ist in der Hip-Hop-Kultur besonders populär, manche Künstler schreiben sogar Lieder darüber. Unter anderem ein Mann namens Busta Rhymes. Klingender Name, nicht wahr?« Er sah

mich an. »Sie trinken wohl keinen Alkohol?«

»Nein, danke.«

Während er Lotter und sich die Gläser zu einem Viertel vollgoss, fuhr er fort: »Aber Sie sagten, Sie hätten einige Fragen zu den Nashörnern.«

Nein, erwiderte ich. Ich hätte Fragen über Cornél van Jaarsveld.

»Hmm …«, brummte er, erhob sich langsam, ging nachdenklich ans Feuer und warf noch ein paar Scheite Holz darauf. Er stocherte mit einem Stock in der Asche herum, wartete, bis die Flammen aufloderten, und kehrte an den Tisch zurück. »Darf ich fragen, was genau passiert ist?«

Manchmal muss man seinem Instinkt vertrauen. Ich erzählte ihm alles, jedoch ohne unwichtige Details. Angefangen bei der »Dermatitis« der Nashörner über die Reise, den Überfall und die wundersame Genesung der Tiere bis hin zu Flohs Verschwinden. Ich holte das Stück rosa Plastik aus meiner Tasche und zeigte es ihm. Die ganze Zeit über beobachtete ich ihn genau, seine Augen, seine Hände, seine Körpersprache. Seine einzige Reaktion war ein Hochziehen der Augenbrauen, als ich ihm von dem Überfall erzählte, und ein rascher Blick auf mein Gesicht, als ergäben die Verletzungen schließlich einen Sinn. Er

Ich spielte mit offenen Karten und gestand, dass ich Diederik und die Swanepoels verdächtigte und nach wie vor vermutete, dass er ebenfalls in der Sache mit drinstecke. Er nickte nachdenklich.

Als ich geendet hatte, wandte er sich kurz ab und starrte hinaus in die Nacht. »Sie hat ein solches Potential!«, sagte er, mehr zu sich selbst.

Er griff zum Cognacglas, ließ es zwischen den Handflächen kreisen und trank einen kleinen Schluck. Dann schwenkte er das Glas erneut, in Gedanken versunken.

Er verzog sein Gesicht zu der Da-haben-wir-den-Salat-Grimasse.

»Ich glaube …«

Er fuhr sich mit der Hand über die Haare und sah mich an.

»Ich glaube, ich weiß, was sie geschmuggelt hat.«

42

Mit genügend Übung und Erfahrung kann im Prinzip jeder ein annehmbarer Fährtenleser werden, aber

herausragende Spurensucher werden wahrscheinlich mit einer Veranlagung dazu geboren.

Die Kunst des Spurenlesens: Grundlagenwissen

Er legte eine Kunstpause ein, bevor er fortfuhr.

»Zwar ist es nur eine Theorie, aber ich bin mir ziemlich sicher. Am besten fange ich ganz von vorn an.«

Er erzählte, es sei im Grunde eine Farce gewesen, wie alles in Simbabwe heutzutage. Zwei Wildhüter des Chizarira Nationalparks seien vor zwei Jahren mit zweiundzwanzig Elefantenstoßzähnen erwischt worden. Es hagelte lautstarke internationale Proteste von Naturschützern, doch erst, als die Touristenboykotte

Ehrlichmann hatte sie erst bewusst wahrgenommen, nachdem sie die anderen drei Fährtenleser vollkommen in den Schatten gestellt hatte. »Sie war phänomenal, mein Lebtag habe ich so etwas noch nicht gesehen. Dieser sechste Sinn … Und ihr Wissen, ihre detaillierten Kenntnisse über die Natur und die Tiere, Insekten, Vögel, alles Erdenkliche. Von da an behielt ich sie im Blick. Na ja,

sie ist ja auch was fürs Auge«, fügte er mit einem nostalgischen Altmännerlächeln hinzu.

Floh hatte sich mit Feuereifer in die Arbeit gestürzt, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Abends gesellte sie sich abwechselnd zu verschiedenen Gruppen – den WWF-Mitgliedern, den Wildhütern, den Freiwilligen, Arbeitern und Helfern. Eines Abends saß sie mit Ehrlichmann und zwei engagierten Tierärzten aus den Niederlanden und Österreich am Tisch. Das Gespräch drehte sich um die Betäubung von Elefanten, und die beiden Europäer gingen mit ihren Theorien und Bücherweisheiten hausieren. Floh brachte sie mit einem einzigen Wort zum Schweigen: »Bullshit.« Anschließend erklärte sie ihnen ein wenig gereizt und in allen Einzelheiten, wie es in Afrika gemacht wurde.

»Daher hielt ich sie für eine Tierärztin. Ich fragte sie, ob sie in Onderstepoort studiert habe. Nein, sagte sie, aber sie habe drei Jahre lang mit Douw Grobler zusammengearbeitet. Nun war Douw Grobler früher der Verantwortliche für den Tierfang im Krugerpark, wahrscheinlich der Beste der Besten. Trotzdem war es erstaunlich, wie viel Wissen sie sich angeeignet hatte. Sie ist eine sehr kluge junge Frau. Aber ich schweife ab …«

»Wollen Sie damit sagen, dass sie gar keine Tierärztin ist?«

Fast wäre mir das Wichtigste entgangen, weil ich noch über Flohs Hochstapelei nachdachte. »Du bist Tierärztin«, hatte Swannie respektvoll festgestellt, während wir die Nashörner umgeladen hatten. Geantwortet hatte sie ihm mit hochtrabenden medizinischen Fachausdrücken, *Anämie* und *gastro-intestinale Krankheiten*. Eine geschickte Art zu lügen. Dann dämmerte mir plötzlich, was Ehrlichmann soeben gesagt hatte.

»Sie haben Floh angerufen? Wie haben Sie sie erreicht?«

»Sie hat nach dem Zensus so gut wie jedem ihre Karte in die Hand gedrückt. Ich habe sie auf dem Handy angerufen.«

»Haben Sie die Karte noch?«

»Natürlich. Ich suche sie Ihnen heraus. Aber zuerst will ich Ihnen erzählen, was meiner Meinung nach geschehen ist. Anschließend können Sie Ihre eigenen Schlüsse ziehen. Im Laufe der ersten Woche war ich ziemlich beeindruckt davon, wie sie sich überall integrierte, gezielt, aber äußerst diskret und charmant. Nach einer Weile erkannte ich jedoch, dass hinter dieser Geselligkeit Methode steckte. Irgendwann begann sie nämlich, gewisse Leute vollkommen zu ignorieren, ja, vor den Kopf zu stoßen, während sie sich umso intensiver auf andere

konzentrierte.«

Es fiel ihm nicht schwer, Flohs Absichten zu durchschauen: Sie verbrachte genau mit denjenigen immer mehr Zeit, die ihr von Nutzen sein konnten, ihr etwa einen Job verschaffen oder sie zumindest in Kontakt mit anderen, wichtigeren Leuten bringen konnten. Doch das Seltsamste ereignete sich am letzten Abend bei der Abschiedsfeier im Kaswiswi-Lager Nummer eins.

»Wir veranstalten ein großes Barbecue, der Alkohol floss in Strömen, eben eine typische VIP-Buschparty, da eine ganze Reihe von Regierungsmitgliedern per Helikopter eingeflogen waren: der Minister für Umwelt und Tourismus, seine drei

Ehrlichmann warf einen flüchtigen Blick über die Schulter, neigte sich nach vorn und sprach plötzlich leiser, als wolle er uns ein Geheimnis verraten. »Aber die meiste Zeit verbrachte Cornél an jenem Abend mit Johnson Chitepo.«

Er erkannte, dass der Name uns nicht weiter beeindruckte.

»Sie haben noch nie von Johnson Chitepo gehört?«

»Nein«, sagte Lotter.

»Er ist ein alter Intimus Mugabes«, erklärte Ehrlichmann mit einem Quäntchen von widerstrebendem Respekt. »Er ist die zentrale Figur des simbabwischen Geheimdienstes,

Leiter des Einsatzführungskommandos und der Mann, mit dessen Billigung in Simbabwe ungestraft praktisch jedes beliebige Verbrechen verübt werden kann. Gerüchten zufolge hat er auch die letzten Wahlen manipuliert und steht an der Spitze der Kandidaten für Mugabes Nachfolge als Präsident.«

Genau wie bei seinen Geschichten aus der Wildnis steuerte er geschickt auf die Lösung des Knotens zu.

»Aber um Chitepos heutige Rolle geht es gar nicht. Nein, der Schlüssel liegt in seiner Vergangenheit und in der Geschichte des Landes. Wissen Sie, 1998 brauchte Präsident Laurent Kabila von der DRC dringend eine Armee. Seine ehemaligen Verbündeten, Ruanda und Uganda, hatten sich gerade gegen ihn gewandt und bestürmten seinen Sitz in Kinshasa. Bei seiner verzweifelten Suche nach Hilfe wandte er sich an seinen alten Freund Mugabe. Mugabe entsandte Johnson Chitepo mit einem unmissverständlichen Auftrag: Sieh zu, was für uns dabei herausspringt. Es zeigte sich, dass Kabila bereits die Antwort parat hatte. Zum Dank für die Unterstützung durch Mugabes Soldaten bot er im Gegenzug die Schürfrechte in Mbuji-Mayi. Und wissen Sie, was in Mbuji-Mayi abgebaut wird?«

Wir schüttelten die Köpfe.

»Diamanten«, flüsterte Ehrlichmann.

»Ah!«, sagte Lotter.

Er ließ diese Enthüllung erst einmal auf uns wirken, ehe er nach der Cognacflasche griff und sie über Lotters Glas hielt.

»Nein, danke, ich muss morgen fliegen.«

Ehrlichmann nickte und schenkte sich selbst ein.

Ich war nicht ganz überzeugt von seiner Theorie. »Der Krieg im Kongo liegt zehn Jahre zurück«, wandte ich ein.

»Der Krieg hat nur indirekt damit zu tun. Das war nur der Anfang. Denken Sie an die jetzige Situation. Denken Sie an die prekäre Lage Simbabwes. Denken Sie an Diamanten im Wert von Millionen amerikanischer Dollar, die im Laufe der Jahre aus der Mbuji-Mayi-Mine herausgeholt wurden und für die sich immer weniger Käufer finden. Denn Simbabwe geriet immer mehr in die Isolation. Es gab Sanktionen, das gesamte Auslandsvermögen der simbabwischen Minister wurde eingefroren, und der Kimberley-Prozess macht es sehr schwierig, einen Markt für ihre schmutzigen Steine zu finden. Auch der internationale Terrorismus spielt eine entscheidende Rolle. Das Problem ist nämlich, dass eine Verbindung zwischen der Mbuji-Mayi-Konzession und der al-Qaida besteht.«

»Das soll wohl ein Witz sein«, erwiderte Lotter.

Ehrlichmann schüttelte den Kopf. »Keineswegs. Damals, 1998, standen Mugabe und Chitepo vor einem großen Problem: Sie verfügten nicht über das Knowhow, die Diamanten zu schürfen. Doch in Afrika zieht Aas unweigerlich die Aasgeier an. Und hier kommt nun Mister Sayyid Khalid bin Alawi Macki ins Spiel, ein Geschäftsmann und Minenmagnat aus Oman, der jegliche technische Expertise für die Aufgabe besaß. Innerhalb einer Woche wurde ein Jointventure zwischen Osleg, dem Geschäftszweig des simbabwischen Militärs, der simbabwischen Regierung und Macki auf die Beine gestellt. Wobei unser Mister Macki offenbar derjenige mit den Beziehungen zur al-Qaida ist. Mit Hilfe seiner zahlreichen Firmen wäscht er nicht nur Geld

Ich fragte ihn nach den Tieren.

Er erzählte, er habe bereits vor einem Jahr durch das Buschtelefon erfahren, dass Diederik Brand, Wohltäter der simbabwischen Farmer, sehr gerne einen Bullen und eine Kuh hätte. Als er die Tiere im Juni aufspürte, kaum zwanzig Kilometer von unserem Standort entfernt, war ihm klar, dass sie nur geringe Überlebenschancen hatten. Spitzmaulnashörner wurden intensiv gewildert, systematisch und mit Wissen der simbabwischen Polizei. Deswegen hatte er Diederik auf Umwegen mitgeteilt, er würde ihm helfen, die Tiere bis zur Grenze zu schaffen,

wenn er die Operation finanziere. Als Diederik sich einverstanden erklärte, war Cornél van Jaarsveld als Helferin die erste Wahl gewesen, weil sie sich mit der Betäubung von Wild bei Transporten auskannte. Er hatte ihre Visitenkarte herausgesucht und sie angerufen.

»Wann war das?«, fragte ich.

»Anfang Juli. Zwei Tage nach unserem Telefonat war sie hier

Floh hatten knapp drei Monate und eine Viertelmillion Rand zur Verfügung gestanden, um die Aktion auf die Beine zu stellen. Möglicherweise auch die Zusammenarbeit mit Johnson Chitepo und den simbabwischen Behörden, um die Plastikhalter anfertigen zu lassen, die Straßenblockaden zu manipulieren und unbehelligt die Grenze zu passieren. Falls Ehrlichmann recht hatte.

»Ich habe die Nashörner beobachtet, wir vereinbarten ein endgültiges Datum für das Einfangen, und letzte Woche war es schließlich so weit. Sie hat die Tiere mit Pfeilen betäubt, wir haben sie verladen, und weg war sie. Ziemlich unspektakulär im Grunde. Und die beiden Spitzmäuler waren in hervorragendem Zustand, als sie mit ihnen von hier aus losgefahren ist.« Er deutete mit einem Finger auf die schmale, unbefestigte Straße, die aus dem Lager hinausführte.

»Als sie losgefahren ist?«, fragte ich.

»Richtig.«

»Sie hatte keinen Fahrer?«

»Sie sagte, in Kwekwe würde ein Ersatzfahrer auf sie warten. Das liegt ungefähr hundertfünfzig Kilometer von hier entfernt.«

43

Jeder Mensch besitzt eine individuelle Eigenart in seinem Gang, wodurch seine Trittsiegel eine typische »Signatur« aufweisen.

Die Kunst des Spurenlesens: Einführung

Ich konnte nicht schlafen. Ich lag im Zelt und lauschte den Geräuschen Afrikas, erkannte das Heulen eines Schakals.

Alle anderen Laute waren undefinierbar – Vögel, Insekten, Nachttiere,

Bevor wir das heruntergebrannte Lagerfeuer endgültig verließen, hatte ich Ehrlichmann noch zwei Fragen gestellt. Erstens, ob Floh jemals von ihrem Zuhause oder ihrer Herkunft erzählt habe.

»Merkwürdig, dass Sie mich danach fragen«, antwortete er. »Denn in der Nacht, bevor wir die Nashörner fingen, habe ich mich genau danach erkundigt. Da deutete sie auf ihre rote Tasche und erwiderte: ›Das ist mein Zuhause.‹ Nein, sagte ich, ich meinte, wo sie aufgewachsen sei. Da stieß sie ein raues Lachen aus und antwortete: ›Im Fegefeuer.‹ Was sie damit meinte, blieb mir unklar.«

Dann fragte ich ihn nach Diederik Brand und den Kvaerner-Kisten.

»Nun …«, sagte er und schaute in sein Glas, als enthalte es etwas Bedeutsames, »das ist eben Afrika.«

Ob er gewusst habe, dass es Waffen seien?

»Ja, ich wusste es.«

Wohin diese Kisten unterwegs gewesen seien?

Da stand er auf, schon etwas unsicher auf den Beinen, und sagte zu mir: »Kommen Sie.«

Er nahm eine Öllaterne von einem der Tische und stapfte durch den Staub davon. Ich folgte ihm, Lotter blieb sitzen.

Sein Weg führte ihn weg von den Zelten und den Hügel hinauf. Hinter dunklen Dornakazien und einem Felsvorsprung, versteckt im schwarzen Schatten der Bäume, lagen zwei niedrige Wellblechcontainer, wie Baugesellschaften sie oft als provisorische Arbeitsunterkünfte nutzten. Sie waren schmutziggrün gestrichen, wobei man die lieblosen Pinselstriche noch deutlich erkennen konnte. Die Flügeltüren des einen standen offen. Im schwachen Licht der Öllampe erkannte ich zwei Land Rover, von denen einer auf Holzklötzen stand. Ersatzteile, alte Reifen, Werkzeug. Ehrlichmann ging auf die andere Hütte zu, ließ mich die Lampe halten, holte einen Schlüsselbund aus der Hosentasche,

Unter der Plane stapelten sich die Kisten.

»Hier sind sie.«

Ich sah sie mir an. Die Deckel zweier Kisten waren lose, alle anderen noch fest verschlossen. Ehrlichmann hob einen Deckel an. Die Gewehre waren in Styropor verpackt. Zwischen ihnen klafften Lücken, wo bereits Waffen entnommen worden waren.

»Sollen sie verkauft werden?«

»Wollen Sie eine?«

»Hängt vom Preis ab.«

»Bedienen Sie sich. Sie kosten nichts.«

Ich starrte ihn an. Er grinste über mein ungläubiges Gesicht, bückte sich, nahm eine MAG7 heraus, öffnete eine andere Kiste, griff nach einer Schachtel Munition und drückte mir alles in die Arme. Dann zog er die Plane wieder herunter und verließ die Hütte. Draußen stellte er die Lampe auf den Boden und schloss umständlich ab. Dann kehrten wir zurück. Auf halbem Wege blieb er stehen, hielt die Lampe hoch und sah mich an. »Sie sind schon erstaunlich, wissen Sie. So rechtschaffen«, sagte er ohne jeden sarkastischen Unterton, sondern als reine Feststellung. Bevor er weiterging, drehte er sich noch einmal zu mir um. »Ich glaube aber, dass Sie Ihre eigenen Dämonen haben.« Er hob die andere Hand und für einen kurzen, surrealistischen Augenblick glaubte ich, er wollte mich schlagen. Doch er löste nur seinen Pferdeschwanz und schüttelte den Kopf, so dass ihm die Haare locker auf die Schultern fielen. Dann sagte er: »Ich verteile die Gewehre. Unter meinen Farmer-Freunden. Den wenigen, die noch übrig sind. So hat Diederik es gewollt. Deswegen hat er sie mir überlassen.«

Dann drehte er sich langsam um und kehrte ans Lagerfeuer zurück. Er wünschte Lotter eine gute Nacht, nahm seinen

Stab,

Und jetzt lag ich im Zelt, lauschte und dachte an Nachttiere und geheimes Leben. An Wahrnehmungen. Und an die Geschichten, die durch sie entstanden und beim Weitererzählen häufig ausgeschmückt wurden. An die Schicht Tarnfarbe, die wir so geübt und geschickt auf unsere Fassade auftrugen, dass die Pinselstriche meist unsichtbar blieben.

Diederik Brand. Der alte Halunke. Der Bauernfänger. Ein »Original«, wie Lourens le Riche und Lotter ihn beschrieben hatten. Er war also doch nicht der Schwarze Schwan, für den ich ihn gehalten hatte. Nein, Grau war seine Farbe, gerade hell genug, um das gutherzige Bo-Karoolächeln hervorzulocken, das besagte: »Ja, ja, der Diederik.« Ich vermutete, dass er dieses Bild bewusst geschaffen hatte. Seine Vergehen berührten immer nur die Grenze der Illegalität, so dass sie gerade noch gesellschaftlich toleriert wurden. Ich dachte daran, was Emma von ihren Kunden und deren Produkten zu sagen pflegte: Es war seine einzigartige Verkaufsstrategie, die ihn aus der Masse hervorhob. Seine Masche.

Verbarg er seine philanthropischen Züge bewusst vor Loxton, die Hilfsflüge für die Farmer in Simbabwe, das Geschenk einer Sendung MAG7-Schrotgewehre, weil dies sein selbstgeschaffenes Bild verändert und ihn womöglich weniger interessant hätte erscheinen lassen?

Sehr merkwürdig. Der wahre Diederik Brand möge sich bitte erheben. Oder war er das im Grunde, diese Summe der Gegensätze, dieser Mann, der so selbstzufrieden die ruhig weidenden Nashörner betrachtet hatte, denn sein Geld hatte sie gerettet, sein Einsatz, seine Notlügen und Fälschungen.

Und dann Ehrlichmann mit seiner Löwenmähne, den Armbändern und dem Wanderstab. Ein eigener Typ, auffällig, pompös, seine Persönlichkeit noch verstärkt und geschliffen durch seine Weisheiten, die Manierismen, den Tonfall, die Stimme, die spannenden Geschichten. Ich misstraute von Natur aus solchen

Ich glaube, Sie haben Ihre eigenen Dämonen. Damit konnte er Verschiedenes andeuten: dass er auch seine eigenen hatte. Dass er über die Einsicht – und das Interesse – verfügte, meine zu erkennen. Dass er nicht urteilte. Eigenschaften, die ihn viel interessanter und sympathischer machten als seine aufgesetzte äußere Erscheinung. Was mich zu der Frage brachte: Warum das alles?

Die Antwort war dieselbe wie bei Diederik: weil er unbedingt auffallen wollte.

Emmas Theorie besagte, dass dieses Bedürfnis hinter allen Markenprodukten steckte – der Wunsch des Menschen, sich aus der Uniformität der Masse

hervorzuheben. Wir versuchten, durch alles, was wir kauften, ein Bild zu erschaffen, ein Plakat unserer selbst, das wir der Welt vorhielten und das aussagte: Das bin ich. Emma fand dieses Konzept interessant und aufregend. Für mich war es deprimierend, weil wir dadurch nicht mehr über unser Verhalten, sondern über unseren Besitz definiert wurden. Dies war der Motor der Konsumgeilheit, der Oberflächlichkeit und der Gier, der Ursprung aller Lügen und Mauscheleien.

Dies, so dachte ich, war auch das Motiv von Floh van Jaarsveld. Im Besitz suchte sie Erlösung von ihrer herzzerreißenden Geschichte, den Verletzungen, der Erniedrigung. Ich dachte daran, wie wir im Lkw über reiche Afrikaner gesprochen hatten. *Sie sind aber nicht alle so*, hatte Floh eingewandt. Denn sie wollte so gerne selbst dazugehören. Sie glaubte, das würde ihren Schmerz lindern.

Sie war so erstaunlich zielstrebig, so unbarmherzig in ihrem Betrug. Ich sah sie vor mir, bei dem Elefantenzensus, in ihrer engen Kleidung, emsig, emsig, emsig auf der Suche nach Chancen, nach Kontakten. Den Nutzlosen zeigte sie die kalte Schulter, den Nützlichen herzliche Sympathie.

Sie hatte mich und vor allem Lourens geschickt manipuliert, uns mit ihren Anspielungen und ihrer Annäherung unmerklich

Und dann der Diebstahl meiner Glock. War es die kurze Unterbrechung bei den Harleyfahrern gewesen, die sie erkennen ließ, dass ich sie suchen würde? So dass sie auch dagegen Vorkehrungen treffen musste?

»Sie hat so viel Potential«, hatte Ehrlichmann geseufzt. Doch es war weit mehr als das. Sie hatte die ganze Operation angezettelt, geplant und ausgeführt.

Ich fragte mich, was Floh tun würde, wenn sie erkannte, dass das viele Geld ihre Wunden nicht heilen konnte.

44

Die Erschießung gefährlicher Tiere sollte erfahrenen Rangern überlassen werden, die wissen, was sie tun.

Die Kunst des Spurenlesens: Gefährliche Tiere

Wir frühstückten allein. Chipinduka, der Fahrer des Land

Rovers, sagte: »Shumba ist spazieren gegangen. Er lässt Sie grüßen und Ihnen ausrichten, dass Sie hier jederzeit willkommen sind.«

»Geht er viel spazieren?«, fragte Lotter.

»Jeden Morgen und jeden Nachmittag.« Chipinduka zog etwas aus seiner Brusttasche. »Shumba hat gesagt, ich soll Ihnen das hier geben.«

Es war eine sandfarbene Visitenkarte mit einem Trittsiegel darauf. *Cornél van Jaarsveld.* Dazu eine Freemail-Adresse und eine Handynummer. Nicht die, die mir Lourens gegeben hatte.

Ich hörte, wie Lotter Chipinduka fragte: »Was bedeutet ›Shumba‹?«

»Kennen Sie sich mit Tierfährten aus?«, fragte ich.

»Ja.«

Ich zeigte ihm Flohs Karte. »Dieses Trittsiegel. Welches Tier ist das?«

Er sah sich den Abdruck genau an. »Ich glaube, das ist die braune Hyäne.«

»Die *braune* Hyäne?«

»Ja. Sie ist nicht wie die anderen.«

»Warum?«

»Sie ist eine Einzelgängerin.«

Als Lotter die Verankerungen der RV7 löste, fragte er: »Und, wohin geht die Reise?«

Ich musterte die sehr kurze Startbahn und die umgebenden Hügel. »Erst mal müssen wir den Aufstieg überleben.«

»Und wenn uns das wie durch ein Wunder gelingen sollte?«

»Könntest du mich dann bitte in Jo'burg absetzen?«

»Glaubst du, sie ist dort?«

»Nein, wahrscheinlich nicht. Aber dort ist mein letzter Anhaltspunkt.« Inkunzi, der sich an Floh gelehnt und ihr etwas ins Ohr geflüstert hatte.

»Und du hast eine Rechnung zu begleichen.«

»Die muss womöglich noch warten.«

Er zog die Augenbrauen hoch.

»Eventuell muss ich mich zwischen Information und Satisfaktion entscheiden. Gar nicht so einfach.«

»Das ist mir schon an dir aufgefallen«, sagte er und begann mit der Inspektion der Maschine. Die beiden Shonas beobachteten ihn äußert interessiert. »Lust auf eine Spritztour?«, fragte Lotter Chipinduka.

Breites, weißes Lächeln, Kopfschütteln. »Wir sind doch nicht verrückt.«

»Ihr nicht«, bemerkte ich.

Sie lachten.

Er war noch immer irritierend fröhlich. »Schon mal ein Wunder erlebt?«

»Eigentlich nicht.«

»Dann wird das wohl dein großer Moment …«

Das Wunder geschah, aber ich wusste nicht, wie, denn ich hielt die Augen geschlossen.

Als wir unsere Flughöhe erreicht hatten und Lotter seine Dialoge in Luftfahrtsprache beendet hatte, fragte ich ihn, ob er sich schon einmal als Tier betrachtet hätte.

»Was soll dieses Weibergequatsche?«, fragte er in perfekter Arnold-Schwarzenegger-Imitation zurück.

»Scheint eine neue Mode zu sein. Shumba, der Mähnenlöwe, Floh, die braune Hyäne. Ein Mann namens Snake wurde bei dem Überfall getötet, und ich bin unterwegs, um Inkunzi, dem Bullen, einen Besuch abzustatten. Was ist mit den Leuten los?«

»Ich nehme an, das gehört zu unserer Kultur«, antwortete Lotter philosophisch. Dann, ein paar Minuten später: »Hast du mal Laurens van der Post gelesen, den Naturalisten?«

»Nein.«

»Er hat über die Begegnung eines kleinen Mungos und einer zwei Meter langen Kobra geschrieben …«

»Und?«

»Das erinnert mich irgendwie an dich. Und du bist nicht die Kobra.«

»Hat der Mungo gewonnen?«

»Weiß ich leider nicht mehr.«

Um kurz nach zwölf landeten wir in Lanseria. »Ich lass dich vor den Hangars raus, denn ich muss tanken. Übrigens, ist das eine Knarre in deiner Tasche?«

Er hatte am Abend zuvor nichts gesagt, als ich mit der MAG7 und der Munition zusammen mit Ehrlichmann zurückgekehrt war.

»Dann behaupte einfach, wie kämen aus Musina, denn wir wollen schließlich nicht, dass du durch den Zoll musst.«

»Danke, Lotter.«

Er schüttelte mir die Hand. »War mir ein Vergnügen. Und ich habe wieder etwas dazugelernt.«

»Ich könnte dasselbe sagen, mal abgesehen von dem Buschflugplatz in Simbabwe.«

Er lachte. »Viel Glück, mein Freund. Und wenn das alles vorbei ist, ruf mich mal an. Bin gespannt, wie es weitergeht.«

Bei der Autovermietung fragte ich, ob sie einen Ford

hätten.

»Einen Ford?«, fragte die Angestellte, als hätte ich ihr einen unsittlichen Antrag gemacht.

»Ja, bitte.«

»Warum?« Tiefes Misstrauen.

»Ich mag Fords.«

Sie warf einen verstohlenen Blick auf mein lädiertes Gesicht, während sie ihren Rechner suchen ließ. »Ich kann Ihnen einen Ikon geben.«

»Vielen Dank.«

Sie hielt meinen Ausweis gegen das Licht, um seine Echtheit zu überprüfen. Der Preis für meine Loyalität zu Ford. Und die sichtbaren Wunden.

Ich fuhr in Richtung Sandton. Auf den verstopften Autobahnen ging es nur zäh voran. Ich fragte mich, wann der Gautrein, die geplante Zugverbindung zwischen dem OR-Tambo-Flughafen und der Stadt, endlich fertig sein würde, denn das Einzige, was mich an Johannesburg störte, war der Verkehr.

Beim Holiday Inn in Sandton wurde ich weder wegen meines Autogeschmacks noch wegen meines Aussehens

diskriminiert und erhielt ein Zimmer mit Straßenblick im zweiten Stock. Nachdem ich meine Reisetasche auf das Bett gestellt hatte, zog ich Flohs Visitenkarte heraus und rief sie vom Hoteltelefon aus an.

Meine Arbeitgeberin war eine Frau mit vielen Talenten, aber am meisten beeindruckte mich immer wieder ihr unerschöpfliches Reservoir an Möglichkeiten, das Wort *fok* auszusprechen. Sie benutzte es vier Mal im Laufe meines Berichts, jedes Mal mit einer anderen Intonation und Bedeutung. Zuletzt, als ich zu der Stelle mit den Diamanten kam, klang es lang und gedehnt, was bedeutete, dass sie von Flohs Unternehmergeist zutiefst beeindruckt war.

»Deswegen würde ich mich gerne mal mit Inkunzi unterhalten. Er ist das letzte Verbindungsglied.«

»Du willst dich mit ihm unterhalten?«

»Dabei werde ich ihm unter anderem höflich klarmachen, dass die Mitarbeiter von Body Armour gerne in Ruhe gelassen werden wollen.«

»Und das soll ich dir glauben?«

»Jeanette, Nicolas Wildtransporter … Inkunzi und seine Leute könnten sich das Kennzeichen notiert haben. Wenn sie uns kriegen wollen, werden sie es. So gerne ich auch

sein Gesicht ein wenig verschönern würde, das wäre einfach nicht sinnvoll. Lourens und ich wären unseres Lebens nicht mehr sicher.«

»Jesses«, sagte sie. »Es geschehen noch Zeichen und Wunder: Lemmer hat das Wort ›sinnvoll‹ benutzt.«

»Wenn Lourens oder Nicola etwas zustoßen würde … Loxton würde mir niemals verzeihen. In erster Linie will ich aber meine Glock wiederhaben.«

»Hmmmm …«, brummte sie. »Und was bringt dich auf die Idee, dass Inkunzi mit dir reden würde?«

»Ich habe einen Plan.«

»Erzähl.«

Ich tat es. Als ich fertig war, fragte sie: »Das nennst du einen Plan?«

»Meine Idee lautet, dass du zurück in die Pampa fährst und die ganze Sache auf sich beruhen lässt. Aber ich weiß, dass du das nicht tun wirst. Ich werde seine Adresse für dich ausfindig machen. Brauchst du sonst noch etwas?«

»Ja. Eine Visagistin. Mein Gesicht ist augenblicklich ein wenig auffällig.«

»Ich werde sehen, was ich für dich tun kann.«

45

Da sie sich darauf verlassen, dass sie durch ihre Tarnung unentdeckt bleiben, sind Puffottern für die meisten gefährlichen Schlangenbisse verantwortlich.

Die Kunst des Spurenlesens: Gefährliche Tiere

Ich fuhr zu der Adresse, die mir Jeanette per SMS geschickt hatte. Eine Villa im Stadtteil Gallo Manor, nur einen Steinwurf vom Johannesburger Countryclub entfernt, am Ende einer Sackgasse gelegen. Große Bäume auf dem Bürgersteig, eine verputzte, zwei Meter hohe Mauer, ausnahmsweise ohne Starkstromzaun darauf, das Haus fast unsichtbar dahinter. Jenseits der Mauer waren Sträucher, Bäume und wuchernde Rankpflanzen erkennbar. Sie deuteten auf einen üppig bewachsenen, gepflegten, schattigen Garten hin.

Auf dem mit Videokamera bestückten Schiebetor verkündeten zwei Schilder, dass das Anwesen von einem privaten Sicherheitsdienst geschützt wurde: *Python Patrols Alarms & Armed Response*, und: *Python CCTV – Your 24/7 security eye.*

Mit der Alarmanlage hatte ich gerechnet und sie in meinen Plan mit einbezogen. Die Kamera bedeutete ein zusätzliches Risiko, aber kein unüberwindliches Hindernis.

Ein Patrouillenfahrzeug einer privaten Sicherheitsfirma fuhr *Eagle Eye.* Weitere Tiernamen. Vielleicht hatte Lotter recht, und sie waren in unserer Kultur verwurzelt.

Ich wendete am Ende der Straße, tat so, als suche ich eine Adresse, kehrte wieder um und sah mir noch einmal alles ganz genau an. Dann fuhr ich fort. In diesem Viertel war es viel zu auffällig, das Haus zu observieren. Darin lag mein größtes Problem.

In Sandton City kaufte ich eine Digitalkamera, eine Panasonic FX37, eine Energizer-Stirnlampe mit Rotlichtfunktion, eine Baseballkappe, ein billiges Plastikbrillengestell, ein Paar dünne Lederhandschuhe und ein Buch über Trickbetrüger.

Am späten Nachmittag klopfte die Visagistin an meine Hotelzimmertür. Ihr Name war Wanda, und sie hatte Sinn für Humor. Mit einem Blick auf mein Gesicht bemerkte sie: »Ich hoffe, der andere sieht schlimmer aus.«

Sie ließ mich auf dem hohen Klappstuhl Platz nehmen, den sie mitgebracht hatte. Ihren Aluminiumkoffer mit Pinseln, Pudern, Farben und Lippenstiften legte sie auf mein Hotelbett. Sie stellte sich dicht neben mich – eine attraktive Frau Mitte dreißig mit rundem Engelsgesicht, dunklen Haaren und sanften Augen betupfte mein Gesicht mit einem kleinen runden Puderkissen. Sie duftete angenehm.

»Woher kennst du Jeanette?«, fragte ich sie.

»Wir hatten ein Verhältnis«, antwortete sie ganz offen.

»Bist du geschieden?«

»Nein, so geboren. Und du?«

»So zurechtgehauen.«

Sie lachte, tief und wohlklingend.

Als sie fertig war und einen Schritt zurücktrat, um ihr Werk zu begutachten, sagte sie: »Du darfst dir nicht übers Gesicht reiben. Du darfst nicht schwitzen, an niemandem entlangstreichen, dich nicht kratzen, wenn es juckt. Vor dem Schlafengehen kannst du alles mit Wasser und Seife

abwaschen.« Dann hielt sie mir den Handspiegel hin, damit ich mich betrachten konnte.

»*Bad* Pitt«, erwiderte sie lachend und packte ihre Utensilien ein.

»Hat Jeanette dir erklärt, dass wir dich vielleicht mehrere Tage lang brauchen?«

»Hat sie. Da ich normalerweise spätnachmittags frei habe, ist das kein Problem.«

»Was machst du normalerweise?«

»Ich arbeite freiberuflich. Meistens fürs Fernsehen.«

»Auch schon mal bei *7de Laan*?«, fragte ich hoffnungsvoll.

»Nein. Bist du ein *7de Laan*-Fan?«

»Definitiv.«

Ungläubig schüttelte sie den Kopf. »Es geschehen noch Zeichen und Wunder«, sagte sie, und ich fragte mich, was Jeanette ihr über mich erzählt hatte.

Ich trug ihr den Klappstuhl zum Auto, verabschiedete mich, ging auf mein Zimmer, zog die Gardinen zu und probierte

die Panasonic-Kamera in der fast völligen Dunkelheit aus. Zehn Megapixel und fünffacher optischer Zoom, dazu ein intelligenter, idiotensicherer Auto-Modus, der praktisch alles für einen erledigte, sobald man ein Motiv vor die Linse bekam.

Genau das, was ich haben wollte.

Dann holte ich die Gelben Seiten aus der Schublade und suchte nach einem Taxiunternehmen, das in Sandton arbeitete.

Das *Bull Run* war eine angenehme Überraschung. Es lag gegenüber der Börse, direkt neben dem Balalaika-Hotel. Die Einrichtung war nüchtern und geschmackvoll: schlichte Backsteinmauern, ein offener Kamin sowie eine Fleischtheke, an der man frisches Fleisch für zu Hause kaufen konnte.

Gegen halb sieben waren die Tische etwa zur Hälfte besetzt. Ein Platz am Tresen bot den besten Überblick über das Restaurant, wäre aber zu auffällig gewesen. Ich bat um einen Tisch in der Ecke. Die junge Kellnerin, in weißer Bluse und schwarzer Schürze, warf einen neugierigen Blick auf meine schwarze Sporttasche und brachte mich zu meinem Platz. Ich setzte mich mit

Julius »Inkunzi« Shabangu war nicht da.

Ich fragte, ob sie Birdfield-Traubensaft hätten, aber die Kellnerin verneinte. Ich bestellte Salat mit durchgebratenem Haloumi-Käse und einen roten Grapetiser und fragte die Kellnerin, wann das Restaurant schloss. Das käme darauf an, antwortete sie. Normalerweise erst spät, gegen ein Uhr.

Ich las in dem Buch und fragte mich, ob ich mit dem Autor Kontakt aufnehmen und ihm mitteilen sollte, dass es eine neue Generation von Trickbetrügerinnen gab.

Der Grapetiser kam, später der Salat. Ich bestellte ein Pfeffersteak, medium, und fügte hinzu, sie könnten sich ruhig mit dem Servieren noch Zeit lassen.

Keine Spur von dem Bullen.

Gegen halb neun war der Laden voll. Zwei große Tische waren mit Geschäftsleuten belegt, hier und da saßen Familien oder Paare, und dann gab es noch ein paar kleinere Gruppen von Arbeitskollegen sowie einige Sechsertische mit lachenden, schwatzenden Twens, schwarz und weiß, ganz locker im Umgang, als hätte es die Apartheid nie gegeben. In den Einkaufszentren und auf den Straßen konnte man dasselbe beobachten, als verkörpere diese Stadt eine Vision dessen, was aus unserem Land werden konnte, wenn die dunklen Schatten der Armut irgendwann überwunden wären.

Das Steak war perfekt, die Pommes frites waren heiß und

frisch, die Beilage aus Mais und gebratenem Paprika war nicht ganz mein Geschmack.

Ich befürchtete allmählich, er würde nicht mehr auftauchen.

Doch um zehn vor neun betraten Inkunzi und seine Entourage das Restaurant – vier junge Frauen, drei Männer. Einen von ihnen erkannte ich wieder. Er hatte zu denen gehört, die in der Waterberg-Nacht auf mich eingetreten hatten.

Die MAG7 lag darin. Für alle Fälle.

Sie lärmten. Lachten, redeten, prahlten. Führten sich auf, als seien sie hier zu Hause.

Ich verzehrte mein Hauptgericht, lehnte ein Dessert ab, bat um die Rechnung und bezahlte am Tisch.

Ich hob die Tasche auf, schwang sie über die Schulter, so dass ich das Gewehr jederzeit hätte greifen können, und ging ruhig hinaus, ohne sie anzusehen.

Sein Auto war nicht schwer zu erkennen. Ein schwarzer BMW X5 mit auffälligen Felgen. Das Kennzeichen lautete INKUNZI. Ein bescheidener Mann.

Nirgendwo waren Bodyguards oder Wachtposten zu sehen. Ich setzte mich an den Springbrunnen am Village Walk, rief mit dem Handy bei dem Taxiunternehmen an und bestellte einen Wagen. Ich holte die Baseballkappe aus der Tasche, zog den Schirm tief ins Gesicht und setzte die Brille auf. Zehn Minuten später kam das Taxi. Ich stieg ein und bat den Fahrer, sich so hinzustellen, dass ich das Innere des Restaurants beobachten konnte.

»Das Taxameter läuft«, gab er zu bedenken.

»Lassen Sie es laufen.«

Ich nannte ihm Inkunzis Adresse. »Wissen Sie, wo das ist?«

Er zeigte auf das Navi an der Windschutzscheibe. »Ich weiß, wo alles ist«, sagte er und gab die Adresse ein. Das Instrument zeigte an, dass das Haus 6,9 Kilometer von unserem Standort entfernt lag, errechnete Fahrzeit: vierzehn Minuten.

»Wenn ich Ihnen das Signal gebe, müssen wir uns beeilen.« *»Yebo.«* Alles schon mal gesehen, alles schon mal gehört. Das war Johannesburg.

Zehn Minuten später fragte er, ob er das Radio einschalten dürfe.

Natürlich, sagte ich. Er schaltete einen Sender mit Kwaito-Musik ein, machte es sich bequem und hörte gelassen zu.

»Ja.«

»Willkommen im Club«, seufzte er.

Um Viertel vor elf sah ich Inkunzi und sein Gefolge auf die Tür zugehen.

»Los!«, sagte ich.

Er ließ den Motor an, fuhr sofort los und folgte den Anweisungen des Navigationsgeräts, rasch und sicher, ohne die Geschwindigkeitsbegrenzung zu überschreiten.

Die Straßen von Gallo Manor lagen still da. Die Anwohner saßen geschützt hinter ihren Mauern und Alarmanlagen.

Unterwegs sahen wir zwei Fahrzeuge von privaten Sicherheitsfirmen auf Patrouille. Keines schenkte uns besondere Beachtung.

»Da drüben«, sagte ich, deutete auf den dunklen Schatten eines der Bäume am Straßenrand und zog meine Tasche heran.

Die Fahrt kostete 265 Rand. Ich gab dem Fahrer 350.

»Kauf ihr ein paar Rosen. Bei mir funktioniert das«, sagte ich, bevor ich ausstieg.

»Sieht zwar nicht so aus, aber trotzdem danke.« Er warf nur einen flüchtigen Blick auf die schwarze Tasche in meiner Hand, schüttelte den Kopf und fuhr los.

46

Um sich einem Tier zu nähern, müssen sich Spurenleser nicht nur vor diesem verbergen, sondern auch vor anderen Tieren, die es warnen könnten.

Die Kunst des Spurenlesens: Grundlagenwissen

Timing war alles. Und ein bisschen Glück.

Ich nahm an, dass Inkunzi über das bestmögliche Alarmsystem verfügte – Weitwinkel-Bewegungsmelder draußen, die kleineren Infrarotsensoren innen. Und ich ging

davon aus, dass er alle Tore per Fernbedienung schloss, sobald er hereinkam.

Ich ging zwei große Risiken ein: dass ein Patrouillenfahrzeug mich bemerkte, bevor er auftauchte, oder dass einer seiner Komplizen mich sah, wenn ich über die Mauer sprang. Dafür benötigte ich ein Quäntchen Glück.

Das Problem war, dass er länger brauchte, als ich gedacht hatte. Ich stand im Schatten eines Jakarandabaums, zwanzig Meter von Inkunzis Mauer entfernt, holte die Handschuhe hervor und streifte sie über. Hängte die schwarze Tasche über die Schulter und wartete. Ich hörte das Rauschen des Verkehrs auf der N1, das eintönige Jaulen einer Autoalarmanlage, ein Motorrad, das mit jedem Hochschalten aufheulte.

Zehn Minuten. Keine Bewegung. Keine Patrouillenfahrzeuge.

Fünfzehn Minuten.

Waren sie noch irgendwo anders hingefahren? Hatten sie jemanden nach Hause gebracht? Oder abgeholt?

Zwanzig Minuten. Mein Glück schien mich im Stich zu lassen.

Zweiundzwanzig Minuten. Scheinwerfer bogen in die

Straße ein.

Ich verbarg mich hinter dem Baumstamm und hoffte, dass er dick genug war.

Die Lichter huschten über mich hinweg und verschwanden. Ich sah mich um. Drei Leute saßen im BMW und warteten darauf, dass das Tor sich langsam öffnete. Ich würde schnell sein müssen.

Das Tor stand offen. Er fuhr rein. Ich rannte los.

Dann sah ich ein weiteres Auto in die Straße einbiegen. Es fuhr langsam. Eine Sicherheitspatrouille?

Ich warf die Tasche über die Mauer, sprang, erwischte die Oberkante, glitt mit den Laufschuhen an der glatt verputzten Wand ab, zog mich verzweifelt hoch.

Oben. Ich rutschte hinüber, ließ mich fallen und rollte mich ab. Das Gelände an der Stelle war zu offen. Ich sprang auf,

Wie viel Zeit hatte ich, bis sie den Alarm wieder aktivierten?

Es war ein massives Haus, modern gestaltet. Drei Ebenen schmiegten sich an das Hanggrundstück. Der tiefste Punkt lag am weitesten von mir entfernt, östlich, ganz hinten. Ich rannte am südlichen Ende des Gebäudes entlang, wo sich vermutlich die kleineren Fenster befanden, die zu

Badezimmern und Abstellräumen gehörten.

Im Inneren des Hauses wurden Lichter eingeschaltet, links von mir, in dem Teil, der dem Eingang am nächsten lag. Ich musste mich weiter von ihnen entfernen.

Ich rannte den gepflasterten Weg dicht am Haus entlang. Fenster, zu hoch, um sie zu erreichen.

Eine Treppe, ich wäre beinahe gestürzt. Ebene zwei. Die Fenster lagen noch immer zu hoch. Meine Zeit lief ab.

Wieder Stufen, die dritte Ebene, erreichbare Fenster, meine Zeit war um. Das erste Fenster, in Brusthöhe, gerade groß genug, um hindurchzuschlüpfen. Ich holte ein T-Shirt aus meiner Tasche, wickelte es um meine Hand und schlug mit voller Wucht gegen die Scheibe. Sie fiel nach innen, ein kurzes Klirren, zu laut für meinen Geschmack. Ich steckte die Hand durch die Öffnung, drehte den Griff, drückte das Fenster weit auf, warf erst das T-Shirt, dann die Tasche hindurch, kletterte hinterher und stieß das Fenster zu.

Ich bemerkte einen Kontaktsensor. War der Innenalarm ausgeschaltet?

Ich befand mich in einer Toilette. Die Tür war geschlossen. Ich kniete mich hin, stopfte das T-Shirt zurück in die Tasche, holte die MAG heraus, lud sie mit sechs Patronen.

Die Sekunden tickten vorbei. Nichts geschah.

Phase eins erfolgreich abgeschlossen.

Hoffentlich.

Doch ich plante, seinen Status geschickt zu meinem Vorteil auszunutzen. Ich musste ihm beweisen, dass er verletzlich war. Dann hatte ich einen Punkt, an dem ich den Hebel ansetzen konnte. Aus diesen beiden Gründen musste ich ihn isolieren, ihm allein gegenübertreten. Was die Sache verkomplizierte.

Ich verließ mich auf zwei Annahmen: dass die Leute sich sicher fühlten, wenn sie von teuren Alarmanlagen geschützt wurden, und dass das Haus einen typischen Grundriss aufwies – Empfangs- und Wohnräume vorne zur Garage hin gelegen, persönliche Räume und Schlafzimmer zur Rückseite hin. Julius' Schlafzimmer musste das größte sein, der Thronsaal.

In diesem Teil des Hauses herrschte Totenstille.

Ich holte die Kamera heraus und schob sie in die Hemdentasche. Dann wickelte ich mir das Band der Stirnlampe um die linke Hand.

Ich reichte mit der Linken hinauf zur Klinke und öffnete vorsichtig die Tür, noch immer tief gebückt.

Ein unbeleuchteter Flur.

Ich schaltete die Lampe auf Rotlicht, um in der Dunkelheit etwas erkennen zu können.

Die Schlafzimmer mussten rechts von mir liegen. Ich schlich los und warf erst einen Blick nach links, wo ich Inkunzi und seine Leute vermutete.

Nichts.

Dann schaute ich nach rechts. Ein langer, dunkler Gang. Ich beleuchtete ihn rasch mit der Lampe. Links und rechts gingen Türen ab.

Sie war geschlossen.

Ein Geräusch hinter mir. Ich presste die Lampe gegen mein Hemd, um den Schein abzuschirmen, fuhr herum, ging in die Hocke und hob die MAG an die Schulter.

Eine Stimme, jemand erschien vorn im Flur, öffnete eine Tür, schaltete das Licht ein und verschwand. Ich rollte mich in die offene Tür, die mir am nächsten war. Ein großes Schlafzimmer. Massives Bett, viele Kissen. Ich lehnte mich

gegen die Wand neben der Tür und lauschte.

Hörte, wie die Tür vorne im Flur wieder geschlossen wurde. Dann herrschte wieder Stille.

Vorsichtig spähte ich um den Türrahmen. Niemand zu sehen. Wollte der Mann nur etwas holen?

Ich wartete fünfzehn Sekunden, dann eilte ich den Flur entlang bis zu der geschlossenen Tür ganz am Ende. Legte die Hand auf die Klinke, drückte sie hinunter. Die Tür schwang auf.

Im Zimmer war es dunkel.

Ich schlüpfte hinein und schloss die Tür hinter mir.

Ein beeindruckender Raum. Nach Norden hin verglast, mit einer Schiebetür hinter einem zarten Gardinenschleier. Draußen funkelten Lichter in einem Swimmingpool. Vor dem Fenster standen ein Sofa, zwei Sessel und ein niedriger Tisch, an der östlichen Wand ein riesiges Bett mit hölzernem Kopfende. Ich beleuchtete es. In das Holz war ein losstürmender Bulle geschnitzt, ein unheimlicher Anblick im Rotlicht. Die südliche Wand bestand aus weißen Lamellentüren. Zwei in der Mitte standen offen und führten in ein Badezimmer, in dem ich vage Marmor und fleckenlosen Stahl erkannte. An der linken Wand hing ein großer Flachbildschirmfernseher mit Dolby-Surround-

System.

An der hinteren Wand stand ein Waffenschrank. Davon würde ich ihn fernhalten müssen.

Ich ging durch die Lamellentür wieder hinaus und öffnete die Türen rechts daneben. Ein weiterer Einbauschrank. Hier und da hingen einzelne Frauenkleidungsstücke, aber der Schrank wurde offenbar nicht oft benutzt. Genau das, wonach ich suchte.

Ich schloss die Tür hinter mir, setzte mich in die Mitte des Raumes, zog die Kamera aus der Tasche, legte sie vor mich auf den dicken weißen Teppich, hielt die MAG im Arm und schaltete die Lampe aus.

Ich würde warten müssen, bis er hereinkam.

47

Scheinangriffe, die vor allem bei alten, einzelgängerischen Bullen vorkommen, werden von ausgestellten Ohren und lautem Trompeten charakterisiert. Der Elefant bleibt in der Regel einige

Meter vor dem Störenfried stehen und zieht sich dann zurück. Wegzulaufen könnte ein tödlicher Fehler sein. Wenn der Elefant zum Scheinangriff übergeht, bleibt man am besten stehen und wartet, bis er ebenfalls stehenbleibt. Dann zieht man sich langsam mit dem Wind zurück.

Die Kunst des Spurenlesens: Gefährliche Tiere

Ich wartete lange.

Um gut zwanzig nach zwölf hörte ich die Zimmertür aufgehen. Er schaltete das Licht ein und schloss die Tür hinter sich. Ich blieb sitzen, das Schrotgewehr auf den Schrankeingang gerichtet.

Lichtstreifen fielen durch die Lamellenzwischenräume. Plötzlich wurde der Fernseher eingeschaltet. Die Übertragung eines

Drei Minuten später fing im Bad Wasser an zu laufen. Klang nach der Dusche. Das perfekte Kameramotiv. Ich ließ ihm noch genügend Zeit, die Wassertemperatur zu regeln und in die Dusche zu steigen. Ich stand auf, nahm

die Kamera, schaltete sie ein und stellte sie auf Automatik. Mit dem Fotoapparat in der linken und der MAG in der rechten Hand verließ ich den Schrank, schloss die Tür zum Flur ab und betrat das Badezimmer.

Inkunzi stand unter der Dusche, mit dem Rücken zu mir. Er seifte sich gerade ein. Breite Schultern, starke Arme, Narben früherer Messerstechereien.

Er sang leise auf Zulu.

Ich hob die Kamera, wartete, bis sie sich automatisch scharf gestellt hatte, und zielte mit der MAG.

»Julius!«, rief ich leise.

Er drehte ruckartig den Kopf. Ich drückte den Auslöser, der Blitz erhellte sein verdutztes Gesicht.

Er fluchte, aus Ärger wurde Wut. Ich machte noch eine Aufnahme, steckte die Kamera ein, hielt das Gewehr in beiden Händen, hob es an die Schulter und zielte auf sein Gesicht. »Ein Schatten aus der Vergangenheit«, sagte ich.

»Was?«, fragte er, denn das Wasser strömte noch immer über ihn. Er hatte sich noch nicht von seiner Verblüffung erholt.

»Dreh die Hähne zu.«

Er brauchte einen Moment, bis er zu sich kam, und stellte dann das Wasser ab.

»Eine zweite MAG7«, sagte ich. »Nicht sehr zielgenau, aber aus dieser Entfernung würde sie dir das Knie glatt wegblasen. Wir werden uns also leise unterhalten, denn wenn ich jemanden draußen vor der Tür höre, werde ich schießen. Verstanden?«

Es war ihm peinlich, so nackt und entblößt dazustehen. Seine geröteten Augen verrieten, dass er getrunken hatte. An seinem leicht geschwollenen Mund und der Nase waren noch die dunklen Blutergüsse unserer letzten Begegnung zu erkennen.

Er ging langsam in die Knie, mit erhobenen Händen. Vernünftig. Er kauerte sich so hin, dass er instinktiv seine Geschlechtsteile schützte.

Mit kaltem Hass sah er mich an. »Du bist ein toter Mann!«

»Das ist ein Thema, über das wir reden müssen, Julius. Niemand braucht von dieser … peinlichen Begegnung zwischen uns zu erfahren. Oh, bevor ich es vergesse …« Ich holte die Kamera wieder heraus ein und machte noch ein Foto.

Er fluchte, lange und blumig.

»Solltest du je auf die Idee kommen, mir oder irgendjemandem aus meiner Bekanntschaft nachzustellen, werde ich diese Fotos im Bull Run und in der Polizeidienststelle von Sandton aufhängen, unter die Scheibenwischer deines X5 klemmen, sie an die Boulevardblätter und jeden deiner Konkurrenten und Helfer schicken und sie ins Internet stellen. Und ich werde allen erzählen, wie leicht es war, den Bullen in seinem Kraal zu zähmen. Wenn du mir jedoch versprichst, dass unser Gespräch vertraulich bleibt, hast du nichts zu befürchten.«

Ich ließ ihm Zeit, darüber nachzudenken, erhielt jedoch keine Antwort. Sein Gesicht war wutverzerrt.

»Komm schon, Julius, du hast einen Ruf zu verlieren. Vor allem, nachdem Floh van Jaarsveld, auch als Cornél bekannt, uns beide an der Nase herumgeführt hat.«

Ich erkannte, dass der Name ihm etwas sagte.

»Die Diamanten waren tatsächlich auf dem Lkw.«

Er glaubte mir nicht. »Du lügst!«

»Erinnerst du dich an die Geschwüre auf der Haut der Nashörner, diese ekligen rosafarbenen Auswüchse? Das war nichts als Plastik, Inkunzi. Und darin steckten die Diamanten. Ich musste gestern bis rauf nach Simbabwe, bevor ich mir auf alles einen Reim machen konnte. Aber du

wusstest von der Fracht. Du solltest dich fragen, wieso ich mir die Mühe machen sollte, heute Abend hierherzukommen, wenn ich von den Diamanten gewusst hätte. Warum sollte ich lügen? Die Wahrheit ist, dass

Er verarbeitete das Gesagte und richtete sich halb auf. »Gib mir den Morgenmantel«, bat er mit nüchterner Stimme und deutete auf das weiße Kleidungsstück, das an einem Haken an der Wand hing. Verhandeln ist ein Geben und Nehmen. Ich warf es ihm zu. Er drapierte den Stoff über sich. »Wie könnten wir uns gegenseitig helfen?« Er lenkte mir zu schnell ein. Ich traute ihm nicht.

»Hilf mir, sie aufzuspüren.«

Er lachte humorlos.

»Was ist so komisch daran?«

»Das ist unmöglich.«

»Nichts ist unmöglich. Woher hast du von den Diamanten gewusst?«

»Ich will mich erst anziehen.«

»Kommt nicht in Frage.«

»Dann wird das eine lange Nacht.«

»Nicht, wenn du dich nicht mehr für die Diamanten interessierst.«

»Ich verhandle nicht in einer Dusche.«

Ich mochte die Dusche. Sie bot ihm keinen Spielraum. Doch ich musste ihm die Möglichkeit geben, seine Würde wiederzuerlangen. Hauptsache, ich ließ ihn nicht in die Nähe des Waffenschranks kommen. »Steig raus«, sagte ich. »Aber schön langsam.«

Er stand auf und zog den Morgenmantel an. Ich zog mich zurück bis in das große Schlafzimmer. Er folgte mir.

»Ich möchte eine rauchen«, sagte er und zeigte auf das Nachtschränkchen, wo ein Päckchen Camel und ein Zippo-Feuerzeug neben einem Schlüsselbund lagen.

Ich nickte, hielt die MAG auf ihn gerichtet und trat zurück bis zum Sofa am großen Fenster. Inkunzi hatte die Gardinen zugezogen. Ich setzte mich. Er klopfte eine Zigarette aus der Schachtel, zündete sie an und setzte sich auf das Bett.

»Nimm den Teppich.« Ich wollte ihm nichts in die Hand geben, womit er werfen konnte.

Wütend blies er Rauch durch die Nase.

»Woher wusstest du von den Diamanten?«

Er zog an der Zigarette und sah sie an, als denke er angestrengt nach. »Mir kommt vieles zu Ohren.«

»Du musst sehr viel gehört haben, denn du wusstest genau, wo du uns finden konntest.«

»Ich habe Leute aus Simbabwe in meiner Mannschaft.«

Meine Mannschaft. Die Sportarten des organisierten Verbrechens.

»Und die hatten von Johnson Chitepo und Floh gehört?«

Beeindruckt sah er mich an. »Du bist gut informiert.«

»Nicht gut genug.«

Er stützte die Ellbogen auf den Knien ab und lehnte sich nach vorn, weg von mir, als müsse er sich konzentrieren. Er zog an der Zigarette und blies den Rauch lange und langsam aus.

»Wir hatten von einer Transaktion erfahren. Über Chitepo und andere. Erst hieß es, die Lieferung komme durch den Krugerpark. Einen Tag vorher hörte ich dann, eine Cornél van Jaarsveld stecke dahinter und sie wollten bei Musina über die Grenze. In einem Bedford. Spät am Abend informierten sie uns, es sei ein Mercedes.«

»Woher wussten sie das?«

»Von dem, den Cornél als Fahrer angeheuert hatte. Aber er konnte erst Bescheid sagen, nachdem er weit genug von euch entfernt war.«

Der Fahrer des Bedford, der Mann mit dem gelben Hemd, den muskulösen Armen und der Zigarette im Mund. Ich zählte zwei und zwei zusammen. »Sie hat ihn in Kwekwe warten lassen, damit sie vorher die Diamanten auf die Nashörner kleben konnte. Deswegen habt ihr nichts davon erfahren.«

Inkunzi nickte nur.

»Keine Ahnung.« Er log. Aber ich ließ es ihm vorerst durchgehen.

»Warum habt ihr uns einfach so gehen lassen, ohne Floh zu zwingen, euch das Versteck der Diamanten zu verraten? Das ergibt doch keinen Sinn.«

Er zuckte mit den Schultern.

»Komm schon, Julius. Warum hast du mich nicht erschossen? Warum hast du Floh nicht ein bisschen gefoltert? Du bist nicht der Typ, der vor Gewalt

zurückschreckt.«

Er hatte die Zigarette fertig geraucht und suchte nach einer Stelle, um die Kippe loszuwerden. Er hatte keine Lust, meine Frage zu beantworten, was meine Vermutung bestätigte.

»Du hast gewusst, wer der Käufer ist, Julius. Du hast gewusst, wohin Floh unterwegs war. Das war der einzige Grund, weshalb du uns hast gehen lassen, damit Plan B in Kraft treten konnte. Wobei Plan B weder so leicht noch so gewinnbringend wie Plan A war …«

»Ich will die Kippe loswerden«, sagte er und zeigte auf das Nachttischchen.

»Aber langsam.«

Er stellte die Kippe vorsichtig neben den Schlüsselbund, sauber mit der Glut nach oben. Dann presste er mit einem Finger auf einen Anhänger am Schlüsselbund, die Alarmanlage über unseren Köpfen heulte los, und er sagte: »Du bist tot.«

Er warf die Schlüssel nach mir, sprang auf und lief auf den Einbauschrank zu.

Ich ignorierte sein Wurfgeschoss, zielte und drückte den Abzug.

Nichts geschah.

Wenn man nicht gerade ein exzellenter Schütze ist und weiß, wann und wo man ein Tier erlegen muss, kann es besser sein, gar nicht zu schießen, denn nichts ist gefährlicher als ein verwundetes Tier.

Die Kunst des Spurenlesens: Gefährliche Tiere

Der Sicherheitshebel der MAG befand sich links neben dem Abzug, aber sie hatte auch noch einen Verriegelungsknopf am Handgriff unter dem Lauf. Den hatte ich vergessen, gewöhnt an meine verlorene Glock, die keinen Sicherheitsmechanismus außer der Trägheit des Abzugs besaß.

In fieberhafter Eile drückte ich den Verschlussknopf des wuchtigen Schrotgewehrs, sprang auf, zielte und sah, wie

Inkunzi die Lamellentür aufriss. Er duckte sich, ich schoss, zu früh. Splitter, Staub, ein großes Loch im Holz. Ich rannte los. Ich musste ihn erwischen, bevor er den Waffenschrank öffnete. Kostbare Sekunden.

Ich musste meine Schüsse zählen, denn ich hatte nur sechs Patronen im Magazin. Jetzt nur noch fünf.

Ich erreichte die Schranktür, er stand da, die große Smith & Wesson Modell 500 in der Hand. Ich ließ mich flach zu Boden fallen, er schoss. Ein ohrenbetäubender Knall, verfehlt. Die Waffe musste er unter einem Hemd versteckt gehabt haben. Ich duckte mich, rollte mich weg, zielte auf die Lampe an der Decke, schoss, rollte weiter.

Noch vier.

Im Zimmer war noch immer Licht. Der Fernseher. Ich drehte mich um, schoss auf den Bildschirm, rollte mich ab.

Plötzliche Dunkelheit. Noch drei Schuss.

Das Telefon klingelte. Der Sicherheitsdienst.

Der Revolver knallte, eine Kugel schlug neben mir ein, ich rollte mich auf das Bett zu, begriff, dass ich in Schwierigkeiten steckte, seine beiden Kumpel kamen angerannt, die Flurtür bot

Die Männer hämmerten laut rufend an die Schlafzimmertür.

Ich drehte mich, zielte auf die Tür. Auf der anderen Seite schrie einer auf und fiel.

Nur noch zwei Schuss.

Ich rollte mich hinter das Bett, sprang schnell auf, durch das Loch in der Flurtür fiel Licht, ich sah Inkunzi in demselben Moment, als er mich sah. Ich hatte keine andere Wahl. Ich schoss ihm in die Brust, er stürzte, schoss ebenfalls, die Kugel schlug in der Decke ein.

Ich schwenkte die MAG zur Flurtür, denn da war noch einer. Nur noch ein Schuss.

Ich hörte Julius röcheln. Das hatte ich nicht gewollt.

Eine Stimme aus dem Flur rief: »Inkunzi?«

Ich kroch über das Bett.

Der Bulle lag auf dem Rücken, ein großes Loch neben dem Herzen. Blut floss pulsierend auf den Teppich.

Dann war er still.

»Inkunzi?«, klang es drängend.

Ich richtete das Gewehr auf die Tür. Ich sah nichts.

Wahrscheinlich bückte er sich oder kniete, um außer Sicht

zu bleiben.

Ich musste hier raus. Ich kletterte über das Bett, nahm Inkunzi die Smith & Wesson aus der Hand, konnte mich nicht erinnern, wie viel Schuss er abgegeben hatte. Ich sprang auf, riss die Gardinen beiseite und öffnete die Verriegelung der Schiebetür.

Hinter mir wurde die Zimmertür eingetreten. Ich wirbelte herum, ein Schatten näherte sich, ich schoss. Er brüllte. Ich hatte ihn getroffen.

Ich warf die MAG rechts gegen die Wand. Er schoss darauf. Ich nahm den Revolver in die rechte Hand, hob die schwere

Ich rannte zur Schiebetür und öffnete sie. Nichts wie raus hier! Die Alarmanlage heulte, das Telefon schrillte. Wie viel Zeit blieb mir?

Ich dachte nach. Meine schwarze Tasche lag noch in der Toilette. Inkunzis Schlüssel auf dem Boden. Ich öffnete das Magazin der Smith & Wesson. Alle fünf Patronen waren abgefeuert worden. Ich warf die Waffe hin, kehrte ins Zimmer zurück. Drinnen herrschte Stille. Ich hob die Schlüssel auf, stieg über die Leichen, rutschte fast im Blut aus und nahm die Waffe des Handlangers an mich. Einer kleiner Revolver, sah aus wie ein Colt. Raus in den Flur. Der, der dort lag, war noch nicht tot. Sein rechter Arm war

weggeschossen. Mit der linken Hand hielt er den Stumpf und versuchte, die Blutung zu stillen.

»Hilf mir!«

Es war einer von denen, die bei dem Überfall auf mich eingetreten hatten. Er starrte mich mit zusammengekniffenen Augen an, erkannte mich und griff plötzlich nach seiner Pistole, die auf dem Teppich lag.

»Nein«, sagte ich.

Er wusste, dass es um sein Leben ging. Seine Finger umklammerten den Kolben.

Ich schoss ihm ins Herz.

Dann warf ich den Colt voller Ekel und Wut weg, denn so hatte ich es nicht geplant, das hatte ich nicht gewollt.

Ich rannte den Gang entlang, in die Toilette rein, griff nach meiner Tasche und stürzte davon. Ich suchte die Garage und fand eine Tür, die von der großen, modernen, sauberen Küche aus direkt hineinführte.

Das Telefon hatte aufgehört zu klingeln. Ein schlechtes Zeichen.

Ich suchte den Türöffner am Schlüsselbund. Vier Knöpfe. Ich drückte den roten. Die Alarmanlage schwieg.

Dann drückte ich nach und nach auf die anderen Knöpfe.

Ich war unbewaffnet. Falls der Sicherheitsdienst anrückte …

Raus aus dem Tor, auf Drive schalten und weg.

Das Fahrzeug des Sicherheitsdienstes kam mir mit heulender Sirene entgegen.

Ich trat aufs Gaspedal. Zog die Mütze ins Gesicht.

Vorbei.

Ich beobachtete sie im Rückspiegel.

Sie bogen in die Einfahrt des Bullen ein.

»*Fok!*«, stieß Jeanette Louw hervor. Mit dem Ausdruck tiefer Abscheu.

In meinem Hotelzimmer hielt ich das Handy ans Ohr und erwiderte nichts.

»Wo ist der Scheiß-BMW jetzt?«

»Steht vor dem Bull Run.«

Ihre Stimme wurde weicher. »Du weißt, dass du nichts als Ärger bedeutest.«

»Ja, ich weiß.« Aber ich war nicht scharf auf Ärger. Ich zog ihn magisch an.

(Eine Chaostheorie)

19. September bis 11. Oktober 2009

Man sollte so leben, dass jeder Tag seine Spuren hinterlässt.

Tagebuch von Milla Strachan,

27. September 2009

Fotokopie: Tagebuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 19. September 2009

Komme nicht weiter mit meinem Buch. Die Geschichte ist zu unbedeutend, zögerlich, ängstlich. Genau wie meine Art zu leben.

Von:

An:

Cc:;

Gesendet: Samstag 19. 09. 2009, 11:31

Vermerk: dringend

Operation Shawwal

Quinn

Zu Ihrer Information: Ab sofort wird die Überwachung des Höchsten Rates, der Restless Ravens und Julius Shabangus sowie unsere Angelexpedition in der Walvis Bay unter dem Namen »Operation Shawwal« laufen. Sie steht im Mittelpunkt unserer Aufmerksamkeit und genießt höchste Priorität. Kurze tägliche Berichte sind unbedingt erforderlich.

Ferner:

1. Machen Sie Reinhard Rohn klar, dass die Zeit drängt. Ihm stehen sechs Mitarbeiter zur Verfügung, aber hat er einen detaillierten Plan? Er soll einen aufstellen und wird von Ihrer Seite jedwede benötigte Unterstützung erhalten. Wir müssen diese Waffenlieferung um jeden Preis abfangen.

2. Ich bin nicht zufrieden mit unserem Kenntnisstand über die

3. Wir können es uns nicht leisten, wöchentlich drei Tage

lang Shabangus Anrufe nicht abhören zu können. Wie können wir das ändern?

4. Erbitte bis Mittwoch, 23. September, einen ausführlichen Bericht über die Sicherheitsmaßnahmen im Kapstädter Stadion im Zusammenhang mit dem Fifa-Besuch am 12. Oktober.

(21. September 2009. Montag.)

»Die amerikanische Fußballmannschaft? Das ist reine Spekulation, Tau. Wo sind Ihre Beweise?«, fragte Janina Mentz.

»Wir können nicht die Hände in den Schoß legen, das Risiko ist zu hoch.«

»Was wollen Sie unternehmen? Die Presse informieren?«

»Wir werden mit dem Polizeipräsidenten reden und ihn einweihen müssen.«

»Da können wir uns genauso gut an die Presse wenden.«

»Mevrou, wir dürfen nicht untätig bleiben!«

»Was haben Sie vor, Tau?«

»Verhaften Sie die Mitglieder des Höchsten Rates. Ziehen Sie sie aus dem Verkehr, verwickeln Sie sie in Prozesse, richten Sie einen Scheinwerfer auf sie, der so hell ist, dass der ganze Laden ausgeleuchtet wird.«

»Nein«, erwiderte sie.

»Warum nicht?«, fragte Masilo.

Sie wurde ärgerlich. »Weil wir uns zum Narren machen würden, Tau. Sie sind der Jurist, Sie müssten es doch wissen. Was machen wir, wenn der Richter die Klage abweist? Denn das wird er, das wissen Sie. Wo stehen wir dann? Wir stehen vor höchst unglücklichen Freunden im Mittleren Osten, einem Präsidenten, der jegliches Vertrauen in uns verloren hat, und islamischen Extremisten, die noch tiefer in den Untergrund gehen. Ist es das, was Sie wollen?«

»Auf solch stümperhafte Art?«

»Das ist ungerecht …«

»Wenn Ihre Leute ihre Arbeit gemacht hätten, würden wir nicht so in der Klemme stecken.«

»Meine Leute geben ihr Bestes.«

»Ihr Bestes? Das mit dem Blutbad tut mir leid, Meneer Präsident, dieser Ärger, diese Blamage, aber meine Leute haben ihr Bestes getan. Und jetzt fusionieren Sie uns ruhig mit den anderen Organisationen, denn wir sind genau so unfähig wie der Nationale Geheimdienst.«

»Ach, darum geht es also?«

»Darf ich mal etwas sagen?«, fragte Raj. Er hatte den phlegmatischen Masilo noch nie so erlebt. Es war ihm peinlich.

»Worauf spielen Sie an, Tau?«, fragte Mentz.

»Das war keine Anspielung, ich wollte nur …«

»Ich habe eine Idee«, sagte Rajkumar.

»Und was wollen Sie?«

»Ich wollte nur wissen, wo unsere Prioritäten liegen.«

»Wir können die Schiffe lokalisieren«, warf Rajkumar ein.

»Damit wollen Sie doch nur wieder sagen …« Plötzlich sah sie Rajkumar an. »Was haben Sie gesagt?«

»Wir können die Fischerboote von Consolidated lokalisieren. In der Walvis Baai.«

»Wie?«

»Wir haben ein wenig in ihren Systemen herumgestöbert. Ihre Sicherheitsmaßnahmen sind ziemlich durchschnittlich, was nicht weiter überraschend ist, ich meine, was machen sie schon, sie fangen Fische …«

»Raj!«

»Sie benutzen Lloyds MIU, genauer gesagt das Automatische Identifikationssystem Fleet Tracker oder AIS. Es ist ein Real-Time-System, das heißt, sie loggen sich mit einem Passwort auf der Lloyd-Website ein und können jederzeit sehen, wo

»Wie kommen wir an das Passwort?«

»Wir brauchen ein Tastatur-Registrierprogramm. Aber ich würde sogar noch weitergehen. Ich meine, bei allem Respekt, wir haben sechs Leute dort, aber keine Garantien. Lassen Sie uns aufs Ganze gehen. Wir sollten uns in ihr System hacken und uns einen Überblick verschaffen.«

Mentz dachte lange nach. Dann nickte sie schließlich. »Okay.«

Rajkumar grinste von einem Ohr zum anderen.

Kurz bevor die Männer das Büro verließen, sagte Mentz zu

dem Anwalt: »Ich werde mit dem Minister reden. Über den 12. Oktober.«

50

(25. September 2009. Freitag.)

Operation Shawwal

Mitschrift: Abgehörtes Mobiltelefongespräch, J. Shabangu

Datum und Uhrzeit: 25. September 2009. 12:42

(Unbekannt): Mhoroi, Inkunzi, wie geht's?

JS: Sag du's mir.

(Unbekannt): Ich habe wichtige Neuigkeiten, Inkunzi.

JS: Ja?

(Unbekannt): Sie kommt nicht durch den Kruger-Park, Inkunzi, sondern über Musina, und zwar morgen, Inkunzi, vielleicht morgen Abend.

JS: Mit vielleicht kann ich nichts anfangen, ich will kein Vielleicht, ich will es ganz genau wissen!

JS: Und sie kommen bei Musina über die Grenze? Beitbridge?

(Unbekannt): Nein, Inkunzi, mit der Schmuggelware können sie nicht über einen normalen Grenzübergang. Mein Mann sagt, sie wollen illegal rüber, irgendwo zwischen Beitbridge und der botswanischen Grenze, wir glauben, im Mapungubwe-Nationalpark, das wäre die geeignetste Stelle.

JS: Was heißt das, du glaubst? Was soll der Scheiß?

(Unbekannt): Hör schon auf, Inkunzi, der Colonel hat meinem Mann nicht gesagt, wo. Aber es gibt nicht viele Straßen für einen so großen Lkw auf eurer Seite. Schau auf der Karte nach.

JS: Und du bist sicher, dass es ein Bedford ist?

(Unbekannt): Hundertprozentig, Inkunzi.

(26. September 2009. Samstag.)

Als alle ihre Plätze in der Leitstelle eingenommen hatten, sagte Masilo: »Jetzt hören Sie mir mal alle gut zu: Wir haben nur ein Ziel – die Diamanten abzufangen. Und wir haben nur eine Chance. Unsere Mitarbeiter draußen sind vollkommen abhängig von uns. Sie können Julius Shabangu und seine Leute nicht erwischen ohne unsere genauen Angaben, wo sie sie finden. Daher verlange ich absolute Professionalität, absolute Konzentration. Wenn Sie müde werden, wenn Ihre Konzentration nachlässt, kommen Sie zu mir, dann lösen wir Sie ab. Hier steht viel auf dem Spiel. Sehr viel.«

Dann gingen sie an die Arbeit. Die Abhörtechnik war so optimiert worden, dass sie das Handy von Julius Inkunzi Shabangu abhören konnten, wann immer er es benutzte. Die dadurch gewonnenen Informationen wurden an die sieben Einsatzteams

Sie hörten, dass Julius seine Truppen kommandierte wie ein General.

»Er hat zehn Fahrzeuge«, stellte einer der Abhörtechniker fest.

»Er will die Diamanten um jeden Preis«, bemerkte Rajkumar.

Um zwölf Uhr dreißig berichtete Quinn nach einem einseitig geführten Telefongespräch: »Es gibt keinen

südafrikanischen Colonel van Jaarsveld, der in den letzten sechs Monaten Simbabwe betreten hat. Insgesamt haben zwölf Personen namens van Jaarsveld die Grenze überquert, neun Männer, drei Frauen.«

Rechtsanwalt Tau Masilo grummelte etwas Unverständliches, atmete tief durch und sagte: »Bringen Sie mir die Originalaufnahme.«

Masilo saß mit dem Kopfhörer vor dem Laptop, einen Schreibblock neben sich. Um Viertel vor eins setzte er die Kopfhörer ab und sagte: »Bitte besorgen Sie mir die Daten aller van Jaarsvelds, deren Vorname mit einem ›C‹ oder einem ›K‹ beginnt.«

»Ich lasse sie Ihnen ausdrucken«, sagte Quinn.

Alle in der Leitstelle sahen Masilo erwartungsvoll an. »Vielleicht ist ›Colonel‹ keine Rangbezeichnung, sondern ein Name, nur undeutlich ausgesprochen«, erklärte er.

»Aha«, sagte Rajkumar.

Um eins Uhr blickte Masilo von der Liste der Namen auf und fragte Rajkumar: »Dieser Afrikaner im Info-Team, wie heißt der noch?«

»Theunie.«

»Welche Durchwahl hat er?«

»Ja.«

»Augenblick«, sagte Rajkumar. Er rief Mutter Killian an und verlangte Theunie zu sprechen. Er reichte Masilo den Apparat.

»Theunie? Wir haben hier eine Frau namens Cornelia Johanna. Ist es möglich, dass sie einfach nur ›Cornel‹ genannt wird oder so ähnlich?«

Masilo hörte einen Augenblick zu, sagte »Danke« und legte das Telefon weg. »Cornelia Johanna van Jaarsveld. Ihre Passnummer steht auf der Liste. Finden Sie ihre feste Adresse heraus und versuchen Sie, dort jemanden zu erreichen. Ich will alles über sie wissen.«

Der Tag glich einem langsam wirkenden Gift, das alle lähmte. Anspannung, Langeweile, Frust. Um fünfzehn Uhr dreißig gab es eine willkommene Abwechslung.

Über den Lautsprecher ertönte Shabangus Stimme, als er einen Anruf auf seinem Handy annahm: »Hör auf, mich zu

nerven, verdammt noch mal.«

»Ouboet, ich habe es genauso satt wie du. Wir sollten es einfach hinter uns bringen.«

»Fuck you«, sagte Julius und beendete den Anruf.

Der Techniker, der eben die Originalaufnahmen geschickt hatte, blickte grinsend auf. »Becker«, flüsterte er.

Quinn nickte.

»Wer?«, fragten Rajkumar und Masilo gleichzeitig.

Bevor ihnen jemand antworten konnte, kam ein neuer Anruf. Wieder Becker. »Ouboet, ich kann erst aufhören, dich anzurufen, wenn wir die Sache geklärt haben.«

Shabangu: »Woher hast du diese verdammte Nummer?«

»Einer deiner Männer hat sie mir gegeben.«

»Wer?«

»Er sagt, sein Name sei Kenosi.«

Man hörte Shabangu über den Äther auf Zulu fluchen, ein

»Ouboet, bringst du dann das Geld mit?«

»Du kannst mich mal, Bure.«

»Soll ich lieber zu dir nach Hause kommen? Kenosi hat mir verraten, wo du …«

Abrupt drückte Shabangu das Gespräch weg.

Der Abhörtechniker lachte. »Der Typ hat Nerven.«

»Was zum Teufel war das denn?«, fragte Masilo.

»Wer ist dieser Typ?«, wollte Rajkumar wissen.

Wieder fiel ihnen Shabangu über Lautsprecher ins Wort, denn Becker rief ein drittes Mal an. »Hör mit dem Scheiß auf, hör einfach auf, beim nächsten Mal gehe ich nicht mehr dran.«

Ende des Gesprächs.

»Ihr wisst von dem Mann?«, fragte Masilo.

Die anderen erzählten ihm in Kurzfassung von dem Weißen, der sein Geld wiederhaben wollte, das ihm offenbar zusammen mit seinem Leihwagen gestohlen worden war.

»Warum erfahre ich erst jetzt davon?«

Bevor es ihm jemand erklären konnte, sagte ein Techniker: »Leute, wir haben ein Problem.«

Alle sahen ihn an.

»Julius hat gerade eine SMS geschickt. Sie lautet: *Handy ab sofort ausgeschaltet. Ruft Thato an.*«

»Scheiße!«, stieß Rajkumar hervor.

»Das war's. Er ist nicht mehr erreichbar.«

»Was bedeutet das für uns?«, fragte Masilo.

»Ärger«, sagte Rajkumar. »Großen Ärger. Er ist unsere Hauptperson, sein Handy haben wir angezapft.«

»Können wir die anderen Nummern herausfinden, die Empfänger der SMS?«

Rajkumar sprang auf und watschelte zur Tür. »Wir brauchen mehr Material da oben in der Gegend. Aber es wird Stunden dauern. Ich kümmere mich darum.«

Tau Masilo ließ den Kopf langsam in die Hände sinken. »Becket?

Quinn sagte: »Becker. Sein Name ist Lukas Becker.«

Die große elektronische Wanduhr in der Leitstelle zeigte 23:35 Uhr an.

Sie waren müde, entnervt und angespannt, denn sie wussten, dass ihre Mission scheitern würde. Nicht eines der sieben Teams an der Grenze zu Simbabwe und Botswana hatte einen Bedford gesehen.

Masilo verbarg seine Enttäuschung nicht. Über sie, über alles.

Plötzlich sagte ein Abhörtechniker mit heller, hoffnungsvoller Stimme: »Shabangu hat sein Handy wieder eingeschaltet.«

»Gott sei Dank«, seufzte Rajkumar und aß noch einen Bissen von seinem Hamburger.

»Amen«, sagte Quinn leise.

»Zwei SMS kommen rein.«

»Lesen Sie sie uns vor.«

»Die erste lautet: Mercedes 1528.«

Quinn googelte das Modell.

»Die zweite SMS besteht nur aus Zahlen und Buchstaben.«

»Lesen Sie sie mir vor!«

»S23 54.793 E28 27.243.«

»Verdammt«, stieß Masilo hervor und sah Quinn an: »GPS-Koordinaten.«

»Ein Mercedes 1528 ist ein Lkw«, fügte Quinn hinzu.

»Verdammt«, bekräftigte Rajkumar, legte seinen Hamburger hastig beiseite und ließ seine Finger über die Tastatur tanzen, um die Koordinaten festzuhalten. »Die Stelle liegt weit südlich der Grenze … weit südlich. Mist, die T-Kreuzung, wo sich die R518 und die D579 treffen.«

»Dann schickt Leute da runter. Sofort!« Masilo sprang auf und begann, hektisch hin- und herzulaufen.

Quinn blaffte Befehle ins Funkgerät.

(27. September 2009. Sonntag.)

Masilo war erst um vier Uhr morgens ins Bett gekommen. Um 08:07 Uhr weckte ihn Rajkumar. »Die Chefin will uns und unsere Abteilungsleiter um zehn in der Leitstelle sprechen.«

Masilo rieb sich die Augen und räusperte sich.

»Unberechtigte Kritik werde ich nicht hinnehmen.«

»Wir werden nehmen müssen, was immer wir kriegen«, erwiderte Rajkumar beschwichtigend.

»Keineswegs«, erwiderte Masilo.

Der Informant und der Agent steckten die Köpfe zusammen, als tauschten sie den neuesten Tratsch aus. Sie standen in einem Durchgang neben dem Pavillon des De-Grendel-Sportzentrums in Parow, nur dreihundert Meter vom Bahnhof entfernt, wo der Informant aus dem Zug gestiegen war.

»Tweetybirds Frau und seine Kinder sind ausgeflogen, Bruder. Gestern sind sie in ein Flugzeug gestiegen, nach Paraguay oder Uruguay. Und alle sagen, dass morgen auch der Vogel fliegt, falscher Pass, Dauerexil. Und jetzt, so heißt es, stehen sich Terror und der Banker gegenüber, das bedeutet Krieg, das sag ich dir.«

»Wo steckt Tweetybird jetzt?«

»Er ist untergetaucht.«

»Ja, aber wo?«

»Keine Ahnung. Er hat Angst, dass er wegen

Steuerhinterziehung in den Knast wandert, bevor er das Land verlassen kann.«

»Und was ist mit Terror? Wir können Terror nicht finden.«

»Es heißt, er solle dafür sorgen, dass Tweetybird wohlbehalten ins Flugzeug kommt. Sie verstecken sich irgendwo, aber keiner weiß wo.«

Der Agent zog fünf Hundert-Rand-Scheine aus der Tasche und steckte sie in die wartende Hand des Informanten. »Wenn du uns sagen kannst, wo sie sind, bekommst du fünftausend.«

»Verdammt, Bruder … ich werde versuchen, es rauszufinden.«

»Natürlich.«

Eine halbe Stunde später betrat sie das Büro des Infoteams. Alle außer Jessica saßen bereits auf ihren Plätzen.

»Was ist denn los?«, fragte Milla.

Donald MacFarland seufzte tief und bedrückt. »Wenn man

uns am Wochenende ruft, bedeutet das Ärger.«

Die Göttin traf erst eine Stunde später ein. »Ich war auf einer Yacht, verdammt. Haben diese Leute kein Privatleben?«

»Warum soll es dir besser gehen als uns?«, fragte »Donatella« MacFarland.

An jenem Tag war die »große Konfrontation« das bestimmende Thema. Es war ein Tag der kurzen Berichte. Peu à peu setzte man die spärlichen Informationsfetzen zusammen, die Stunde um Stunde eintrafen.

Oom Theunie feilte am Profil einer jungen Frau.

»Wie kommen die nur an solche Leute?«, fragte er. Wenig später formulierte er kopfschüttelnd den Ausdruck »Spuren hinterlassen«.

»Wie bitte?«, fragte Mac gereizt.

»Ich habe herausgefunden, dass Cornelia Johanna eine professionelle Spurensucherin ist. Die Ironie liegt darin, dass sie selbst praktisch keine Spuren hinterlassen hat.«

Milla lächelte. Sie arbeitete an einem Bericht über einen gewissen Ephraim Silongo, auch als »Snake« bekannt.

Sie aktualisierte ihn regelmäßig, sobald die Agenten neue Berichte schickten. Die Leiche von Snake Silongo war auf einer verlassenen, unbefestigten Straße in den Waterbergen der Limpopo-Provinz gefunden worden. Zahlreiche Knochenbrüche, Schusswunde im Kopf. Laut Informationen der Polizei hatte er bereits an mehreren bewaffneten Raubüberfällen teilgenommen und gehörte zum Syndikat von Julius Shabangu.

»Haben wir«, antwortete Theunie. »Der Bericht muss in der Datenbank sein.«

Während sie danach suchte, dachte sie wieder an die Blase, in der sie gelebt hatte, und an ihre Ahnungslosigkeit über die Parallelgesellschaften in diesem Land.

Donald MacFarland berichtete ihnen schließlich nach einem geflüsterten Telefongespräch über die große Konfrontation, mit gedämpfter Stimme und kurzen Seitenblicken auf Mutter Killians Tür. »Offenbar hat unsere Chefin heute Morgen ordentlich auf den Putz gehauen«, sagte er.

»Wie bitte?«, fragte die Göttin, deren Neugier stets geweckt wurde, wenn sie Mac in seinem Plauderton reden hörte.

»Offenbar, meine Liebe, hat unsere hochverehrte Direktorin einen Wutanfall bekommen und mit Gegenständen um sich geworfen.«

Alle drei rückten näher, und Mac wiederholte so theatralisch wie möglich das Gerücht. Es ging um irgendetwas, was letzte Nacht geschehen war, eine Operation, die völlig in die Hose gegangen war, und heute Morgen hatte Janina Mentz alle wichtigen Leute in der Leitstelle zusammengetrommelt, inklusive Mutter Killian. Sie hatte sich vor versammelter Mannschaft aufgebaut, diejenigen, die zu spät kamen, strafend angeblickt, gewartet, bis alle saßen, und dann mit ihrer Gardinenpredigt losgelegt. »›Noch nie in meinem ganzen Leben ist mir eine solche Unfähigkeit und eine derartig stümperhafte Dummheit begegnet‹, so fing sie an und steigerte sich immer mehr hinein«, berichtete Mac genüsslich. »Und sie hat tatsächlich mit Gegenständen um sich geworfen. Mister Nobody provozierte sie, und da bat sie alle anderen zu gehen, und anschließend hatten die beiden eine Auseinandersetzung hinter geschlossenen Türen. Angeblich konnte man sie den ganzen Flur hinunter schreien hören.«

Mentz starrte ihn ausdruckslos an.

»Wir können weder Willem de la Cruz noch Terrence Richard Baadjies aufspüren.« Masilos monotone Stimme verriet seine Müdigkeit und seine Resignation. »Wir vermuten jedoch, dass sie die Diamantensendung irgendwo unterwegs abzufangen versuchen. Außerdem vermuten wir, dass de la Cruz nur darauf wartet, die Transaktion mit dem Höchsten Rat abzuschließen, bevor er sich nach Südamerika absetzt. Deswegen überwachen wir jetzt alle Auslandsflüge von Kapstadt und Johannesburg aus. Wir haben mit den Verkehrsbehörden am West-Kap telefoniert; sie werden jeden Mercedes 1528, der an einer Zugbrücke auf dem Weg ans Kap anhält, aufhalten, bis einer unserer Agenten ihn durchsucht hat. Wir haben die Observation und Beschattung von Suleyman Dolly, Shahid Latif Osman und Baboo Rayan intensiviert. Das Einsatzteam steht bereit und tritt in Aktion, sobald es irgendeinen Kontakt zwischen dem Höchsten Rat und den Restless Ravens gibt. Die Operation, um Zugang zum Rechnersystem der Consolidated Fisheries zu erhalten, findet am Montag kurz nach Mitternacht statt.«

Mentz saß immer noch da wie eine Sphinx.

»Momentan untersuchen wir die Möglichkeit, ein elektroakustisches Mikrofon im Keller der Chamberlainstraat Nummer 15 anzubringen. Die einzige Möglichkeit wäre, Baboo Rayan für mindestens eine

Stunde vom Haus wegzulocken, zum Beispiel durch einen fingierten Überfall auf den kleinen Laden, in den er morgens einkaufen geht. Wir würden sehr umsichtig vorgehen müssen, denn wir wissen nicht, welche Sicherheitsmaßnahmen im Haus des Höchsten Rates getroffen wurden.

Daraufhin drehte er sich um und ging hinaus.

52

Fotokopie: Tagebuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 27. September 2009

Spuren zu hinterlassen, tiefe Spuren, ist eine Methode auszudrücken, »wir waren hier«. Eine Art und Weise, unserem dahineilenden Leben Sinn zu verleihen.

Wie hinterlässt man eine Spur?

Und welche Art von Spur will ich hinterlassen? Welche Spuren kann ich hinterlassen? Warum will ich Spuren hinterlassen? Ist es nur die Angst, Angst, vergessen zu werden? Denn wenn man vergessen wird, war das ganze Leben sinnlos. Ist das meine eigentliche Angst? Ist das der

Grund, warum ich ein Buch schreiben will, meine einzige (und letzte!) Chance, etwas Greifbares zu hinterlassen, einen kleinen Beweis dafür, dass ich hier war?

Doch was nützt das?

Eigentlich müsste ich mich auch fragen, welchen Nutzen dieses Tagebuch hat. Ist das nicht schon ein Beweis? Ich war hier, dies und jenes ist mir widerfahren. Doch wie viele meiner Tagebücher enthalten nur Aufzeichnungen von Nichtigkeiten. Gedanken, Seufzer, geflüsterte Worte, doch nichts ist geschehen, ich habe nichts erreicht.

Denn einige Tage hinterlassen keine Spuren.

Sie gehen vorbei, als hätten sie nie existiert, sogleich vergessen im Stumpfsinn des täglichen Einerleis (oder meiner Sehnsucht, sie so schnell wie möglich zu vergessen). Die Abdrücke anderer bleiben manchmal für eine Woche oder länger erhalten, bis die Winde des Gedächtnisses sie mit dem hellbraunen Sand neuer Erfahrungen überdecken.

Man sollte so leben, dass jeder Tag seine Spuren hinterlässt.

Aber wie?

53

Die Pilatus PC-12 landete um 13:52 Uhr auf dem Flughafen Walvisbaai. Es war das »Combi«-Modell, gebaut für vier Personen und eine ansehnliche Fracht – in diesem Fall zweihundert Kilogramm Computerausrüstung.

Die vier Männer – zwei Computerspezialisten und zwei von Rajhev Rajkumars besten Technikern – stiegen aus, luden die Kisten mit der Ausrüstung ab und warteten auf Reinhard Rohn, der über die asphaltierte Landebahn auf sie zukam, Einfuhrgenehmigungen in der Hand, zwei Zollbeamte an seiner Seite.

Es dauerte zehn Minuten, die Formalitäten zu erledigen. Rohn ging seinen Bakkie holen, um die Kisten damit zu transportieren. Nachdem sie alles aufgeladen hatten, begaben sich die Computerspezialisten und Techniker zum Autoverleih, jeder mit einer Reisetasche über der Schulter. Rohn blickte ihnen hinterher, wobei ihm ihre Geschmeidigkeit und ihr zur Schau getragenes Selbstvertrauen auffiel.

So war ich auch, dachte er. Vor langer Zeit.

Operation Shawwal

Mitschrift: abgehörtes Handygespräch zwischen J. Shabangu und L. Becker

Datum und Uhrzeit: 27. September 2009, 17:21 Uhr

JS: Ich habe dein verdammtes Geld nicht, und das eine sage ich dir, wenn ich dich erwische, wirst du bluten!

LB: Ai, Ouboet, das bringt doch nichts. Wer hat eigentlich mein Geld?

JS: Verpiss dich!

(Gespräch beendet.)

Operation Shawwal

Mitschrift: abgehörtes Handygespräch zwischen J. Shabangu und L. Becker

Datum und Uhrzeit: 27. September 2009, 17:29 Uhr

LB: Das ist aber eine Überraschung, Ouboet!

JS: Ich werde dir sagen, wer dein Geld hat. Und dann lässt du mich in Ruhe.

LB: Ehrenwort.

JS: Shahid Latif Osman. Frag ihn.

LB: Wer ist Shahid Latif Osman?

JS: Ein verdammter Moslem, er wohnt unten am Kap. Er hat dein Geld. Jeden einzelnen verdammten Cent. Ich schicke dir seine Nummer per SMS. Sag ihm, er und Tweety the Bird sollen dir dein Geld geben. Richte ihm aus, von mir aus geht die Sache in Ordnung.

LB: Vielen Dank, Ouboet.

JS: Ruf mich nie wieder an – nie wieder, kapiert?

Quinn ging gegen 23:00 Uhr wieder ins Büro, um die Installation in Walvisbaai zu überwachen.

Der Techniker spielte ihm vorher die Gespräche zwischen Julius Shabangu und Lukas Becker vor. Quinn schüttelte ungläubig und sorgenvoll den Kopf. Dann schrieb er hastig eine E-Mail an Masilo und Rajkumar. Er sagte, Becker sei seiner Meinung nach seit seinem Anruf bei Shabangu, der die Diamanten-Aktion so torpediert habe, nicht mehr bloß

ein amüsanter Zwischenakt, sondern man müsse ihn als unbekannten

Er verschickte die E-Mail und ging in die Leitstelle. Noch fünfzehn Minuten bis zum Beginn der Hacker-Attacke in Walvisbaai. Er murmelte ein Stoßgebet. Lieber Gott, bitte mach, dass heute Nacht nicht wieder alles in die Hose geht. Amen.

(28. September 2009. Montag.)

Nachts um zwanzig nach zwölf wurde Milla von ihrem Handy aus dem Schlaf gerissen und stolperte mit einem unguten Vorgefühl ins Wohnzimmer. Sie sah, dass Barend der Anrufer war; ihre Eingeweide zogen sich zusammen.

»Geht es dir gut?«, lautete ihre erste Frage.

»Es geht um Papa«, antwortete er.

Milla musste sich setzen. »Was ist passiert?«

»Er ist zusammengeschlagen worden, Mama. Er liegt im Krankenhaus.«

»Zusammengeschlagen? Wo denn?« Sie fragte sich, warum die Stimme ihres Sohnes so vorwurfsvoll klang. Es war doch nicht ihre Schuld.

»In Jakobsdal, aber die Sanitäter haben ihn mit dem Krankenwagen nach Kimberley gebracht.«

»Barend, wie ernst ist es?«

»Ernst. Ein Wangenknochen, die Nase und ein paar Rippen sind gebrochen.«

»Woher weißt du das? Wie hast du es erfahren?«

»Er hat mich eben angerufen.«

»Dein Vater hat dich angerufen?«

»Ja.«

Fast wäre ihr erleichtert herausgerutscht: Dann kann es ja nicht so ernst sein. Sie war aufgesprungen und ließ sich jetzt langsam wieder aufs Sofa sinken. »Wer hat ihn zusammengeschlagen? Und warum?«

»Was heißt ›auf sie‹?«

»Oom Tjaart, Oom Langes, Oom Raynier und Papa waren mit den Harleys unterwegs und haben in Jakobsdal angehalten, um etwas zu trinken. Da sind diese Verrückten in die Kneipe gekommen und haben sie einfach so zusammengeschlagen.«

Deswegen musste Barend also in den Ferien zu seiner Großmutter. Damit Christo und seine Freunde eine Motorradtour unternehmen konnten. Er kam immer noch nicht seinen Vaterpflichten nach, er war immer noch genauso egoistisch wie früher. Doch sie musste sich jetzt beherrschen, ihr Sohn brauchte sie.

»Wissen Oma und Opa Bescheid?«

»Nein.«

»Ich rufe im Krankenhaus an und frage, wie ernst es ist, dann melde ich mich wieder bei dir.«

»Warum rufst du nicht Papa an?«

»Ich würde gerne die Meinung eines Mediziners hören.«

Erst nachdem sie das Gespräch beendet hatte, wurde ihr klar, was Barends Frage bedeutete: dass er immer noch Hoffnung hegte und in dem Überfall eine Chance sah, sie und Christo wieder zu versöhnen.

Eine halbe Stunde später rief sie Barend zurück. »Ich habe mit der Stationsschwester geredet. Sie sagte, die Verletzungen der Männer seien nicht kritisch – sie werden morgen alle wieder entlassen.«

»Aber wie soll Papa nach Hause kommen, Mama? Er kann mit seinen gebrochenen Rippen doch nicht Motorrad fahren. Können wir ihn nicht abholen?«

»Es gibt regelmäßige Flüge von Kimberley nach Kapstadt, Barend.«

»Wie kannst du nur so gefühllos sein, Mama?«

Masilo blieb stur vor der Tür des Konferenzsaals stehen. Das ist seine Art zu protestieren, dachte Rajkumar, seine Art auszudrücken: Wenn ich mich mit ihr zusammen an einen Tisch setze, heißt das, dass ich mit ihr übereinstimme, solidarisch bin.

Die Direktorin ihrerseits beachtete Masilo gar nicht. Sie saß neben Rajkumar, die Augen auf die Wand geheftet, während er ihr Bericht erstattete: »Die Operation bei Consolidated Fisheries war ein voller Erfolg. Eine großartige Teamarbeit zwischen Taus Agenten und meinen Technikern«, fügte er hinzu und blickte sie an. Sie schien völlig unbeeindruckt zu sein.

»Fahren Sie fort.«

»Wir kopieren momentan ihre gesamten Daten. Die

Software ist zum Teil gekauft, zum Teil selbstgeschrieben, aber wir werden in Rekordzeit fertig und einsatzbereit sein«, erklärte er mit so viel optimistischem Elan, wie er aufbringen konnte. »Doch die wirklich gute Neuigkeit ist, dass wir uns bereits in ihre Fleet-Tracker-Website eingeloggt haben. Dadurch erhalten wir eine vollständige Übersicht über die Bewegungen aller Schiffe während des letzten Monats bis heute Mittag.«

Sie nickte nur. »Sonst noch etwas?«, fragte sie, ohne Masilo anzusehen.

»Nur schlechte Neuigkeiten«, sagte der Anwalt. »Wir können weder de la Cruz noch Baadjies aufspüren. Die Mitglieder des Höchsten Rates gehen ihren Alltagsgeschäften nach. Unsere Fahndung nach dem Lastwagen ist bisher ergebnislos geblieben. Das ist alles.«

Milla war als Erste im Büro. Mutter Killian kam eilig auf sie zu, einen dünnen Hefter in der Hand. Sie begrüßte Milla und legte die Mappe vor sie hin.

Milla öffnete den Ordner. Darin befand sich nur ein Blatt Papier mit den ursprünglichen Instruktionen unter der Überschrift: *Tiefenprofil: Lukas Becker*.

»Der hier ist sehr wichtig, Milla. Du musst deine Gedanken zusammenhalten.«

Operation Shawwal

Mitschrift: abgehörtes Handygespräch zwischen A. Hendricks und L. Becker

Datum und Uhrzeit: 27. September 2009, 17:41 Uhr

LB: Kann ich bitte mit Shahid Latif Osman sprechen?

AH: I'm sorry?

LB: Verstehen Sie Afrikaans?

AH: Wer ist da, bitte?

LB: Mein Name ist Lukas Becker. Ich suche Shahid Latif Osman.

AH: Ich glaube, Sie haben die falsche Nummer.

LB: Tweety the Bird? Ist er zu sprechen?

AH: Sie haben wirklich die falsche Nummer.

LB: Sind Sie sicher?

AH: Ja. Hier gibt es niemanden, der so heißt.

LB: Okay. Entschuldigen Sie.

Janina Mentz saß im Büro des Ministers bei einer Tasse Tee und wählte vorsichtig ihre Worte, denn sie hatte sich sorgfältig vorbereitet. »Meneer Minister, wir haben möglicherweise das Ziel eines Terroranschlags identifiziert. Es hat sich herausgestellt, dass es sich um ein politisch äußerst heikles Ziel handelt. Unsere Priorität ist es natürlich, dieses Ziel abzusichern. Aber wir stehen vor zwei Problemen. Erstens haben wir keine konkreten Beweise dafür, dass es sich tatsächlich um das Anschlagsziel handelt.

Der Minister nickte.

»Ich bin hier, weil ich Ihren Rat brauche, Meneer Minister. Wie können wir den Terroranschlag verhindern, ohne schon im Vorfeld die gesamte Operation zu gefährden?«

(29. September 2009. Dienstag.)

»Wenn es einen Kontakt zwischen den Ravens und dem

Höchsten Rat gegeben hat, ist er uns entgangen. Vielleicht hat es aber auch gar keinen gegeben«, sagte Quinn.

»Aber wo sind denn nun die Diamanten?«, fragte Rajkumar.

»Auf dem Weg nach Oman.«

Die beiden stellvertretenden Direktoren sahen Quinn forschend an.

»Überlegen Sie doch mal«, fuhr er fort. »Das sind muslimische Extremisten. Die Steine sind beschmutzt. Sündhaft. Sie wollen nicht direkt mit ihnen in Berührung kommen. Und auch den Kontakt zu den Ravens wollen sie auf ein Minimum beschränken. Aus naheliegenden Gründen. Welche Optionen bleiben also? Sie beauftragen Terror, die Steine in eine Stahlkassette zu packen und zu Macki nach Oman zu schicken. In dem Moment, wo sie eintreffen, wird das Geld überwiesen. Oder so ähnlich.«

Masilo sah Quinn wortlos an.

Rajkumar sagte: »Scheiße.«

»Wir können davon ausgehen, dass der Deal abgeschlossen ist«, sagte Quinn. »Wir müssen uns jetzt auf die Waffen konzentrieren. Oder den Sprengstoff. Oder was zum Teufel sie auch einschmuggeln werden. Und auf den 12. Oktober.«

(30. September. Mittwoch.)

Milla zeigte Oom Theunie die vier neuen Dokumente für die Akte des Lukas-Becker-Profils – eine einzige Seite vom Nationalen Bevölkerungsregister, ein knapper Bankbericht, eine polizeiliche Anfrage und den Ausdruck der E-Mail eines gewissen R. Harris. »Sie ist nichtssagend«, seufzte sie, »und … nicht besonders gut.«

Theunie sah sich die Unterlagen an und erklärte Milla dann: »R. Harris ist der PIA-Agent. Er sitzt irgendwo in einem kleinen Büro und erhält die Anweisung: Finde mehr über einen gewissen Soundso heraus, und zwar möglichst schnell. Es ist nicht sein Job, die Informationen zu interpretieren und zu ordnen; er ist nur der Sammler. An uns leitet er jeden Fetzen weiter, den er findet. Unser Job ist es, die Puzzlesteinchen zu einem Bild zusammenzusetzen. Einige unserer Profile gleichen wochenlang räudigen Hunden, bis dann plötzlich eine Flut neuer, ergänzender Daten hereinkommt. Das ist ganz normal. Also: Keine Sorge, mach einfach das Beste aus dem, was du hast.«

»Ich verstehe«, sagte Milla. »Vielen Dank.«

Bericht: Profil – Lukas Becker

Datum: 30. September 2009

Zusammengestellt von: Milla Strachan. Recherche: R. Harris

Herkunft

Lukas Becker (42), augenblicklich ohne festen Wohnsitz, wurde am 23. Juli 1967 in Bloemfontein geboren. Eltern: J.A. und E.D. Becker, vermutlich aus Smithfield.

Kreditkarteneinsatz weist seit 13. September 2009 auf einen Aufenthalt in Johannesburg hin, vor allem in der Umgebung von Sandton. Die Ausgaben (R 2228,64) wurden für Kleiderkäufe und Restaurantbesuche getätigt.

Vorstrafen

Keine. (Laut ID-Nummer wurde Becker am 13. September in Johannesburg Opfer eines bewaffneten Raubüberfalls, bei dem sein Wagen gestohlen wurde.)

Bildung

Bachelor in Geschichte. (unbestätigt)

Finanzen

Becker besitzt vier Konten bei der Standard Bank:

• Ein Scheckkonto. Saldo: R 2294,60

• Ein Mastercard-Kreditkartenkonto. Saldo: R 4646,27

• Ein Sparkonto mit 32-tägiger Kündigungsfrist. Saldo: R 138701,89

• Ein Festgeldkonto. Saldo: R 1425007,22

Überweisungen von und zu einem Girokonto bei Wells Fargo in den USA. (Saldo unbekannt)

Am späten Nachmittag brachte Mevrou Killian Milla eine neue Dokumentation über Lukas Becker. Dabei stellte Milla fest, dass inzwischen zwei Rechercheure an seinem Profil arbeiteten. Sie fragte sich, was das zu bedeuten hatte. Was konnte ein Mann mit einem akademischen Grad in Geschichte verbrochen haben?

Sie las die neuen Berichte eilig und neugierig durch.

Zuerst stieß sie auf seine sachlichen Schwerpunkte während seines Studiums, die sie sehr interessant fand. Dann gelangte sie zu den Passagen über seine Eltern und las mit noch größerer Aufmerksamkeit.

Bericht: Profil – Lukas Becker

Datum: 30. September 2009

Zusammengestellt von: Milla Strachan. Recherche: R. Harris und P. Lepono

Herkunft

Lukas Becker (42), augenblicklich ohne festen Wohnsitz, wurde am 23. Juli 1967 in Bloemfontein geboren.

Er war das einzige Kind von Johannes Andreas Becker (1934 – 2001), ehemaliger Besitzer und Bewirtschafter der Farm Rietfontein im Distrikt Smithfield, und Esther Debora Becker (geborene Faber, 1941–1999), ehemals Lehrerin, später Hausfrau. (größtenteils unbestätigt)

Die Schule (Grundschule Smithfield und Grey Kollege, Bloemfontein) schloss er 1984 mit einer besonderen Auszeichnung in Geschichte ab. Nach zwei Jahren Wehrdienst bei der SA Marine beendete er 1989 erfolgreich ein Landwirtschaftsstudium an der Universität des Vrystaats. Es folgten ein Bachelor in Geschichte und Anthropologie an der UNISA und ein Aufbaustudium in den USA. (Letzteres unbestätigt)

Eltern

Esther Debora Becker wurde um 1995 in ein psychiatrisches Krankenhaus eingewiesen, angeblich in Witrand im damaligen Transvaal, und später in eine Privatklinik in Johannesburg verlegt, wo sie 1999 eines

natürlichen Todes starb. (unbestätigt)

Johannes Andreas Becker ging angeblich 2000 insolvent, wonach Rietfontein an W.E. Stegman verkauft wurde, der die Farm bis heute bewirtschaftet. Johannes Becker beging 2001 in Margate, Kwa-Zulu-Natal Selbstmord – siehe Quellenangaben.

Beruflicher Werdegang

Nach seinem Vollzeitstudium der Landwirtschaft an der UV verpflichtete sich Becker wieder als Zeitsoldat bei der Marine. Von 1990 bis 1994 war er in Simonsstad stationiert und wurde schließlich zum Leutnant befördert. (unbestätigt)

Anschließend arbeitete er im Ausland.

(1. Oktober 2009. Donnerstag.)

Es war bereits nach Mitternacht. Quinn schlief tief und fest, als sein Handy klingelte. Der Klingelton – und der ärgerliche Rippenstoß seiner Frau – weckten ihn. Hastig und verwirrt stand er auf, griff auf der Suche nach seinem Handy zweimal daneben, tappte schlaftrunken in den Flur und sah auf das Display. Es war sein Büroleiter in Johannesburg.

»Ja?«, meldete er sich.

»Entschuldigen Sie die Störung, aber es ist wegen Inkunzi Shabangu. Er wurde ermordet. Ein regelrechtes Blutbad in seinem Haus. Da dachte ich, ich informiere Sie lieber unverzüglich.«

»Wann war das?«

»Vor etwa einer Stunde.«

»Was ist passiert?«

»Sieht so aus, als sei Shabangu mit einem Gewehr erschossen worden, ein paar von seinen Leuten mit einer Handfeuerwaffe.«

»Wie haben Sie das so schnell herausgefunden?«

»Wir waren die Ersten am Tatort. Der Fahrer eines unserer Überwachungsfahrzeuge hat einen Weißen in Shabangus BMW vorbeirasen sehen und ist zum Haus gefahren. Alles

stand offen, das Tor, das Garagentor, die Alarmanlage heulte. Da kam auch schon der private Sicherheitsdienst und bog auf das Grundstück ein. Der Mitarbeiter rief mich an, und ich gab ihm den Befehl, dem Wachmann ins Haus zu folgen. Sie fanden drei Leichen, Shabangu und zwei seiner Gangmitglieder.«

»Ist die Polizei schon da?«

»Sie sind zehn Minuten nach uns gekommen. Inzwischen wimmelt es hier von Leuten.«

Quinn war mittlerweile hellwach. »Erzählen Sie mir etwas über den Weißen.«

»Da gibt es nicht viel zu erzählen. Er ist blitzschnell abgehauen. Der Mann vom Observationsteam kann ihn nicht beschreiben. Für den BMW ist ein Fahndungsbefehl rausgegangen.«

»Ziemlich gut. Ich halte Sie auf dem Laufenden.«

»Danke.«

Quinn ging in die Küche, setzte sich auf einen der Barhocker vor der Frühstückstheke und dachte angestrengt nach.

Ouboet, soll ich lieber zu dir nach Hause kommen? Ich weiß, wo du wohnst. Ungefähr das hatte Becker letzte Woche am Telefon zu Shabangu gesagt.

Becker. Er hatte gestern die Nummer angerufen, die er von Shabangu bekommen hatte, nämlich die von Shahid Latif Osman. Doch man hatte ihm weisgemacht, er hätte sich verwählt.

War er in der Nacht hinaus zu Shabangu gefahren? Am Ende seiner Geduld?

Was hatte Inkunzi zu ihm gesagt, bevor er erschossen wurde? Über Osman und den Höchsten Rat?

Quinn griff nach seinem Handy, rief bei der PIA an und hatte den Agenten am Telefon, der Nachtdienst in der Leitstelle schob. »Ich brauche einen Fahndungsaufruf mit höchster Priorität nach Lukas Becker, seine Personen- und Kreditkartendaten sind im System. Ich will über jeden seiner Schritte informiert werden. Und rufen Sie in der Dienststelle in Bloemfontein an. Sagen Sie, ich brauche sämtliche Mitarbeiter für die Ermittlungen im Fall Becker. Unverzüglich.«

Quinn stützte die Ellbogen auf die Frühstückstheke und rieb sich die Augen. Die Sache war plötzlich kompliziert geworden. Sie als Geheimdienst hatten es auf einmal mit einem Kapitalverbrechen zu tun. Irgendjemand würde

entscheiden müssen, inwieweit sie die Polizeibehörden einweihen sollten. Und wann.

Aber das war nicht sein Problem. Es wurde Zeit, auch den Anwalt aus dem Schlaf zu reißen.

Lukas Becker ging den Fahndern um sieben Uhr morgens ins digitale Netz, als er am Oliver Tambo-Flughafen in Johannesburg am Schalter der Fluggesellschaft 1Time mit seiner Kreditkarte

»Die Maschine startet um 9:25 Uhr und landet um 11:35 Uhr«, sagte Quinn zu Masilo am Telefon. »Die Fluggesellschaft hat einer Identifikation der Passagiere während des Fluges zugestimmt. Ich schicke meine besten Leute, um gleich nach Beckers Ankunft seine Verfolgung aufzunehmen.«

»Gut«, sagte Masilo.

»Und die Polizei?«

»Zu riskant. Besser, wir informieren sie erst mal nicht. Aber Sie lassen Becker nicht aus den Augen. Nicht eine Sekunde lang.«

Die Flugbegleiterin führte die IFI oder *In-Flight-Identification* vierzig Minuten nach dem Start durch. Sie studierte die Passagierliste und sah, dass es nur einen Becker auf dem Flug gab – einen Meneer L. Becker auf Sitzplatz 11A. Sie vergewisserte sich, dass er tatsächlich auf diesem Platz saß, indem sie mehrere Passagiere in Beckers Umgebung um ihre Bordkarte bat, auch ihn selbst. Sie merkte sich sein Aussehen und seine Kleidung.

Kurz bevor Flug 1T 103 in Kapstadt landete, sah sie noch ein letztes Mal nach dem Mann, der ruhig dasaß und las.

Nachdem das Flugzeug seine endgültige Parkposition erreicht und ein Kollege die Tür geöffnet hatte, fiel ihr auf, dass neben dem üblichen Bodenpersonal zwei zusätzliche, ihr unbekannte Männer in den Uniformen der Fluggesellschaft oben an der Treppe standen. Einer von ihnen nahm Blickkontakt zu ihr auf und nickte ihr zu.

Sie erwiderte sein Nicken.

Sie wartete, bis Meneer L. Becker vorbeikam. Sie streckte ihre Hand aus. Eine freundliche Geste »Hatten Sie einen guten Flug?«, fragte sie und berührte den Mann am Ellbogen.

Er lächelte sie an. Es war ein aufrichtiges Lächeln. »Ja, vielen Dank.«

Dann ging er hinaus.

Anschließend folgte er Becker.

Mevrou Killian legte die neuen Informationen auf den Schreibtisch und sagte: »Milla, der Status des Berichts wurde heute Morgen erhöht. In den nächsten vierundzwanzig Stunden wird viel Material hereinkommen. Ich werde Theunie bitten, dir zu helfen.«

»Was hat der Mann getan?«

»Ich weiß es nicht.«

Milla überflog die neuen Informationen und stellte fest, dass inzwischen vier zusätzliche Agenten an den Recherchen beteiligt waren. Sie fand eine Kontenanalyse, amtliche Dokumente der Marine und Unterlagen eines Krankenhauses. Ergänzt wurden diese von Auszügen aus Websites sowie Mitschriften von längeren und kürzeren Gesprächen mit Bekannten und ehemaligen Freunden und Nachbarn. Darunter befand sich auch die Transkription der Befragung einer ehemaligen Kommilitonin von Lukas Becker aus Bloemfontein.

»Ich war seine Tanzpartnerin. Er hat unwahrscheinlich gerne getanzt.«

Und: »Nein, wir waren nur Freunde. Wir wussten damals alle, dass Lukas seinen eigenen Weg gehen würde. Immer. Es war sicherer … nur mit ihm befreundet zu bleiben. Ich habe mich immer gefragt, ob er auf ein bestimmtes Ziel zustrebte, ob es ein innerer Drang war oder ob er vor seiner Familie weglief.«

Milla arbeitete die Dokumente systematisch, rasch und sorgfältig durch. Sie war äußert konzentriert. Die neuen Passagen fügte sie in den Bericht ein und änderte die Stellen, an denen ungewisse Informationen nun bestätigt wurden.

Finanzen

Becker verfügt über vier Konten bei der Standardbank, mit einem derzeitigen Guthaben von 1570649,98 Rand. Es gibt

Sie überarbeitete auch die Angaben über seine Eltern:

Beckers Mutter, Esther Debora Becker, wurde am 17. April 1995 wegen einer psychischen Erkrankung in die psychiatrische Pflege- und Rehabilitationseinrichtung von Witrand aufgenommen. Am 1. Dezember 1995 wurde sie nach Johannesburg verlegt und dort bis zu ihrem natürlichen Tod am 27. September 1999 gepflegt.

Biografie

Während seines Wehrdienstes (1985–1986) wurde Lukas Becker in Simonstad als Marinetaucher ausgebildet. (Die südafrikanische Taucheinheit trainiert Kampftaucher zur Minenabwehr, zum Suchen und Bergen sowie im Einsatz von Unterwassersprengstoffen – siehe Quellenangaben.)

Und: Becker erwarb 1996 einen Magisterabschluss in anthropologischer Archäologie an der Universität Süd-Florida (in der Nähe von St. Petersburg in den USA).

Unter berufliche Laufbahn

Nach seinem Landwirtschaftsstudium an der Universität des Vrystaats ging Becker wieder zur Marine, wo er von 1990 bis 1994 als Ausbilder und später Ausbildungsoffizier im Rang eines Leutnants bei der Taucheinheit diente.

Von 1994–1996 arbeitete Becker im Jachthafen von St. Petersburg (USA) in Teilzeit als Handlanger, Skipper und Tauchlehrer, um sein Studium an der Universität Süd-Florida zu finanzieren. (unbestätigt)

Von 1997 bis 2004 nahm er an verschiedenen amerikanischen interuniversitären archäologischen Expeditionen teil, unter anderem nach Israel, Ägypten, Jordanien, Iran und in die Türkei, während er außeruniversitär an einer Abhandlung über menschliche Frühgeschichte unter besonderer Berücksichtigung des Paläolithikums arbeitete. (unbestätigt)

Zwei Teams beschatteten Becker vom Flughafen aus. Eines machte Fotos, während Becker beim Autoverleih Tempest Car Hire seinen Wagen, einen weißen Toyota Yaris 1.4, in Empfang nahm, und registrierten das Kennzeichen.

Sie folgten ihm unauffällig auf der M29 in Richtung Parow, dann über die M16 am Tygerberg- und Karl-Bremer-Hospital vorbei und schließlich auf der M31 und der M13 in Richtung Durbanville.

Auf den ruhigen Vorstadtstraßen mussten sie ihm einen größeren Vorsprung lassen, so dass sie ihn beinahe verloren hätten, als er bei den Vierlanden Garden Cottages abbog.

Sie hielten an und berieten, bevor sie Quinn anriefen. Er erteilte einem Team den Auftrag, sich bei der Pension nach der Unterbringung zu erkundigen und ein Zimmer zu mieten, wenn eines frei war. Dann erteilte er unverzüglich einem weiteren Team den Auftrag, zu dieser Adresse zu eilen.

»Die Passage über seine Eltern ist überflüssig«, bemerkte Oom Theunie.

»Meinst du nicht, dass eine geisteskranke Mutter einen Einfluss auf die Psyche ihres Kindes hat?«, fragte Milla.

»Du brauchst nur einen Satz, um auszudrücken, dass seine Mutter verrückt war und seine Eltern verstorben sind.«

»Okay«, sagte sie, etwas widerstrebend.

Und dann kam das Foto.

56

Der Bericht war ein lebendiges Dokument in der Datenbank der PIA. Milla fragte sich, ob irgendjemand ihre Aktualisierungen las. Und warum.

Um 14:27 Uhr, während sie ihren Bericht neu formulierte, meldete das Programm, dass jemand ein externes Update ausgeführt hatte. Milla klickte das Icon an. Bei dem neuen Material handelte es sich um ein Foto. Sie konnte ihre Neugier nicht bezwingen und klickte es an.

Der Mann stand im hellen Sonnenlicht neben einem weißen Toyota. Seine dunklen Haare waren militärisch kurz geschnitten, sein Körper war schlank und durchtrainiert. Sein Gesicht war halb der Kamera zugewandt. Er befand sich im Gespräch mit dem schwarzen Angestellten der Autovermietung.

Es lag etwas in seinem Lächeln, in der Gutmütigkeit seiner Augen, in der Art seines Blicks, was sie faszinierte. Im Augenblick der Aufnahme fand ein Austausch zwischen zwei Fremden statt, geprägt von Achtsamkeit und gegenseitigem Respekt. Sie starrte das Foto lange an und forschte in diesem Gesicht nach Spuren seines Lebens, doch sie fand nichts. Nur dieses Lächeln und die Anteilnahme. Als Jessica, die Göttin, sie plötzlich an der Schulter berührte und fragte: »Wer ist denn dieses Schnuckelchen?«, kehrte Milla abrupt in die Realität zurück.

Um kurz vor fünf betrat Quinn Masilos Büro und sagte: »Es gibt Probleme. Lukas Becker ist gerade langsam an Shahid Latif Osmans Haus vorbeigefahren.«

»Und?«

»Dann ist er weitergefahren in Richtung Stadt.«

»Haben wir schon einen Sender an seinem Auto

montiert?«

»Die Platzierung ist gegen Abend geplant.«

»Und sein Handy?«

»Und?«

»Die Waffe ist bemerkenswert – Schmuggelware aus Militärbeständen. Becker war für Blackwater im Irak …«

»Was wollen Sie damit sagen, Quinn?«

»Der Kerl ist bewaffnet und gefährlich.«

»Wir sind nicht sicher, dass er Shabangu erschossen hat. Wir vermuten es nur.«

»Und wenn Osman als Nächster auf seiner Liste steht?«

Masilo reagierte auf eine für Quinn vollkommen unvorhersehbare Weise. Er zuckte die Achseln.

In diesem Moment begriff Quinn, was sich der Rechtsanwalt erhoffte. Und dass er noch immer Janina Mentz' Motiven misstraute.

Fotokopie: Tagebuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 1. Oktober 2009

Leben ist ein leeres Wort mit fünf Buchstaben. Man lebt. Oder man lebt nicht. Wie ein Schalter, ein oder aus. Den Inhalt erhält das Wort durch das, was wir damit anfangen. Dadurch entsteht der Unterschied zwischen Existieren und Leben.

Ich habe zu Jessica gesagt, dass ich handeln will, etwas erleben. Ich will leben.

Dabei dachte ich, dass mein Neuanfang eine neue Arbeit, meine Tanzstunden und Schreibpläne bedeuteten. Doch dann verglich ich all das mit dem Leben eines Lukas Becker und wusste, mein Schalter ist noch nicht umgelegt.

(2. Oktober 2009. Freitag.)

Als der Elantra von Baboo Rayan um die Ecke der Chamberlainstraat bog, hielt der Lieferwagen der Telekom vor Haus Nummer 15 – genau vor der Tür.

Einer der Techniker begann, das Kabel abzurollen, während er nachdenklich die Wand des Hauses ansah, als wolle er dort etwas installieren. Der andere bückte sich vor der Haustür, den Rücken der Straße zugekehrt, so dass Passanten nicht erkennen konnten, was er tat. Er öffnete die Werkzeugkiste und holte die Kamera heraus. Sie bestand aus einem langen dünnen Kabel mit einer Teleskopkamera am Ende, beim Geheimdienst auch als »Schlangenkamera« bekannt. Langsam schob er das Ende des Teleskops unter der Eingangstür hindurch, den Blick auf den kleinen Farbmonitor im Werkzeugkasten gerichtet.

Dann bewegte er die Kamera am Ende des Kabels hin und her, um so viel wie möglich vom Innenraum erkennen zu können.

»Scheiße«, sagte Rajkumar.

Er und Quinn starrten auf den Monitor in der Leitstelle. Er zeigte ein vergrößertes Bild dessen, was die Schlangenkamera in Bo-Woodstock sah.

»Diese Kerle sind paranoid«, sagte Quinn. Denn der Wohnraum von Nummer fünfzehn war ein Paradebeispiel für gute Absicherung – Alarmkontakte an Türen und Fenstern, Bewegungsmelder in zwei Ecken und eine

Videokamera in einer anderen Ecke.

»Man kann es ihnen nicht verdenken«, sagte Rajkumar.

»Das reicht«, sagte Quinn über Funk zu den Technikern. »Nichts wie raus da.«

Mühsam erhob sich Rajkumar. »Das war's mit dem Mikrofon. So etwas habe ich wirklich noch nie erlebt.«

»Die Alarmanlage?«

»Die auch. Nein, ich meine diese Pechsträhne. Sie hat noch nie so lange angehalten. Mist. Positiv ist nur, dass das Blatt sich wenden muss, früher oder später.«

Sie saß mit anderen Tanzschülern an einem Tisch, jung und alt gemischt. Alle warteten darauf, dass die Musik einsetzte, und machten so lange Smalltalk: »Woher kommst du?« und »Wie lange tanzt du schon?« Schließlich wurde das Licht im Saal gedämpft, so dass nur noch die Tanzfläche beleuchtet war, und diese Veränderung lenkte sie ab, so dass sie aufblickte und ihn sah. Ihr erster, instinktiver Impuls war es, ihm zuzuwinken, denn sie kannte ihn. Dann fiel ihr ein, wo sie war und woher sie ihn kannte, und ihr Herz setzte einen Schlag aus.

Die Musik ertönte. Ein Foxtrott.

»Sollen wir tanzen, Milla?«, hörte sie die Stimme ihres Tanzlehrers neben sich. Einen Augenblick lang blieb sie verblüfft sitzen, dann stand sie auf.

Die »Bushaltestelle« sollte den Arthur-Murray-Schülern die Möglichkeit bieten, mit so vielen Partnern wie möglich zu tanzen. Die Frauen stellten sich in einer Reihe auf, und die Männer kamen auf sie zu und forderten jeweils die erste Frau auf. Dann kehrten sie zurück und baten die nächste zum Tanz.

Milla behielt Becker die ganze Zeit im Auge. Sie war sich seiner Anwesenheit bewusst, seines tänzerischen Könnens, seiner Galanterie. Und all dessen, was sie bereits über ihn wusste. Sie zwang sich, ihn nicht anzusehen.

Bei der ersten Runde war er noch nicht an der Reihe, mit ihr zu tanzen. Doch zwanzig Minuten später stand sie an erster Stelle. Er kam direkt auf sie zu, mit demselben Lächeln wie auf dem Foto und kleinen Schweißtröpfchen am Haaransatz. Er verbeugte sich knapp, und dann tanzten sie, und er sagte: »Ich heiße Lukas.«

»Milla«, sagte sie, aber viel zu leise. Sie war von Nervosität

wie gelähmt und tanzte ungeschickt.

»Millie?« Er war einen Kopf größer als sie und blickte auf sie herunter.

»Milla«, wiederholte er, als wolle er sich ihren Namen einprägen.

Sie nahm seinen Geruch wahr. Sie wusste, dass sie nicht gut tanzte. »Ich bin noch Anfängerin«, entschuldigte sie sich schüchtern. »Ich muss noch viel lernen.«

Daraus bestand ihr erstes Gespräch.

»Und jetzt ein amerikanischer Squaredance«, verkündete der Conférencier.

Milla hatte ihn noch nicht gelernt und blieb deswegen sitzen. Die Musik setzte ein. »Cotton-Eyed Joe«, Country-Musik. Sie sah, wie Lukas Becker seinen Platz in einer der beiden Reihen einnahm, den Rücken ihr zugekehrt.

Sie beobachtete ihn. Anfangs wirkte er ein wenig unsicher und machte ein paar Fehler. Dann schien er sich allmählich an die richtigen Schritte zu erinnern und tanzte mit immer größerer Hingabe, freudig und schließlich sorglos, ja, fast

ausgelassen.

Sie hatte seinen Geruch noch in der Nase.

Gegen Ende des Tanzes blickte er sie an und lächelte ihr zu. Hastig wandte sie den Blick ab.

57

Fotokopie: Tagebuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 2. Oktober 2009

Muss ich das melden? Aber was soll ich Mevrou Killian sagen? Sie werden nicht glauben, wer am Freitagabend beim Tanzstundenball hereingeschneit kam?

Und dann? Dann schicken sie Agenten, die mit den Leuten von der Tanzschule reden, so wie sie neulich Christo ausgehorcht haben. Nein, danke.

Zehn zu eins, dass ich ihn niemals wiedersehe.

In *Crazy Mamma's Pizzeria* in Walvisbaai war Samstagabends immer etwas los. Es war lustig, voll und laut.

Reinhard Rohn trat ein und sah die Frau an der langen Theke im Hintergrund des Restaurants sitzen. Neben ihr war kein Barhocker mehr frei, so dass er zunächst an einem Tisch Platz nahm.

Er bestellte sich ein Bier und eine Pizza und beobachtete sie heimlich. Sie sah nicht besser aus als auf dem Foto: Ende vierzig, ein wenig übergewichtig, unvorteilhafte Frisur. Doch sie war allein.

Später wurde ein Stuhl neben ihr frei. Er stand auf und nahm sein zweites Bier sowie seine halb gegessene Pizza mit.

»Kann ich mich hierher setzen?«, fragte er sie.

»Na klar doch.« Sie musterte ihn ohne besonderes Interesse. Sie hatte bereits gegessen und trank irgendetwas mit Cola darin.

Er setzte sich neben sie und aß weiter. Sie blickte in die andere Richtung.

»Gut, die Pizza«, bemerkte er.

Sie merkte nicht sofort, dass er mit ihr redete. »Ach so, ja.«

»In Windhuk gehe ich am liebsten ins *La Dolce Vita*.«

Sie schüttelte den Kopf zum Zeichen, dass sie das Restaurant nicht kannte, und blickte ihn erneut an, diesmal etwas aufmerksamer.

Er zeigte auf seinen Teller. »Aber hier schmeckt die Pizza fast genauso gut.«

»Kommst du aus Windhuk?«, fragte sie.

»Ja. Ich bin geschäftlich hier. Und du?«

»Ich wohne hier schon seit neun Jahren.«

»Ach ja? Was machst du so?«

»Ich arbeite bei einer Fischereigesellschaft. Als Leiterin der Buchhaltung.«

(4. Oktober 2009. Sonntag.)

Milla saß an jenem Morgen an dem kleinen Schreibtisch in

Von Milla Strachan

Sie gab eine manuelle Seitentrennung ein und schrieb dann: *Kapitel eins*.

Darunter tippte sie die ersten beiden Sätze ihres jüngsten Versuchs ein. Sie hatte lange über diesen Anfang nachgedacht, war sich jedoch noch immer nicht sicher, ob er der richtige war.

Hannelie, die älter und klüger war, hatte mich oft gewarnt: Mit vierzig verändert sich alles.

Ich hatte ihr nicht geglaubt.

Die Buchhaltungschefin der Fischereigesellschaft rief Reinhard Rohn um kurz nach elf Uhr vormittags an. Er nahm das Telefonat in seinem Hotelzimmer entgegen.

»Hallo, hier ist Ansi.«

»Guten Morgen.«

»Was machst du gerade?«

»Ich arbeite. Und du?«

»Ich liege im Bett und denke an gestern Abend.«

»Und woran denkst du?«

»An alles.«

»Du bist mir ja eine ganz Schlimme.«

»Und wann wird dieses schlimme Mädchen dich wiedersehen?«

»Was hat das schlimme Mädchen heute Abend vor?«

(5. Oktober 2009. Montag.)

Bei Janina Mentz standen Friedensverhandlungen auf der Tagesordnung. Sie betrat Masilos Büro, baute sich, ohne zu zögern, vor ihm auf und fragte: »Was hätten Sie an meiner Stelle getan?«

Er ließ sich seine Überraschung nicht anmerken. »Ich hätte alles dafür getan, um den Terrorakt zu verhindern, selbst

wenn

»Hätten Sie überlegt, nach einer Lösung zu suchen, die sowohl den Terrorakt verhindert als auch unsere Zukunft gesichert hätte?«

»Natürlich.«

Mit sanfter Stimme spielte sie ihren Trumpf aus. »Der Minister hat heute Nachmittag angekündigt, dass der Fifa-Besuch am zwölften Oktober mit einer massiven Sicherheitsübung einhergehen wird, um die Einsatzbereitschaft der Polizei, der Stadtpolizei und verschiedener Einheiten der Armee zu testen. Er wird in diesem Zusammenhang die Öffentlichkeit um Geduld bitten, da umfangreiche Straßenblockaden und die Absperrung gewisser Wegstrecken Verkehrsstörungen verursachen können.«

Masilo versuchte, seine Erleichterung zu verbergen. »Danke«, sagte er.

»Nur zur Erinnerung, Tau, ich habe großen Respekt für das Engagement und den Einsatz unserer Mitarbeiter. Aber wenn das alles nicht die gewünschten Resultate erbringt, liegt es in meiner Pflicht und Verantwortung, das auch auszusprechen. Es ist der unangenehmste Teil meiner Arbeit, aber ich muss ihn mit demselben Engagement und demselben Einsatz tun.«

Masilo erhob sich halb und ließ sich dann langsam wieder zurück auf seinen Stuhl sinken.

»Tau, ich brauche Sie. Und ich verlasse mich auf Sie. Auch wenn wir Meinungsverschiedenheiten haben, müssen wir einander vertrauen, um unsere unterschiedlichen Pflichten erfüllen zu können.«

Er nickte. »Sie haben recht.«

»Werden Sie es sich überlegen, sich wieder mit mir an einen Tisch zu setzen?«

Während ihrer Tanzstunde um neunzehn Uhr löste sich etwas in Milla.

Vielleicht, weil sie zu spät kam und in Gedanken versunken war, weswegen sie keine Zeit gehabt hatte, sich Sorgen zu machen, und einfach drauflos tanzte. Vielleicht trugen auch die zwei Monate intensiven Unterrichts in Theorie und Praxis endlich Früchte, so dass sie sich bewegte, ohne zu überlegen, und die Musik von ihr Besitz ergriff. Der Tanzlehrer war so klug, nichts zu sagen, bevor der Tanz zu Ende war. Er ließ sie keine Schritte wiederholen und

gönnte ihr keine Verschnaufpause.

Erst nach der Stunde sagte er: »Milla, das war wunderbar.« Und Milla, deren Wangen vor Anstrengung und Freude gerötet waren, erkannte auf einmal, was sie geleistet hatte, und antwortete: »Ja, das war es.« Von Gefühlen, ja Euphorie überwältigt fügte sie hinzu: »Danke. Nein, ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll.«

Sie zog ihre Tanzschuhe aus, verabschiedete sich, nahm ihre Handtasche und verließ mit energisch beschwingtem Schritt den Saal. Ihre Handtasche schwang fröhlich hin und her, während sie die Treppe hinunter und durch den Flur ging und schließlich hinaus in den stillen, schönen Abend trat. Sie lief die Auffahrt entlang zu ihrem Auto.

Da rief jemand ihren Namen.

Sie drehte den Kopf, noch ganz von ihrem Glück erfüllt.

Lukas Becker kam auf sie zu.

Ein Lachen stieg tief aus Milla heraus, eine Gewissheit, dass diese Begegnung vorherbestimmt, dass sie gut und richtig war. Sie sagte »Hallo« und blieb stehen.

»Ich war gerade auf dem Weg zum Einkaufen, als ich dich in die Tanzschule gehen sah.«

Sie stand nur da und lächelte.

»Da habe ich beschlossen, dir eine Falle zu stellen, in der Hoffnung, dass du beim Herauskommen durstig, müde und wehrlos wärst«, neckte er sie gewagt, aber gutmütig.

»Nein, eigentlich nur die letzten zehn Minuten. Da, am Pfeiler«, antwortete er und lächelte jungenhaft verlegen. Dann lachte er.

Sie fiel in sein Lachen ein. »Durstig bin ich, sogar sehr. Und ein bisschen wehrlos.«

Fotokopie: Tagebuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 5. Oktober 2009

Liebe Jessica,

Du hast mich einmal gefragt, ob ich nie gefährlich gelebt habe. Heute Abend habe ich es. Ein bisschen. Und es war gut.

In dem thailändischen Restaurant, das nur wenige Straßen

von der Tanzschule entfernt lag, saßen sie draußen auf dem Balkon.

»Was machst du so?«, fragte er sie.

»Ich trinke Sprudelwasser mit einem Stalker und überlege, Sushi zu bestellen.«

»Touché. Nein, ich meinte, was machst du beruflich?«

»Ich bin Journalistin. Ich arbeite bei der Regierung, Abteilung Öffentlichkeitsarbeit, für eine Zeitung namens *News This Week*. Wenn ich morgen kündige, bricht die Regierung zusammen. Und du?«

»Ich war lange im Ausland. Fast dreizehn Jahre.«

»Was hast du da gemacht?«

»Ausgrabungen, die ersten sieben Jahre lang. Seit 2005 war ich im Irak. Ausbildung von Motorbootbesatzungen auf dem Tigris. Für die irakische Marine.«

»Wann bist du zurückgekommen?«

»Vor etwa drei Wochen.«

»Warum?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Dann sollten wir lieber Sushi bestellen.«

Fotokopie: Tagebuch von Milla Strachan

Datum des Eintrags: 5. Oktober 2009

Er war offen. Ehrlich. Locker im Umgang, sowohl mir als auch den Restaurantangestellten gegenüber. Er versuchte nicht, Eindruck zu schinden, indem er sich übertrieben witzig oder klug gab. Ganz selbstverständlich erzählte er von sich und genauso selbstverständlich hörte er mir interessiert zu.

Ich mag seine Stimme.

Ich habe ihm meine Handynummer gegeben.

»Ich bin zurückgekehrt, um eine Farm zu kaufen.«

»Am Kap?«

»Nein. Im Vrystaat. Zwischen Philippolis und Springfontein.«

»Warum ausgerechnet da?«

»Ich stamme aus dieser Gegend, und es ist sehr schön dort. Ich liebe diese Landschaft. Der Südwest-Vrystaat, die grasbewachsenen Ebenen und Hügel, Dornakazienwäldchen, von Weiden umgebene Quellen …«

»Und was machst du dann hier am Kap?«

»Du bist eine neugierige Frau.«

»Das hat mich mein Vater gelehrt: Wenn dich ein Mann verfolgt, finde alles über ihn heraus, was du kannst.«

»Dein Vater ist ein kluger Mann. Ich bin am Kap, um mir Geld zurückzuholen, das sich jemand von mir – geliehen hat. Und das ich brauche, um die Farm zu bezahlen.«

»Hast du deswegen im Ausland gearbeitet? Um eine Farm kaufen zu können?«

»Das war einer der Gründe.«

59

(6. Oktober 2009. Dienstag.)

Milla zog ihre Zugangskarte durch den Schlitz der Sicherheitstür, hörte das Klicken des Schlosses und trat ein. Sie blickte

Wenn die wüssten.

Einen Augenblick lang erwog sie die Möglichkeit, dass jemand sie gestern Abend gesehen haben könnte. Ihr Herz schlug schneller, und sie war sich plötzlich der vereinzelten Mitarbeiter auf den Fluren bewusst, die zu ihren Büros unterwegs waren. Sie suchte nach Zeichen von Interesse, ja, Abneigung, auch auf den Gesichtern ihrer Kollegen.

Doch sie begrüßten sie wie gewohnt.

»Guten Morgen«, sagte Mac, der in seinen Bildschirm hineinzukriechen schien.

Oom Theunie reinigte seine Pfeife. Er blickte auf und lächelte ihr zu. »Carmen. Du siehst heute Morgen besonders hübsch aus.«

Jessica kam zu spät. Wie jeden Morgen.

Allmählich entspannte sich Milla.

Vielleicht war das Profil alles, was sie hatten haben wollen. Vielleicht war Lukas Becker bereits wieder vergessen.

Quinn erkannte sie auf dem Foto nicht, denn die Belichtung war schlecht: Becker und die Frau auf dem Restaurantbalkon am Abend.

Erst als er den kurzen Bericht des Observationsteams mit der Beschreibung und dem Kennzeichen des weißen Clios las, stieß er auf ihren Namen. Milla Strachan. Das kam ihm bekannt vor.

Er musste eine Weile überlegen, bis er den Namen einordnen konnte: Er tauchte in einigen aktuellen PIA-Berichten auf, wenn er sich nicht täuschte.

Er warf einen Blick auf den Rechner und stellte fest, dass es sich tatsächlich um die neue Mitarbeiterin des Infoteams handelte. Zufall?, fragte er sich. Der Name war nicht geläufig, aber er sollte lieber auf Nummer sicher gehen. Wäre das nicht ein Hammer, würde das nicht einschlagen wie eine Bombe?

Er rief die Personalakte Millas auf und sah, dass Automarke, Farbe und Kennzeichen übereinstimmten. Er betrachtete ihr

Sie war es.

Er sah in der Datenbank nach, an welchen Berichten sie gearbeitet hatte.

Lukas Becker war der letzte.

Quinn sagte nichts, sondern pfiff durch die Zähne, voller Erstaunen und mit einer Art Bewunderung für das Schicksal, das die Operation Shawwal so hartnäckig beutelte.

»Quinn hat das Operationsteam reingerufen und alle gründlich befragt«, sagte Tau Masilo zu Mentz. »Sie sagten, Becker habe auf die Frau gewartet, draußen vor dem Einkaufszentrum. Dort gibt es ein Sportstudio und eine Tanzschule, in beiden könnte sie gewesen sein. Als sie gegen zwanzig Uhr herauskam, hat er sie angesprochen. Dann sind sie zusammen in das Restaurant gegangen, wo sie gegessen und sich bis zweiundzwanzig Uhr vierzig unterhalten haben. Anschließend ist er zurück zur Pension gefahren. Wir hatten nicht genügend Leute, um auch ihr zu folgen.«

Janina Mentz starrte an die Wand und schwieg, bis Masilo schließlich fragte: »Mevrou?«

Verärgert stand sie auf, ging hastig an ihren Schreibtisch, setzte sich an den Computer, fuhr mit der Maus hin und her und blickte konzentriert auf den Bildschirm. Masilo sah, wie ihr Gesicht allmählich rot anlief.

Sie sah ihn an. »CIA«, stieß sie hervor, als sei es ein

Schimpfwort.

Masilo versuchte, sie zu verstehen, gab aber schließlich auf. »Ich weiß nicht, worauf Sie hinauswollen.«

»Haben Sie sein Profil gelesen? Er arbeitet für die verdammte

CIA.«

Masilo dachte an Beckers Telefongespräche mit Inkunzi Shabangu zurück und daran, wie er nach dem Diebstahl seines Autos sein Geld zurückgefordert hatte. »Ich weiß nicht, ob ich mich Ihrer Meinung ohne weiteres anschließen kann.«

Masilo versuchte, sich an den Inhalt des Berichts zur erinnern, doch sie beantwortete bereits ihre eigene Frage. »Israel, Ägypten, Jordanien, Iran, Türkei. Und dann der Irak. Sagt Ihnen das etwas?«

»Einsatzorte der CIA.«

Sie schüttelte den Kopf und nahm das Foto von Becker und Milla auf dem Balkon in die Hand. »Sehen Sie sich die Frau mal an, Tau. Sehen Sie, wie Sie ihn anschaut.« Die Direktorin ließ sich langsam wieder auf ihren Stuhl sinken. »Ich bin sehr, sehr enttäuscht von ihr.«

Masilo und Quinn standen im Büro des Anwalts hinter der geschlossenen Tür.

»Haben Sie mit irgendjemandem über diesen Vorfall gesprochen?«, fragte Masilo.

»Nur mit dem Observationsteam.«

»Gibt es schon eine Akte? Irgendetwas im System?«

»Noch nicht.«

Masilo nickte erleichtert. »Belassen Sie es dabei, Quinn, das ist eine sehr heikle Angelegenheit. Es ist höchst wahrscheinlich, dass er sie gezielt ausgewählt hat. Dass er nicht der ist, für den wir ihn halten.«

Quinn dachte darüber nach. »Das würde mich erstaunen.«

»Wir können es uns nicht leisten, einen Fehler zu machen. Denken Sie an den Schaden für die Operation, den Schaden für unseren Ruf.«

Er sah Quinn an und vergewisserte sich, dass er ihn richtig verstanden hatte.

»Die Befehle der Direktorin sind eindeutig. Nichts wandert ins System. Alles bleibt bei Ihnen in der Schublade.

Strachans Name wird nirgendwo genannt. Von jetzt an ist sie bei uns unter dem Namen ›Miss Jenny‹ bekannt. So werden alle, die mit dem Fall zu tun haben, sie nennen, und dieser Name wird auf

»Ich verstehe.«

»Wir müssen ihre Wohnung durchsuchen, wir brauchen Mikrofone in jedem Raum. Noch heute. Und nur Ihr Einsatzteam wird sie abhören. Wir wollen genau wissen, was sie sich auf ihrem Rechner ansieht und welches Material sie hier anfordert, digital oder als Ausdruck. Und wir werden ihre Handygespräche abhören.«

»Observieren und verfolgen?«

»Nein, konzentrieren Sie sich auf Becker. Apropos: Wir möchten, dass Sie die beiden Shabangu-Handlanger aufspüren, mit denen Becker gearbeitet hat.« Masilo zog seine Notizen zurate. »Laut Transkription hat er zu Shabangu gesagt: *Ich habe einen von euch hier bei mir. Sein Name ist Enoch Mangope, der mit dem weißen Auge. Er behauptet, für Sie zu arbeiten.* Der Name des anderen lautet Kenosi, das ist alles, was wir wissen. Spüren Sie sie auf, Quinn, wir wollen genau wissen, was Becker zu ihnen gesagt hat. Noch Fragen?«

»Nein.«

»Der nächste Auftrag gilt Reinhard Rohn in Walvisbaai. Er soll sofort anfangen, seine Quelle anzuzapfen, und zwar heute noch.«

»Vielleicht ist es noch zu früh.«

»Wir haben keine andere Wahl. Nur noch sieben Tage, Quinn. Uns läuft die Zeit davon.«

»Ich werde es ihm sagen.«

»Das war vorerst alles, danke.«

Quinn stand auf und ging zur Tür. Dort hielt er noch einmal inne. »Warum ›Miss Jenny‹?«

Quinn runzelte die Stirn.

»Sie werden es schon herausfinden«, sagte Masilo.

Die Mountainstraat in Nuweland wurde von Bäumen gesäumt, die Häuser waren groß, die Mauern hoch.

Die Agenten, die Shahid Latif Osman observierten, hatten in einem unbenutzten Zimmer im obersten Stockwerk von Haus Nummer zwölf Posten bezogen, mit Einverständnis

des Hausbesitzers, der meist abwesend war. Es war kein idealer Aussichtspunkt, denn Osmans Haus stand schräg gegenüber, so dass sie nur das Tor, einen Teil der Einfahrt, die Garage, ein Stück Rasen und ein Stück der Haustür erkennen konnten. Doch etwas Besseres stand nicht zur Verfügung.

Um kurz nach neun sahen sie den weißen Toyota Yaris vor dem Tor anhalten. Der Agent änderte seine Position und stellte das starke Fernglas auf dem Stativ ein.

Er beobachtete, wie Becker ausstieg und auf das Tor zuging, vor dem die Sprechanlage auf einen glänzenden Pfosten montiert war. Becker drückte auf einen Knopf. Wartete.

Dann bückte er sich und sagte etwas in die Sprechanlage, richtete sich wieder auf und schaute durch das Tor.

Der Agent schwenkte das Fernglas auf die Eingangstür. Die Sekunden verrannen. Dann wurde geöffnet. Shahid Latif Osman trat in seinem Moslemgewand heraus und ging auf das Tor zu. Stolz und aufrecht.

Er sagte etwas zu Becker, blieb aber hinter dem Tor stehen und öffnete nicht.

Becker antwortete.

Osman schüttelte den Kopf.

Becker sagte wieder etwas.

Osman erwiderte, mit aggressiver Körpersprache.

Becker sprach erneut.

Osman schickte ihn mit einer Armbewegung weg.

Osman machte kehrt und ging zum Haus zurück. Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um, rief etwas, trat ins Haus und schloss die Tür.

Der Agent richtete das Fernglas wieder auf Becker. Er blieb noch einen Augenblick stehen, dann ging er zu seinem Auto.

Der Agent hätte schwören können, dass er lächelte.

Um 14:03 Uhr öffnete die Durchsuchungseinheit die Tür zu Milla Strachans Wohnung. Das Team war geschickt und erfahren. Erst fotografierten sie jeden Raum mit einer Digitalkamera, dann machten sie Aufnahmen von jedem Schrank und jeder Schublade. Erst dann begannen sie mit der Suche.

Derjenige, der die Tagebücher fand, rief Quinn an. »Hier

sind vierundzwanzig Stück. Sie reichen zurück bis 1986, das wird lange dauern.«

»Fotografieren Sie nur das letzte … die Seiten der letzten sechs Monate. Die anderen können wir eines nach dem anderen fotokopieren. Ab morgen.«

Erst um 15:32 Uhr, als sie mit der Hausdurchsuchung fertig waren und jeden Raum wieder genauso hergerichtet hatten wie auf den Fotos, kamen die Techniker, um die Wanzen anzubringen.

In Bo-Woodstock, Chamberlainstraat 15, trafen nach und nach die Mitglieder des Höchsten Rates ein.

Die Agentin unterrichtete Quinn unverzüglich und überprüfte die Funktion der Ausrüstung.

Ohne sich große Hoffnungen zu machen, setzte sie sich an das Empfangsgerät für das Betonmikrofon im Fuß der Satellitenschüssel.

Doch zu ihrer Überraschung hörte sie um 15:59 Uhr die empörte Stimme Shahid Latif Osmans: »Er hat behauptet, Shabangu hätte ihm gesagt, ich habe sein Geld. Ich oder Tweetybird.«

»Habe ich.«

»Komm, lass uns unten weiterreden.«

Um kurz nach sechs rief er an.

Sie saß vor ihrem Laptop im Schlafzimmer, um an ihrem Buch zu arbeiten.

Sie erkannte die Nummer nicht. »Milla«, meldete sie sich zögernd.

»Die Pommes frites im *Fisherman's Choice* sind immer goldbraun, knusprig, heiß und frisch, der Stockfisch innen ganz zart. Und es ist ein wunderbarer Abend.«

»Was versteht ein Mann aus dem Vrystaat von zartem Stockfisch?«

»Rein gar nichts, aber ich habe gehofft, dass du der Poesie meiner Worte nicht widerstehen könntest.«

»Klingt jedenfalls sehr evokativ …«

»Wir Männer aus dem Vrystaat kennen solche Fremdwörter nicht. Heißt das ›ja‹?«

»Wo ist das Fisherman's Choice?«

Quinn hatte die abfotografierten Seiten aus Milla Strachans Tagebuch vor sich auf dem Bildschirm.

Er begann mit den Einträgen der letzten Woche.

Sie hatte Becker am Freitagabend zum ersten Mal getroffen, bei einem Tanzabend.

Beckers Arrangement.

Quinn las von Millas Gewissensbissen und ihrer zunehmenden Faszination. Er ging zurück bis ganz an den Anfang und las die Einträge, die sie vor sechs Monaten geschrieben hatte. Damals war sie noch Hausfrau. Einsam. Orientierungslos.

Er folgte ihrer Wortspur bis zu ihrer Flucht und ihrer Anstellung bei der PIA, las über die Probleme mit ihrem Sohn, ihre intimen Gedanken, ihre allmähliche Emanzipation.

Dann klingelte sein Telefon. »Becker hat gerade Miss Jenny angerufen. Sie wollen wieder essen gehen.«

Reinhard Rohn lag im Bett. Ansie, die Leiterin der Buchhaltung bei Consolidated Fisheries, hatte den Kopf auf seinen Bauch gelegt und rauchte eine Zigarette. Der Aschenbecher stand auf der Wölbung ihres Bauchs.

»Ich habe gehört, dass ein Freund von mir kürzlich bei euch war«, sagte er.

»Wer denn?«

»Shahid Latif Osman. Aus Kapstadt.«

»Kennst du Osman gut?«

»Na ja, wenn ich ehrlich bin, ist er mehr ein Geschäftsfreund. Gestern habe ich zufällig am Telefon erwähnt, dass ich in Walvisbaai bin, und da sagte er, er habe vor etwa einem Monat auch geschäftlich hier zu tun gehabt. Bei euch.«

»Die Welt ist klein«, sagte sie.

»Ich habe gar nicht gewusst, dass er Fisch importiert.«

»Tut er auch nicht.«

»Ach nein?«

»Was macht der Osman, den du kennst?«

»Import, Export«, antwortete er absichtlich vage.

»Uns hat er etwas anderes erzählt. Er sagte, er sei Makler. Spekulant.«

»In Fisch?«

»Nein. Schiffe. Er hat eines unserer Boote gekauft.«

An der Kapstädter Waterfront, wo sich viele tausend Lichter auf der stillen Wasseroberfläche spiegelten, saß Milla Lukas Becker gegenüber und hörte ihm zu. Sie lauschte seiner Stimme, dem Tonfall, der Modulation – ruhig, friedlich, sanft. Ein Hauch von Selbstverleugnung schwang darin mit, als erhielte sein Leben nur durch ihr Interesse einen Wert. Und da war noch etwas anderes, eine eigene Melodie, die in ihr eine Saite zum Schwingen brachte, einen warmen Mantel um sie beide legte.

Erzähl mir von den Ausgrabungen, hatte sie ihn gebeten, als wüsste sie von nichts.

Er sagte, dies seien die spannendsten Erfahrungen seines Lebens gewesen.

Warum?

Ach, ich will dich nicht langweilen.

Tust du nicht.

Erst hatte er noch ein wenig gegessen. Dann fragte er sie, ob sie schon einmal über die Ebenen des Vrystaats gewandert sei und sich gefragt habe, wie es dort vor hunderttausend Jahren ausgesehen habe. Ob sie schon einmal im Veld etwas habe blitzen sehen, es aufgehoben und in den Fingern hin und her gewendet habe, ein Stück Straußeneierschale, rund gefeilt, ein Loch darin, und sich gefragt habe, wer es um den Hals getragen habe. Wie es gewesen sei, damals zu leben. Als die Springböcke zu Tausenden über die Savanne gezogen seien, als die Menschen nachts Feuer angefacht hätten, um die Löwen fernzuhalten, dort, wo heute Rinder und Schafe weideten und die Zivilisation Einzug gehalten habe. Habe sie sich je gefragt, warum Afrika uns Abkömmlinge Europas so tief bewege? Er habe darüber nachgedacht, seitdem er siebzehn, achtzehn war. Warum wir es *besitzen* wollten. Warum die Menschen in Afrika, allen voran die weißen *Afrikaner*, eine so starke Bindung zu dem Land verspürten, eine so tief verwurzelte Sehnsucht nach Grundbesitz. *Homo sapiens* ausgeht. Fast zweieinhalb Millionen Jahre,

wenn man *Homo habilis* mit einbezieht. Die Welt war unsere Heimat, wir strebten zum Horizont. Die Freiheit, die Bewegung lag in unseren Genen und war unsere Triebfeder. Doch dann, zwischen achtzehn- und vierzehntausend Jahren vor unserer Zeit, wurde die Kultur des Kebaran in der Levante von der des Natufien abgelöst, und zum ersten Mal begannen die Menschen, Naturgräser auszusäen …«

»Das Kebaran?«, fragte sie flüsternd, fast entschuldigend, weil sie nicht wollte, dass er aufhörte zu reden.

Er brachte sie bis zum Sicherheitstor.

Sie hätte ihn gerne noch hineingebeten.

»Ich möchte dich morgen Abend wiedersehen, Milla«, sagte er.

»Das wäre schön.«

Einen Augenblick lang standen sie einander schweigend gegenüber, dann sagte er: »Gute Nacht, Milla.«

(7. Oktober 2009. Mittwoch.)

Rajkumar wusste, dass es nicht seine Technik war, die ihnen zum Durchbruch verholfen hatte, sondern die altmodischen Ermittlungsmethoden Masilos und seines Mannes, dem nicht mehr ganz jungen und fast vergessenen Agenten Reinhard Rohn. Er versuchte, die Schlappe wettzumachen, indem er die Informationen weitergab, die morgens in aller Eile gewonnen worden waren: »Das alles haben wir aus ihren Systemen herausgeholt. Bei dem Schiff handelt es sich um einen sogenannten

»Sie denken in die falsche Richtung.«

»Madam, wir hatten keinen Grund zu der Annahme, dass wir die verkauften Schiffe überprüfen mussten …«

»Immer noch falsch, Raj. Sie fragen nach dem ›Wo‹, sollten aber nach dem ›Warum‹ fragen.«

»Ach …«

»Warum brauchen sie so ein Riesenschiff? Was wollen sie transportieren? Angenommen, Tau hat recht und das Ziel ist die amerikanische Fußballmannschaft, das Kapstädter Stadion oder beides. Dafür bräuchten sie doch keine tausend Tonnen Waffen und Sprengstoff.«

»Menschen«, warf der Anwalt ein. »Sie transportieren Menschen.«

»Genau«, sagte Mentz.

Raj strich sich die Haare über die Schultern und ärgerte sich über seine Blindheit.

»Sie schaffen ausgebildete Terroristen heran«, fuhr Mentz fort. »Wahrscheinlich von der al-Qaida trainiert. Das Schiff erklärt alles. Warum sie so viel Geld brauchten. Warum Macki involviert war. Möglicherweise haben sie die Diamanten als direktes Zahlungsmittel benutzt, Walvisbaai ist ein Schmugglerhafen. Das erklärt auch, warum sie nur einen so eingeschränkten Kontakt zu den Ravens hatten. Der Kernpunkt ist jedoch, dass wir bisher den Höchsten Rat observiert haben, der ab jetzt

»Bei allem Respekt«, fiel Rajkumar ein. »Das macht doch die Frage nach dem ›Wo‹ umso bedeutsamer.«

»Stimmt«, sagte Masilo.

»Wie können wir das Schiff also aufspüren?«

Auf diese Frage war Rajkumar vorbereitet. »Das hängt davon ab, wie viel ihnen daran liegt, geortet werden zu können.«

»Inwiefern?«

»Die SOLAS, die *International Convention for the Safety of Life at Sea*, ein Internationales Übereinkommen zum Schutz des menschlichen Lebens auf See, regelt

bestimmte Mindeststandards für die Sicherheit auf Schiffen. Seit 2006 wird von allen Schiffen größer als dreihundert Bruttoregistertonnen verlangt, unter anderem mit *Longe Range Identification and Tracking* zu fahren, einem System zur Identifizierung und Verfolgung über große Entfernungen. Wenn die LRIT- und AIS-Transmitter eingeschaltet sind, können wir über den Minister – oder irgendein Kabinettsmitglied – eine Kapitel-5-Anfrage an die International LRIT Data Exchange stellen, um den derzeitigen Aufenthaltsort des Schiffes zu ermitteln.«

»Und wenn sie die Transmitter nicht eingeschaltet haben?«

»Dann müssen wir nach Berichten über Schiffe suchen, die die SOLAS-Vorschriften missachtet haben, was eine Weile dauern wird. Die einzige effektive Lösung wäre, mit den Amerikanern in Verbindung zu treten und sie zu bitten, das Schiff mit Hilfe ihrer Satelliten zu suchen.«

»Ich werde nicht mit den Amerikanern reden.«

»Ich weiß, wie Sie darüber denken, Madam«, sagte Tau Masilo. »Aber wir haben keine andere Wahl. Uns läuft die Zeit davon, vor allem, weil sie keinen Hafen brauchen, um eine Terroreinheit abzusetzen. Man könnte die Leute auf See auf ein kleineres Boot umsteigen lassen, irgendwo vor der Küste. Und wir haben eine sehr lange Küstenlinie.«

»Weil sie falsche Schlangen sind«, antwortete Mentz.

»Aha …«

»Wir haben keine andere Wahl«, wiederholte Masilo.

Mentz sah den Anwalt voller Widerwillen an, sagte aber schließlich: »Raj, bereiten Sie die Kapitel-5-Anfrage vor. Ich rede mit dem Minister.«

»Nein!«, erwiderte der Minister ganz und gar nicht erfreut.

»Meneer …«, sagte Mentz.

»Nein, nein und nochmals nein. Was sollen wir denn den Amerikanern sagen? Jemand hat ein Schiff mit durchgeknallten Muslimen vollgeladen, die eure Fußballmannschaft umbringen wollen, würdet ihr uns bitte unter die Arme greifen? Denn wir schaffen es leider nicht allein, einen Haufen alter bärtiger Männer abzuwehren. Können Sie sich eigentlich vorstellen, welcher Druck momentan auf uns lastet? Die Aasgeier von der Presse kreisen über uns, die Weltmeisterschaft steht bevor, wir müssen den Zweiflern beweisen, dass wir es schaffen! Die Afropessimisten wollen doch, dass es uns misslingt, damit sie mit dem Finger auf uns zeigen und sagen können: Afrika ist und bleibt Afrika, durch und durch korrupt und bevölkert mit dummen Negern. Und in dieser Situation

verlangen Sie, dass ich neun Monate vor der Weltmeisterschaft den Amerikanern verkünde: Eure Mannschaft ist in Gefahr, und wir sind zu blöd, allein damit fertig zu werden? Als Nächstes kündigt Obama an, dass sie die Teilnahme absagen, weil das Risiko zu hoch ist. Nein, Janina, nein, nein …«

»Meneer, niemand hegt einen größeren Widerwillen gegen die Amerikaner …«

»Warum haben Sie die Muslime nicht verhaftet, Janina? Und zwar rechtzeitig?«

»Meneer, Sie wissen doch …«

»Ich weiß, was Sie mir sagen wollen. Ich habe Ihnen vertraut.«

»Ach nein? Wir bitten sie, ihre Satelliten auf unsere Gewässer zu richten, und sagen nichts?«

»Wir haben einen Trumpf in der Hand.«

»Wie bitte?«

»Die CIA hat soeben einen Infiltrationsprozess gestartet. Bei der PIA.«

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

»Doch.«

»Haben Sie Beweise?«

Sie legte das Foto auf seinen Schreibtisch. Lukas Becker am Internationalen Flughafen Kapstadt. »Gebürtiger Südafrikaner, der lange beim Militär war. 1994 ist er in die USA gegangen …«

»1994?«, fragte der Minister empört. »Einer von denen, denen unser neues, demokratisches Südafrika gegen den Strich ging?«

»Könnte gut sein. Wir sind noch dabei, seine Weltanschauung zu überprüfen, sind uns aber ziemlich sicher, dass er irgendwann zwischen 1994 und 1996 von der CIA angeworben wurde. Denn von 1997 bis 2004 wurde er an allen CIA-Brennpunkten eingesetzt: Israel, Ägypten, Jordanien, Iran und Türkei, unter dem Deckmäntelchen der Teilnahme an archäologischen Ausgrabungen. Von 2004 bis Anfang dieses Jahres war er ständig im Irak stationiert, als ›Arbeitnehmer‹ von Blackwater. Er besitzt mindestens ein amerikanisches Girokonto und zwei Festgeldkonten. Sein Barvermögen beträgt über zwei Millionen Rand, vorsichtig geschätzt. Vor einem Monat ist er auf einmal nach Südafrika zurückgekehrt und hat eine Schlüsselfigur des

Organisierten Verbrechens liquidiert. Zufällig observierten wir den Mann wegen seiner Verbindung zum Höchsten Rat.«

Der Minister ließ sich kopfschüttelnd zurück in seinen Stuhl sinken. »Die CIA«, sagte er, als böte das neue Perspektiven.

»Dieser Mann ist gerade dabei, sich an eine unserer Sachbearbeiterinnen heranzumachen.«

»Ganz recht.«

»Wie wollen Sie diese Information ausnutzen, Janina?«

»Ich werde sie nur im Notfall einsetzen. Man sollte nicht mit seinen Pfunden wuchern, wenn es nicht wirklich nötig ist.«

61

»Soll ich uns einen Kaffee kochen?«, fragte Milla, als sie vor dem Sicherheitstor ihres Hauses standen.

»Ja, gerne«, sagte er.

Sie gab den Code ein und öffnete das Tor. Mit klopfendem Herzen.

Sie sah ihn an.

»Möchtest du mir ein bisschen von dir erzählen?«

Die Agentin war vierunddreißig und eine von Quinns Vertrauten, eine seiner besten Leute.

Um 22:48 Uhr erreichte sie an ihrem Arbeitsplatz bei der PIA die Nachricht des Observationsteams, dass Becker und Miss Jenny vor ihrem Wohnhaus standen. Die Abhöraktion konnte beginnen.

Sie eilte in die Leitstelle, im Hinterkopf Quinns Instruktionen, dass keine Aufnahmen im System abgespeichert werden dürften. Nur eine Tondatei auf einem Stick, zu seinen Händen. Dazu eine handschriftliche Notiz über die Bedeutung der Aufnahme.

Sie schaltete den richtigen Kanal ein, öffnete das Computerprogramm und setzte die Kopfhörer auf. Sie wusste nichts über den Mann und die Frau, deren Stimmen sie hörte, sondern kannte nur ihre Codenamen.

Die High-Tech-Mikrofone waren so empfindlich, dass sie jedes Geräusch klar und deutlich registrierten – leise

Schritte auf dem Fußboden, das Knarren eines Stuhls, das Klirren von Tassen,

Die Agentin hörte unvoreingenommen zu und konzentrierte sich nur darauf, ob sie Informationen aufschnappte, die mit der Operation Shawwal zu tun hatten. Doch sie hörte nur einen Mann und eine Frau über ihr Leben reden, über ihre Kindheit, das Erwachsenwerden, die Ereignisse, die sie geprägt hatten.

Und später hörte sie zu ihrem Unbehagen intimere Geräusche. Um Mitternacht wurde es still, doch später erzählten die Laute subtil eine Geschichte von Körperkontakt und Liebkosungen, bis die Frau, die geheimnisvolle Miss Jenny, schneller atmete und schließlich vor Lust leise aufstöhnte.

Die Agentin fand es nicht sehr erotisch, denn wenn Quinn die Aufnahme morgen hörte, wusste er genau, dass sie auch zugehört hatte.

(8. Oktober 2009. Donnerstag.)

Die Amerikaner kamen zu viert.

Mentz reagierte erstaunt, denn sie kannte bisher nur zwei Agenten. »Wie ich sehe, haben Sie Zuwachs bekommen«, sagte sie.

»Janina, wie geht es Ihnen? Tau, nett, Sie wiederzusehen. Ich möchte Ihnen gerne zwei meiner Kollegen vorstellen«, sagte Bruno Burzynski, der CIA-Stationschef für das südliche Afrika, groß, athletisch und kahlköpfig. »Das ist Janet Eden, und das ist Jim Grand. Mark kennen Sie ja bereits.«

Als die Begrüßung beendet war und alle am Tisch saßen,

»Als landwirtschaftliche Berater, natürlich.«

Sie lächelte. »Ich möchte Ihnen im Namen des Ministers dafür danken, dass Sie so kurzfristig kommen konnten. Er lässt Ihnen Grüße ausrichten.«

»Ist uns wie immer ein Vergnügen. Richten Sie ihm ebenfalls Grüße aus.«

»Kann ich Ihnen einen Kaffee anbieten? Tee? Wasser?«

»Nein, danke.«

»Bitte bedienen Sie sich an den Erfrischungen hinter Ihnen, falls Sie es sich anders überlegen sollten. Und jetzt komme ich direkt zur Sache, wenn Sie nichts dagegen haben. Wie Sie vielleicht wissen, hat unsere Regierung gestern eine internationale Kapitel-5-Anfrage für die Suche nach einem Schiff gestellt. Unser Anliegen betrifft dieses Schiff, einen Stern Trawler.« Mit der Fernbedienung startete sie

Powerpoint auf dem großen Bildschirm. »Der Identifizierungscode des Schiffs ist ERA112. Es fährt unter namibischer Flagge, und der Name auf dem Bug lautet *The Madeleine*. Vor etwa drei Wochen wurde es von einer Fischereigesellschaft in Walvisbay verkauft. Leider hat der angeforderte SOLAS-Bericht ergeben, dass es die LRIT- und AIS-Transmitter nicht eingeschaltet hat, wodurch es sehr schwer zu finden ist. Wir müssen es aber dringend aufspüren. Daher hat der Minister vorgeschlagen, die befreundete amerikanische Regierung in diesem Fall um Hilfe zu bitten. Er und der Präsident würden es sehr zu schätzen wissen.«

»Es wäre uns eine Ehre, Ihnen zu helfen, soweit es möglich ist. Darf ich fragen, wer die neuen Schiffseigner sind?«

Sie hatte mit dieser Frage gerechnet. »Eine ziemlich unangenehme Gruppe von Leuten, die drohen, unsere nationale Sicherheit zu gefährden.«

Als Burzynski erkannte, dass sie nichts weiter offenlegen würde, sagte er: »Ich verstehe. Und an welche Art von Hilfe hat der Minister gedacht?«

»Der Minister ist gut informiert.«

»Darauf legt er großen Wert. Und er hat sich gefragt, ob die Vereinigten Staaten bereit wären, unsere junge

Demokratie zu unterstützen, indem sie uns ihre Technik zur Verfügung stellen. Um das Schiff zu orten, natürlich.«

Burzynski nickte gemessen, als müsse er über die Frage nachdenken. »Janina, wie Sie wissen, ist die Regierung der USA und insbesondere die CIA sehr daran interessiert, die Freundschaft zu unserem geschätzten Bündnispartner Südafrika zu erhalten und zu festigen. Wenn wir irgendwie helfen können, tun wir unser Möglichstes, wie immer. Aber ist Ihnen klar, welchen Einsatz an Manpower und Ressourcen eine Satellitensuche kosten würde? Insbesondere, wenn das Schiff den LRIT-Transmitter nicht eingeschaltet hat. Der Trawler ist seit Wochen von der Bildfläche verschwunden, und Zeit ist Geld.«

»Bitte klären Sie mich auf.«

»Wir müssten mit einer weltweiten Suche rechnen, Janina. Sie könnten überall sein. Die Logistik wäre immens.«

»Ich verstehe …«

»Ich sage nicht, dass wir Ihnen nicht helfen können. Aber um … sagen wir, meine Vorgesetzten zu motivieren, brauche ich mehr Informationen.«

»Selbstverständlich. Deswegen hat der Minister dieses Schreiben hier aufgesetzt.« Sie schob es Burzynski über den Tisch hinweg zu. »Wie Sie sehen werden, hat er erklärt, dass der Fall sowohl von nationalem als auch von

internationalem Sicherheitsinteresse ist, mit höchster Dringlichkeitsstufe.«

»Und?«

»Er drückt seinen tiefen, aufrichtigen Dank aus.«

»Ist registriert. Aber bei allem Respekt, Janina, wir brauchen mehr als das.«

»Art und Umfang der Bedrohung. Besonders in internationaler Hinsicht.«

»Leider sind wir momentan nicht in der Lage, Ihnen weitergehende Informationen zu geben. Doch wenn Sie uns helfen, das Schiff zu finden und wir auf irgendwelche, für die CIA relevante Informationen stoßen, gebe ich Ihnen mein Wort, dass wir sie an Sie weiterleiten.«

»Janina, so kommen wir nicht weiter.«

»Wie schade. Ich dachte, das wäre eine gute Gelegenheit für die CIA … unser Vertrauen zurückzugewinnen.«

»Ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Oh, ich bin mir sicher, dass Sie das können, aber das spielt jetzt keine Rolle. Darf ich Sie bitten, unser Anliegen

an Langley weiterzuleiten?«

»Gibt es Unstimmigkeiten, von denen ich nichts weiß, Janina?«

»Ich habe keine Ahnung, was Sie wissen und was nicht, Bruno. Werden Sie unser Ersuchen weiterleiten?«

»Natürlich. Ich werde mein Möglichstes tun.«

»Besten Dank.«

62

Zwischen Milla und der Wirklichkeit lag eine gewisse Distanz, ein weiches Kissen, ein leichter Nebel. Ihr Körper spürte ihn noch, sie konnte ihn noch riechen und schmecken. Seine Worte, seine Erzählungen klangen noch in ihr nach.

Oom Theunie kam zu ihr und legte ihr einen Arm um die Schultern. »Ist alles in Ordnung?«

Sie reagierte verzögert, blickte auf und lächelte. »Oh, ja.«

»Du wirkst ein bisschen abwesend heute Morgen.«

»Kann gut sein.«

Und sie dachte: So fühlt es sich also an, verliebt zu sein. Mit vierzig.

»Wie konnte das denn passieren?«, fragte Quinn und versuchte, sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen.

»Am Flughafen. Er hat den Wagen zu Tempest Car Hire zurückgebracht und ist dann zum Abflugterminal gegangen. Damit hatten wir nicht gerechnet, und als wir schließlich dort ankamen, war er verschwunden.«

»Wie lange ist das her?«

»Fünf … sechs Minuten. Die Schlangen vor den Schaltern sind lang, Meneer, aber er hat sich nirgendwo angestellt. Ich glaube nicht, dass er ein Flugzeug bestiegen hat. Er muss das Gebäude durch einen anderen Ausgang verlassen haben.«

»Das bedeutet, dass er Sie gesehen hat.«

»Nein, Meneer, das ist unmöglich!«

»Suchen Sie weiter. Ich melde mich gleich wieder.«

Quinn stieß einen Fluch aus und eilte zu Rajkumars Team hinüber. Er wollte wissen, ob Becker ein Flugticket gekauft hatte, und wenn ja, warum sie nichts davon wussten.

»Verdammt, Quinn!«, fluchte Masilo.

Quinn wusste, unter was für einem immensen Druck sein Chef stand. Mit ruhiger Stimme versprach er: »Wir werden ihn kriegen.«

»Ja, das werden Sie. Denn ich gehe nicht ins Büro dieser Frau und beichte, dass wir nicht wissen, wo er ist.«

»Wir werden ihn kriegen, denn wir haben einen Anhaltspunkt«, sagte Quinn leise.

»Welchen?«

»Miss Jenny. Er hat die Nacht bei ihr verbracht. Dort fangen wir ihn ab.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

Nach dem Mittagessen rief Burzynski an. »Ich gehe davon

aus, dass die Leitung auf Ihrer Seite ebenfalls sicher ist, Janina?«

»Das ist sie.«

»Bruno, das sind wirklich gute Nachrichten. Ich bin Ihnen zutiefst zu Dank verpflichtet.«

»Ich bitte Sie, Janina. Das ist unter Freunden doch ganz selbstverständlich.«

Als Janina Mentz Masilo über die Kooperationsbereitschaft der CIA unterrichtete, stellte sie überrascht fest, dass er nicht erfreut reagierte.

»Das bestätigt unsere Vermutungen«, betonte sie.

»Ich hatte meine Bedenken wegen Becker und der CIA«, erwiderte er. »Aber Sie hatten recht. Sie haben Becker gewarnt. Ihn darüber informiert, dass wir von ihm wissen. Er hat heute Nachmittag unsere Leute abgeschüttelt und ist verschwunden.«

»Mein Gott, Tau …« Sie setzte sich.

Er hob resignierend die Hände. »Im Nachhinein betrachtet

war das zu erwarten. Quinn glaubt aber, dass wir ihn bald wiederfinden, weil er wahrscheinlich erneut mit Miss Jenny Kontakt aufnimmt.«

»Das bezweifle ich.«

»Ich auch. Aber es gibt noch einige offene Fragen, Mevrou, manches, was ich nicht verstehe. Warum hatte die CIA ein Interesse an Shabangu? Warum hätten sie ihn aus dem Weg räumen wollen?«

»Ich glaube nicht, dass sie ihn eliminieren wollten«, entgegnete Mentz. »Überlegen Sie mal, wie es passiert ist. In seinem Schlafzimmer. Warum hätten sie sich solche Mühe machen sollen, wo sie ihn auf offener Straße hätten erschießen oder eine Bombe in seinem BMW hätten zünden können?«

»Gutes Argument.«

»Ich glaube, bei Shabangu ging es um Verhandlungen, die schiefgelaufen sind. Oder ein Verhör.«

Masilo dachte darüber nach. »Wir werden es herausfinden.«

Becker rief Milla an, während sie in ihrem Renault auf dem Weg nach Hause war.

»Wann bist du zum letzten Mal auf den Leeukop gestiegen?«

Sie hatte sich schon den ganzen Tag nach diesem Augenblick gesehnt, und sofort durchfuhr sie ein Stich der Freude. »Das habe ich noch nie gemacht.«

»Heute ist Vollmond, und ich habe eine Flasche Champagner.«

»Ich hole uns bei Melissa's etwas zu essen.«

»Perfekt. Aber nicht zu viel, denn wir müssen alles hochschleppen. Ich bin in einer Stunde bei dir.«

Milla hielt vor dem Haus, das Handy in der Hand, und bemerkte erst im Nachhinein, dass irgendetwas an seiner Stimme anders gewesen war als sonst. Und sie kannte seine Stimme inzwischen gut, schließlich hatte sie ihm drei Abende hintereinander intensiv zugehört. Da war ein leichter Missklang gewesen, ganz subtil. Als hätte er sich bemüht, munter zu klingen, ohne dass es ihm so recht gelang.

Oder hatte sie es sich nur eingebildet? War einfach die Verbindung schlecht gewesen?

Mit einem Blick auf das Telefon in ihrer Hand stellte sie jetzt erst fest, dass es nicht die Nummer gewesen war, die sie so feierlich unter dem Namen »Lukas« in ihrem Adressbuch gespeichert hatte.

»Er benutzt ein anderes Handy und eine andere SIM-Karte«, sagte die Abhörspezialistin zu Quinn. »Aber wir haben ihn jetzt.«

»Haben Sie auch seine Position?«

»Ja. Milnerton. Marine Drive. Er ist mobil, aber das Telefon ist abgeschaltet. Wir überwachen ihn weiter.«

Quinn sah auf die Bildschirme in der Leitstelle. Sie zeigten die Fassade von Millas Wohnblock – die Kamera war auf dem Dach

»Wir haben es gehört. Wir sind in Bereitschaft.«

Um 18:17 Uhr hielt der Mietwagen vor Daven Court. Ein Mann stieg aus.

»Das ist er«, sagte Quinn.

»Fährt er jetzt Taxi?«, fragte die Agentin neben ihm.

»Finden Sie die Nummer des Taxis heraus. Ich will wissen, wo er eingestiegen ist.«

Quinn starrte auf das Bild. »Und sehen Sie sich das mal an. Er hat nur einen Rucksack dabei.«

»Meneer?«

»Er hat heute Morgen aus der Pension ausgecheckt. Wo ist sein Gepäck?«

Jetzt konnte sie seinen Gedanken folgen. »Er zieht nicht bei Miss Jenny ein. Er hat irgendwo eine neue Unterkunft gefunden.«

»Genau«, sagte Quinn.

Als er hereinkam, umarmte und küsste er sie. Da war er wieder, der Lukas von gestern Abend mit all seiner Herzlichkeit.

Es muss am Telefon gelegen haben, dachte Milla.

Sie gingen in die Küche, packten seinen Rucksack. »Ich habe im Moment kein Auto, würde es dir etwas ausmachen, wenn wir mit deinem fahren?«

»Natürlich nicht.«

Auf dem Weg zum Leeukop bemerkte sie, dass er stiller war als sonst, obwohl er ihre Hand hielt. »Wie war dein Tag?«, fragte sie.

»Ich hatte viel zu tun«, antwortete er.

Er war einfach müde. Natürlich war er das, denn sie hatten nicht viel geschlafen, und vielleicht hatte er einen schweren Tag hinter sich. Sie wusste nicht einmal, was er machte.

Er lachte, liebevoll und dankbar. »Danke dir, aber so beschäftigt war ich nun auch wieder nicht.«

»Sie haben das Auto geparkt. Jetzt steigen sie auf den Berg. Was sollen wir tun?«, fragte der Agent.

Quinn wog das Für und Wider ab. »Bleiben Sie beim Wagen, wir wollen nichts riskieren.«

»Okay«, sagte der Agent dankbar.

Das ist der dritte Tag, an dem Becker mit ihr irgendwo hingeht, an einen öffentlichen Ort, dachte Quinn. Mied er die Wohnung absichtlich? Vermutete er, dass sie abgehört wurde?

Sie saßen nebeneinander auf einem Felsen, jeder ein Glas Champagner in der Hand, das Essen vor ihnen ausgebreitet. Der Mond glänzte wie eine Silbermünze. Seepunt und Groenpunt lagen vor ihnen, die Stadt rechts. Die N1 wand sich wie eine glitzernde Schlange in Richtung der dunklen Hottentots-Hollandberge. Außer ihnen waren noch andere Leute auf dem Gipfel, kleine Gruppen, die sich, genau wie sie, gedämpft unterhielten.

Er erzählte ihr von dem Artikel in *Die Burger*, über die britischen Wissenschaftler, die glaubten, der Mensch sei evolutionär am Ende angelangt, weil es im Grunde keine natürliche Auslese mehr gebe. Er fand diese Sichtweise interessant, war aber nicht ganz damit einverstanden.

Dann wurde er still, und Milla versuchte, ihn weiter über seinen Tag und seine Tätigkeiten auszufragen, doch er rückte etwas von ihr ab und erwiderte ausweichend: »Milla, ich muss dir etwas erzählen.«

Sie merkte, wie ernst es ihm war. »Was denn?«, fragte sie und griff nach ihren Zigaretten.

»Ich muss ein wenig überlegen, Milla, damit ich die richtigen Worte finde. Das bin ich dir schuldig.«

Er sah ihr Unbehagen und streckte die Hand nach ihr aus, ließ sie aber wieder sinken, als hätte er es sich anders überlegt.

»Am Freitag habe ich in Durbanville am Automaten Geld abgehoben. Da habe ich das Schild der Tanzschule gesehen. Ich hatte vor fünf Jahren zum letzten Mal getanzt. Auf meine Nachfrage hin sagte man mir, es finde ein geselliger Abend statt und ich könne als Gast teilnehmen. Und dann habe ich dich gesehen. Und mit dir getanzt. Und nachdem ich mich gesetzt hatte, wurde mir klar, dass ich … gerne noch öfter mit dir tanzen wollte. Und dann, am Montagabend, habe ich dich ganz zufällig wiedergesehen …«

»Warum hast du es nicht getan?« Sie verstand auf einmal. Er wollte die Bremse ziehen. Nachdem er mit ihr geschlafen hatte. Sie konnte nicht verhindern, dass ihre Stimme verächtlich klang.

»Wie meinst du das?«

»Warum hast du am Freitagabend nicht noch einmal mit mir getanzt?«

»Das wollte ich dir gerade erklären. Die Umstände waren für mich nicht günstig …«

»Umstände? Welche Umstände?« Sie wurde jetzt wütend über seinen Verrat, seine lahme Ausrede.

Er wog seine Worte sorgfältig ab. »Ich glaube, du verstehst nicht, was ich dir sagen will. Ich will nicht aufhören, mich mit dir zu treffen. Das könnte ich gar nicht. Aber ich stehe unter einem gewissen Zeitdruck, Milla. Es hat mit den Leuten zu tun, die mir mein Geld gestohlen haben. Es wäre besser, wenn wir uns in den nächsten paar Tagen nicht sehen würden, und ich möchte dir gerne erklären warum. Ich will dich nicht in Gefahr bringen.«

»Uns nicht sehen? Und inwiefern in Gefahr?«

»Kann ich dir die ganze Geschichte erzählen, von Anfang an?«

Sie sah erst ihn an und dann das Päckchen Zigaretten, das sie noch immer in der Hand hielt. Sie nahm eine Zigarette heraus,

»Lässt du mich ausreden, bis ich fertig bin?«

Sie nickte.

Er stellte das Champagnerglas ab. »Ich habe in den letzten Jahren versucht, meine Kapitalanlagen zu streuen, anstatt alles in einem Fonds zusammenzufassen. Ein Konto hatte ich bei der Northern Rock Bank, die letztes Jahr durch die Finanzkrise in Schwierigkeiten geraten ist. Damals bin ich nach London geflogen und habe den gesamten Betrag abgehoben, weil ich erst abwarten und weitersehen wollte.

Aber dann hatte ich das viele Bargeld am Hals, und das im Irak. Mir blieb nichts anderes übrig, als es in einem Schließfach zu deponieren. Bis ich vor drei Wochen hierher zurückgekehrt bin. Mit dem Geld in meinem Rucksack. Das war mein erster Fehler. Und dann kam der nächste. In Johannesburg. Am Flughafen habe ich ein schickes Auto gemietet. Das war nicht geplant, sie hatten mir ein Upgrade angeboten, und vor mir lagen die unbefestigten Straßen im Vrystaat. Also wählte ich einen Mercedes ML und fuhr nach Sandton, um mir ein Hotelzimmer zu nehmen und mich auszuschlafen. Da wurde der Wagen gekapert. Vier Kerle mit Pistolen, ich hatte keine Chance. Das Geld war in meinem Rucksack im Kofferraum. Ich habe gefragt, ob ich mein Gepäck rausholen dürfte …«

»Und da haben sie das Geld gestohlen?« Die Frage rutschte ihr unwillkürlich heraus. Er lächelte über die Unterbrechung. »Entschuldige«, sagte sie.

»Ja, das Geld haben sie gleich mitgenommen. Vierzigtausend Pfund Sterling. Eine halbe Million Rand.«

Milla schnappte nach Luft und musste sich zwingen, ihn nicht erneut zu unterbrechen.

»Es war eine interessante Erfahrung«, fuhr er fort, »sie davonrasen zu sehen. Ich bin ihnen hinterhergerannt, ein paar hundert Meter weit …«

Milla sah ihn gespannt an. Ihr Herzklopfen hatte sich ein wenig gelegt.

Sie nickte, denn sie konnte ihn gut verstehen.

»Als mir das Geld gestohlen wurde … Als mir klar wurde, dass die Polizei in Sandton es jeden Tag mit zwei, drei solcher bewaffneter Überfälle mit Autodiebstahl zu tun hat und dazu noch allen möglichen anderen Verbrechen … Und selbst wenn sie die Kerle erwischen, stehen die Chancen gering, dass sie auch das Geld finden. Ich brauche es aber unbedingt, um die Farm zu bezahlen, sonst fällt der Kauf ins Wasser. Da habe ich entschieden, mir das Geld auf eigene Faust zurückzuholen. Das erste Problem bestand darin, die Ganoven aufzuspüren. Einer von ihnen hatte ein ernstes Augenproblem, eine weiße Verfärbung der Hornhaut. Ich wusste, wenn ich ihn den richtigen Leuten beschrieb … Es hat ein paar Tage gedauert, ich habe mich umgehört, habe Leute geschmiert, bis ich ihn hatte. Dann hat es noch einen Tag gedauert, bis er mir sagte, für wen er arbeitete. Von da an habe ich mit ihnen verhandelt, mit dem Boss, Julius Shabangu …«

Bei dem Namen erschrak Milla, denn sie kannte ihn.

»… und die Spur meines Geldes führte ans Kap. Deswegen bin ich hier. Die Leute, mit denen ich zu tun

habe, sind allerdings

»Augenblick«, warf sie ein. »Geh doch zur Polizei. Jetzt, wo du weißt, wer dein Geld hat.«

»Shabangu ist tot, Milla, er wurde letzte Woche in seinem Haus erschossen. Wenn ich zur Polizei gehe und sage, dass er mir mein Geld gestohlen hat … Verstehst du?«

63

Die Last ihres eigenen Betrugs legte sich auf Milla wie ein schwerer dunkler Schatten, eine Bürde, die immer drückender wurde. Sie hätte Lukas beichten müssen, dass sie von Shabangu, der Pagad, dem Organisierten Verbrechen und vielem mehr wusste – und ihm von dem Profil erzählen müssen, das sie erstellen musste und das sich zu einem immer deutlicheren Bild von ihm verdichtete.

Doch sie konnte es nicht, denn sie hatte Angst, ihn zu verlieren.

Das Unheil, das sie zeit ihres Lebens versucht hatte, unter der Oberfläche zu halten, stieg jetzt nach oben und traf sie. Sie versuchte, es wieder zurückzudrängen. Sie bot Lukas an, ihm das Geld zu leihen. Sie versuchte, mit ihm zu

diskutieren, ihm einzureden, dass es noch andere Farmen gab. Es sei doch nur Geld, es sei nicht der Mühe wert, doch er schüttelte nur den Kopf, beruhigte sie, berührte sie und sagte, mach dir keine Sorgen. Ich weiß, was ich tue.

Schließlich, kurz vor ihrem Abstieg, legte er ihr beide Hände auf die Schultern und betonte: »Milla, ich muss das tun. Ich werde nicht weglaufen. So bin ich nicht.«

Als sie vor ihrem Haus anhielten, bat sie: »Bitte bleib heute Abend noch bei mir.«

Eine halbe Stunde, nachdem sie durch das Tor getreten waren, sah Quinn, wie in Milla Strachans Schlafzimmer das Licht anging.

Er stand auf. »Sieht so aus, als ob er bei ihr übernachtet. Ich bin dann mal weg.«

»Schlafen Sie gut«, sagte die Agentin.

»Wenn er sich muckst, rufen Sie mich an.«

»Mache ich.«

Um kurz vor Mitternacht lag sie in seinen Armen in ihrem Bett und dachte über alles nach. Sie verglich Lukas Becker mit ihrem Exmann, dachte an ihren eigenen Kampf, ihr Leben zu ordnen und ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

»Bist du noch wach?«, flüsterte sie schließlich.

»Ja.«

»Ich verstehe dich. Und ich will dich nicht anders haben, als du bist.«

(9. Oktober 2009. Freitag.)

Sie schlief unruhig, weil sie ihn so deutlich an ihrer Seite spürte.

Um kurz nach vier erwachte sie, weil er sich bewegte. Sie hörte, wie er leise aufstand und ins Badezimmer schlich. Anschließend ging er in die Küche.

Dort blieb er eine Weile.

Sie hörte, wie er zurückkam und sich anzog. Sie spürte den leichten Kuss auf ihrer Wange. Stille, ein Rascheln neben dem Bett, dann seine leisen Schritte, die sich aus dem Zimmer entfernten.

Die Haustür ging auf und wieder zu.

Er trat hinaus, den Rucksack auf dem Rücken, und lief zielstrebig die stille Straße entlang, ohne sich umzublicken. Er beschleunigte seine Schritte und verschwand um die Ecke. Sie blieb stehen, bis ihre Gefühle sie überwältigten.

Sie wollte sich wieder hinlegen, als sie den Brief auf ihrem Nachtschränkchen sah.

Ihr Name stand auf dem weißen Umschlag. Sie öffnete ihn.

Liebe Milla,

mein Verstand sagt, dass es zu früh ist, um Dir zu gestehen, dass ich Dich liebe, aber mein Herz spricht eine andere Sprache.

Unten steht eine Handynummer, für den Notfall.

Lukas

Sie las den Brief dreimal. Da sie wusste, dass sie nicht wieder würde einschlafen können, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und zog ihr Tagebuch heran.

Sie begann zu schreiben.

Die Agentin sah Becker zum Tor hinauskommen. Ihre Müdigkeit war wie weggeblasen. Sie griff nach dem Funkgerät und rief die drei Observationsteams an. Gehetzt teilte sie ihnen mit: »Becker hat sich auf den Weg gemacht, er ist gerade zum Tor raus und geht nach Westen in Richtung Highlands Avenue.«

Keine Antwort. »Hallo, hört mich jemand?«

Es dauerte einen Augenblick, bevor eine schläfrig-heisere Stimme etwas verwirrt antwortete: »Wir sehen ihn.«

»Er ist jetzt außerhalb meines Blickfelds, sagen Sie mir, wohin er geht.«

»Er kommt die Highlands hinunter und geht in Richtung Stadt.«

»Sie dürfen ihn nicht verlieren!«

»Er würde uns sehen. Hier herrscht Totenstille, keine Menschenseele ist unterwegs.«

»Jetzt rennt er los. Er rennt, verdammt noch mal!«

Um 5:19 Uhr rief die Agentin Quinn an.

An den Geräuschen hörte sie, dass er mehrmals nach dem Handy greifen musste.

»Bleiben Sie am Apparat«, sagte er gedämpft zu ihr. Sie hörte Quinns Atem, dann fragte er: »Gibt es etwas Neues?«

»Wir haben ihn verloren«, antwortete sie sachlich, denn sie wusste, dass es nichts zu beschönigen gab.

Lange schwieg er, dann seufzte er. »Wo?«

»Im Kompanjiestuin. Der Park hat einfach zu viele Ausgänge. Die Kollegen suchen noch nach ihm, aber ich glaube nicht, dass sie ihn finden.«

»Hat er uns gesehen?«

»Ja, wir glauben schon. Das war wohl ein Teil des Problems.«

Quinn versuchte, die neuen Informationen einzuordnen. »Ich

komme.«

Missmutig legte Masilo die mildernden Umstände dar: die späte Stunde, die verlassenen Straßen, die Tatsache, dass Becker zu Fuß war und ahnte, dass man ihm folgte.

Mentz blieb merkwürdig ruhig. »Spielt das denn wirklich eine Rolle? Jetzt, wo die CIA weiß, dass wir von ihm wissen?«

»Höchstwahrscheinlich nicht. Ich wundere mich nur darüber, dass er immer noch so erpicht darauf ist, unsere Observationsteams abzuschütteln.«

»Die Amerikaner haben wohl ihre eigenen Pläne.«

»Ja, aber ich durchschaue sie nicht. Ich habe noch einmal alle Protokolle und Berichte durchgelesen, und es gibt nur ein Szenario, das mir plausibel erscheint.«

»Und das wäre?«

Der Anwalt zog seine Notizen zu sich hin. »Aus den Unterlagen geht hervor, dass Becker am zwölften September von

Mentz nickte gemessen.

Jemand klopfte an die Tür von Masilos Büro. »Herein!«

Quinn steckte seinen Kopf herein. Er sah Mentz und grüßte: »Guten Morgen, Mevrou.«

»Guten Morgen, Quinn.«

»Soll ich später noch einmal wiederkommen?«

»Nein«, sagte Masilo. »Gibt es etwas Neues?«

»Es geht um Miss Jenny. Sie ist dabei, eine Reihe von Berichten und Dateien im System zu öffnen.«

»Welche?«

»Shabangu, der Höchste Rat, Pagad, Tweetybird, Organisiertes Verbrechen. Es ist, als verfolge sie eine Spur.«

Mentz reagierte als Erste und sagte: »Das sind gute Nachrichten. Sie tut das für ihn. Für Becker. Das bedeutet, dass er sie erneut kontaktieren wird.«

Das PIA-Team, das Shahid Latif Osman verfolgte, stand ein paar Straßen von der Coronationstraat-Moschee entfernt neben dem Gelände der Zonnebloem-Mädchenschule, da sie Osmans

»Scheiße!«, fluchte der Agent mit dem Fernglas plötzlich.

»Was denn?«, fragte der Fahrer.

»Lass den Motor an.«

»Was siehst du?«

»Da ist so ein Typ – Herrgott, ruf Quinn an, der Typ hat gerade Osman entführt! Fahr los!«

»Haltet genügend Abstand!«, befahl Quinn. »Wir verfolgen ihn über den Sender.«

Er beobachtete den blinkenden Pfeil auf dem Stadtplan von Kapstadt und sah, wie sich Osmans Auto in Richtung Woodstock bewegte.

»Können Sie den Mann beschreiben?«

»Ein Weißer, dunkelhaarig, das ist alles, was ich erkennen konnte.«

»Ich schicke Ihnen ein Foto aufs Handy. Überprüfen Sie, ob Sie den Mann wiedererkennen.« Quinn nickte der Agentin neben ihm zu, damit sie das Bild übermittelte.

»Roger.«

»Es kann einen Moment dauern, wir müssen das Bild erst verkleinern.«

»Roger.«

Quinn verfolgte die Route des Autos auf dem Bildschirm. Es sah so aus, als seien sie unterwegs in die Chamberlainstraat. Warum?

Doch der Pfeil bewegte sich in nördlicher Richtung über die Melbournestraat an den möglichen Abzweigungen vorbei bis nach Victoria.

Wohin waren sie unterwegs?

Quinn sagte ins Handy: »Das Foto ist versendet. Geben Sie Bescheid, wenn Sie es erhalten haben.«

Auf dem Bildschirm folgte Osmans Auto der Pleinstraat und bog dann rechts ab in die Albertstraat.

»Es könnte der Mann sein, aber ich bin mir nicht sicher«, meldete der Beifahrer des Verfolgerfahrzeugs.

Die logische Strecke in Richtung Autobahn hätte von der Albertstraat aus durch die Kerkstraat in Woodstock geführt, doch der Peilsender gab an, dass Osmans Auto in die entgegengesetzte Richtung abbog.

Und dann links in die Treatystraat. Unerklärlich.

»Haltet Abstand!«, befahl Quinn den Verfolgern. »Das ist eine Einbahnstraße, sie müssen auf der anderen Seite wieder raus.«

Der Pfeil verharrte auf dem Stadtplan.

Quinn blickte stirnrunzelnd auf den Bildschirm.

»Ist das ein Industriegebiet?«, fragte er.

»Ja, am Arsch der Welt.«

Noch immer stand Osmans Auto still.

Dann begriff Quinn, was Becker vorhatte, denn er war sich sicher, dass es Becker war. Er fluchte nicht, das war nicht seine Art. Er sagte nur ins Handy: »Los! Fahrt sofort zu Osmans Auto. Beeilt euch!«

64

Quinns mündlicher Bericht an Masilo war sachlich. Er verbarg seine Enttäuschung.

Er sagte, Becker und Osman hätten in der Treatystraat angehalten, direkt neben den Eisenbahngleisen. Das Verfolgerteam kam gerade noch rechtzeitig, um zu sehen, wie Becker Osman über die vier Gleisspuren zerrte, bevor die beiden Männer zu Fuß durch Öffnungen in den hohen Zäunen schlüpften und verschwanden. Sie glaubten, Becker habe einen Rucksack und dazu eine Reisetasche über der Schulter getragen und er habe eine Waffe in der rechten Hand gehalten.

Sie waren ihnen hinterhergerannt, aber Beckers Vorsprung war zu groß gewesen. Aus einer Entfernung von hundert Metern heraus, jenseits von Fabriken und Lagerhäusern, hatten sie

Es musste sich, so berichtete Quinn sachlich, um einen gut ausgebildeten Mann handeln, der seinen Plan klug vorbereitet hatte und der wusste, dass er und /oder Osman verfolgt wurden. Und zumindest musste er vermutet haben, dass an Osmans Auto ein Peilsender angebracht war. Es war ein Mann, der seine Verfolger um jeden Preis abschütteln wollte.

Milla erledigte Korrekturlesearbeiten für Oom Theunie. Es ging um einen Überblick über den Waffenhandel Südafrikas mit dem Iran, Libyen und Venezuela. Sie blickte auf, als die beiden Männer zusammen mit Mevrou Killian

hereinkamen. Einen von ihnen erkannte sie wieder; es war Nobody, Anwalt Masilo, der mit den Hosenträgern. Dann begriff sie, dass sie zu ihr wollten.

»Milla«, sagte Mevrou Killian.

Beklemmung ergriff sie, ihr Magen krampfte sich zusammen. »Ja?«, fragte sie erschrocken.

»Die Herren möchten mit Ihnen reden.«

»Würden Sie bitte mit mir kommen?«, sagte der andere Mann, der mit dem schwarzen Rollkragenpullover.

»Wieso?«

»Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, beruhigte sie Mevrou Killian.

»Wir wollen nur mit Ihnen reden«, ergänzte der im Rollkragenpullover.

Milla saß da wie versteinert; sie wusste, dass sie leichenblass war. »Worüber?« Ein Teil von ihr begriff, dass sie aussehen musste wie das personifizierte schlechte Gewissen, aber sie hatte keine Kontrolle darüber.

»Was ist denn los?«, fragte Donatella.

»Nicht jetzt, Mac«, erwiderte Mevrou Killian.

Dann ergriff wieder der Mann mit dem Rollkragenpullover das Wort. »Mein Name ist Quinn, ich bin hier der Einsatzleiter. Bitte kommen Sie mit!« Er sprach energisch und ruhig zugleich.

»Ich bin beschäftigt«, erwiderte Milla und zeigte auf den Monitor.

»Das kann warten, Milla«, entgegnete Mevrou Killian.

»Was ist denn los?«, fragte nun auch Oom Theunie besorgt.

»Fahren Sie bitte wie gewohnt mit Ihrer Arbeit fort«, sagte der Anwalt.

Milla sah Mevrou Killian und Quinn an. Dann stand sie langsam auf, als sei sie unsicher auf den Beinen.

Auf Drängen von Janina Mentz, damals noch stellvertretende Direktorin, war das Vernehmungszimmer des Nachrichtendienstes ein gemütlicher Raum. Es gab drei gepolsterte, beigefarbene Sessel, die am Boden festgeschraubt waren. Sie bildeten einen intimen Kreis, ein geselliges Dreieck auf dem einfarbigen Teppichboden.

Das Mikrofon verbarg sich hinter dem weichen Fluorlicht an der Decke, die Videokamera befand sich im angrenzenden Zimmer, dem sogenannten Überwachungsraum. Durch ein einseitig durchsichtiges Fenster zeichnete sie alles auf, was im Bereich der drei Sessel geschah.

Milla saß in einem von ihnen.

Masilo, Mentz und Quinn befanden sich im Überwachungsraum.

»Lassen Sie sie ein bisschen schmoren«, befahl Mentz. »Ungefähr für eine Stunde, bevor sie mit ihr reden. Quinn, schicken Sie in der Zwischenzeit Leute in ihre Wohnung. Bringen Sie jeden Gegenstand mit, der von Bedeutung sein könnte, und lassen Sie alles genauestens untersuchen. Es muss deutlich zu sehen sein, dass Sie dort waren. Sie sollen die Wohnung auseinandernehmen.

Milla saß in dem Sessel, ihre Gedanken drehten sich im Kreis. Sie war von Panik erfüllt und wiederholte im Kopf den immer gleichen Refrain: *Sie wissen es, sie wissen es, sie wissen es* … Bis die Fragen drängender wurden: Wie lange wussten sie es schon? Woher wussten sie es? Was wussten sie? Was wollten sie von ihr, was würden sie mit ihr machen? Was geschah? Heute Morgen hatte sie

fieberhaft die Berichte durchgelesen, über Shabangu, die Pagad, auf der Suche nach Gründen, warum sich die PIA für Lukas interessierte. Doch sie konnte nur spekulieren, und was ihr als Anhaltspunkt erschien, war dann bei näherem Hinsehen doch nicht plausibel gewesen. Was hatte Lukas angestellt?

Es war und blieb ein Rätsel. Sie überlegte sich, welche Fragen man ihr stellen könnte, und dachte sich mögliche Antworten aus. Nach und nach wurde ihr klar, dass sie nur einen Fehler begangen hatte. Sie hatte ihre Begegnung mit Lukas nicht gemeldet. Warum nicht? Weil ihr niemand gesagt hatte, dass man es von ihr erwartete. War das ein Verbrechen? Ernsthaft? Nein, das war es nicht. Also, was konnten sie ihr anhaben, was wäre das Schlimmste? Sie entlassen?

Ihre Überlegungen halfen ihr, sich schließlich zu entspannen, jetzt regte sich sogar Widerstand in ihr. Sollten sie doch kommen und ihr Vorwürfe machen, sollten sie doch ihre Fragen stellen, sollten sie sie entlassen. Sie gab keinen Pfifferling darum, sie hatte nichts verbrochen. Am Ende stand sie auf, ging entschlossen zur Tür und versuchte, sie zu öffnen. Doch sie war abgeschlossen. Das fachte ihre Wut noch weiter an. Was bildeten die sich ein? Das konnten sie nicht machen, sie hatte Rechte, sie war doch nicht blöd, sie war kein Dummerchen, das aus Verliebtheit Staatsgeheimnisse ausplaudern würde. Sie war weder eine Kriminelle noch ein Kind.

»Sie haben nicht das Recht, mich hier einzusperren«, fauchte Milla und stand von ihrem Sessel auf.

Er lächelte sie an und schloss die Tür hinter sich. »Beruhigen Sie sich«, sagte er so vertraulich, als würden sie einander kennen.

»Schließen Sie die Tür auf«, verlangte sie.

Er ging zu einem Sessel ihr gegenüber. Sie roch sein Aftershave, nur einen Hauch. »Das kann ich leider nicht tun.« Er setzte sich. »Bitte, Milla, wir sollten uns unterhalten. Sicherlich ist Ihnen bewusst, dass es vieles gibt, worüber wir reden müssen.«

Sie blieb neben dem Sessel stehen. »Nein, das glaube ich nicht.«

»Ach nein?«

»Ich habe nichts falsch gemacht.«

»Ein Grund mehr, sich zu setzen und sich ruhig mit mir zu unterhalten.«

Sie wusste, dass er versuchte, sie zu manipulieren, doch

sie hatte keine Wahl. Widerstrebend setzte sie sich und verschränkte die Arme vor der Brust.

Er sagte nichts, sondern lächelte sie nur freundlich an.

Bis sie die Stille nicht mehr ertragen konnte. »Was ist los?«

»Das wissen Sie sehr genau.«

»Nein, ich habe keine Ahnung.«

»Lukas Becker.«

»Ich habe nichts falsch gemacht.«

»Warum haben Sie dann vorhin so reagiert?«

»Wie würden Sie sich fühlen, wenn jemand Sie so behandeln würde? Aus heiterem Himmel.«

»Ich habe keine Geheimnisse, Milla.«

»Jeder hat Geheimnisse.«

Er lachte leise. Dann wurde seine Miene ernst. »Milla, Sie sind nur eine Schachfigur. Ein Instrument. Er benutzt Sie, und ich bin mir sicher, dass Sie keine Ahnung davon haben.«

»Genau.«

»Ich bitte Sie!«

»Es gibt vieles, was Sie nicht über ihn wissen.«

»Ich habe sein Profil erstellt. Er … Er weiß nicht einmal, wo ich arbeite.«

Masilo lachte, lange und herzlich. »Sie sind wirklich naiv.«

»Inwiefern?«

»Milla, Ihr Lukas Becker arbeitet für die CIA.«

Nun war sie an der Reihe, zu lachen, wenn auch unsicher. »Sie sind doch paranoid.«

»Ehrlich gesagt war ich auch zuerst skeptisch. Bis wir die Amerikaner darüber informiert haben, dass wir von ihm wissen. Noch am selben Tag, nur wenige Stunden später war er plötzlich verschwunden. Er hatte eine neue Unterkunft, ein neues Auto, eine neue Handynummer …«

»Und deshalb glauben Sie …«

Er unterbrach sie. »Wussten Sie, dass er ein Mörder ist?«

»So ein Quatsch!«

»Julius Shabangu, über den Sie sich heute Morgen so eingehend für Becker informiert haben. Wer, glauben Sie, hat ihn eliminiert?«

»Er jedenfalls nicht.«

»Woher wissen Sie das, Milla? Weil er es Ihnen gesagt hat? Ist das ihr einziger Beweis? Denn wir wissen wesentlich mehr.«

»Das glaube ich nicht.«

»Milla, wie vertrauensselig sind Sie denn! Sie wissen, dass er in Israel und Jordanien, im Iran und in der Türkei war. Aber wissen Sie auch, warum? Überlegen Sie doch mal, Milla: In welchen Ländern ist Amerika in bewaffnete Auseinandersetzungen verwickelt? Und was ist mit seinen Konten? Macht Sie das alles kein bisschen misstrauisch? Wie kann jemand mehrere Millionen Rand in nur sechs, sieben Jahren anhäufen? Mit wissenschaftlichen Ausgrabungen? Und was für ein unglaublicher Zufall, dass er in Ihrer Tanzschule aufgetaucht ist! Zwei Mal. Und

»Welche Mikrofone?« Zunächst begriff sie gar nicht die volle Tragweite dieser Information.

»Tja, Milla, wir schlafen nicht.«

»Sie haben nicht das Recht!«

»Doch, das haben wir. Die nationale Sicherheit steht auf dem Spiel, ja, es gibt sogar internationale …«

»Sie haben nicht das Recht!« Aus ihrer Stimme sprachen jetzt Wut und Scham, und sie erhob sich halb aus dem Sessel.

»Wir haben auch Ihre Tagebücher.«

Die Worte trafen sie. Und dann explodierte Milla. Sie sprang aus dem Sessel auf und ging auf Masilo los.

65

»Danke, dass Sie zurückrufen haben, Janina«, sagte Burzynski, der Stationsleiter der CIA.

»Ist doch selbstverständlich, Bruno. Tatsächlich haben wir gerade von Ihnen geredet.«

»Hoffentlich nur Gutes. Janina, ich habe Neuigkeiten aus den USA, und ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, dass wir Fortschritte machen. Ich möchte Ihnen gerne kurz unsere Vorgehensweise erklären. Als Erstes mussten wir absolut sichergehen, dass die *Madeleine* LRIT und AIS nicht eingeschaltet hat, und dies können wir nun bestätigen.

Das letzte Signal dieses Schiffs wurde am 22. September um 23:30 Uhr empfangen, da befand es sich auf Position S13 34.973 W5 48.366, ungefähr 1500 Meilen west-nordwestlich von Walvis Bay im Atlantik. Danach hörte es auf zu senden und verschwand vom Radar. Wir haben das bei den SOLAS-Behörden überprüft und die Auskunft erhalten, dass sie die Besitzer des Schiffes ordnungsgemäß informiert, aber keine Reaktion erhalten hätten.«

»Das haben wir uns gedacht. Im zweiten Schritt haben wir alle Schiffe mit ausgeschaltetem LRIT, die in Größe und Aussehen der *Madeleine* ähneln, auf unseren Satellitenbildern gesucht und sechzehn potentielle Kandidaten gefunden, von denen bereits vierzehn mit Hilfe hoch auflösender Bildtechnik identifiziert wurden. Dabei entdeckten wir einige ziemlich interessante Fälle, Schmuggler in der Andamanensee und im südchinesischen Meer, ein Schiff, das von somalischen Piraten gekapert wurde, aber die meisten anderen haben nur Probleme mit ihrer Ausrüstung und sind alle registriert. Allein die beiden letzten sind ein wenig problematisch. Schlechte Wetterbedingungen, schlechte Sicht aus dem Weltraum …«

»Wo befinden sie sich?«

»Im Nordatlantik. Ich muss das noch einmal überprüfen. Grand Banks, irgendwo dort in der Nähe. Die Wetterbedingungen sollen sich in den nächsten zwölf Stunden verbessern, dann können wir weitersehen.«

»Bruno, ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll!«

Milla traf Rechtsanwalt Tau Masilo auf den linken Wangenknochen. Sofort wollte sie wieder zuschlagen, aber diesmal packte er sie an den Handgelenken und hielt sie zurück.

»Thiba!«, rief er überrascht in seiner Muttersprache. Er stieß sie weg, sprang auf und zwang sie, sich wieder auf ihren Sessel zu setzen. Sie wehrte sich heftig und trat nach ihm.

»Was soll das!« Abrupt ließ er sie los, holte aus, um ihr eine Ohrfeige zu verpassen, beherrschte sich jedoch und ging zur Tür.

»Nkwenyane«, stieß er keuchend hervor. »Ein richtiges Biest sind Sie!«

»Ich kündige!«, schrie Milla noch immer voller Wut. »Ihr könnt eure blöde Arbeitsstelle behalten!«

Masilo fasste sich an den Wangenknochen, blickte sie an

und verzog das Gesicht zu einem Lächeln.

Die Direktorin rief Rajkumar in seinem Büro an. »Ich brauche Informationen darüber, wie das Wetter momentan im Nordatlantik ist. Im Gebiet um Grand Banks.«

»Soll ich Sie zurückrufen?«

»Nein, ich warte.«

»Okay.«

Mentz hörte Rajkumars Mausklicks und seinen schweren Atem. »Ich hab's gleich … ich hab's gleich … okay, hier haben wir ein Satellitenbild von … vor etwa zwanzig Minuten … sieht ziemlich gut aus.«

»Kein schlechtes Wetter? Keine Wolken?«

»Eine Sekunde … Weather online in Großbritannien sagt … nein, kein schlechtes Wetter, warten Sie, ich überprüfe es noch einmal beim Earth Science Office der NASA.«

Sie wartete.

»Klar wie Kloßbrühe, nur ein paar Wolken vor Kanada,

sonst nichts.«

»Könnten Sie das zur Sicherheit noch einmal überprüfen und mich dann zurückrufen?«

»Aber natürlich.«

Mentz legte auf.

Warum hatte Burzynski sie belogen?

Milla brannte innerlich vor Wut und Scham. Zwei kräftige Agenten folgten ihr ins Büro, wo sie ihre Handtasche holte und ihre wenigen persönlichen Gegenstände aus der Schublade kramte.

Keiner ihrer Kollegen vom Infoteam sprach ein Wort. Nur Donald MacFarland starrte die beiden Männer, die sie begleiteten, herausfordernd an und nickte Milla dann mitfühlend zu. Die anderen mieden ihren Blick, und erst später, als sie bei Milnerton

Doch jetzt steckte sie erst einmal ihre persönlichen Dinge in die Handtasche, warf Mac einen letzten Blick zu und verließ das Büro.

Am Sicherheitstor sagte einer der Agenten: »Ihren Zugangsausweis, bitte.«

Achselzuckend warf sie ihm die Plastikkarte vor die Füße. Der andere Agent öffnete ihr die Tür.

Zu Hause sah Milla das Chaos. Schranktüren standen offen, der Fußboden war mit Gegenständen übersät.

In ihrem Schlafzimmer erkannte sie, dass sie ihre Tagebücher mitgenommen hatten. Und ihren Laptop. Machtlosigkeit, Wut und Empörung über dieses Unrecht überwältigten sie, doch sie wusste, dass ihre Wohnung verwanzt war. Daher weinte sie lautlos, mit geballten Fäusten.

Doch dann hielt sie es nicht mehr in ihrer Wohnung aus, die ihr so beschmutzt vorkam. Sie nahm ihre Handtasche, holte die Sachen heraus, die sie im Büro eingepackt hatte, warf alles hastig auf ihren Schreibtisch und machte sich auf den Weg. Kurz bevor sie in ihr Auto stieg, hielt sie inne, erfasst von einer plötzlichen Beklemmung. Sie öffnete ihre Handtasche, suchte hektisch nach ihrem Portemonnaie und fand es schließlich. Vorsichtig öffnete sie es, um nachzusehen, ob es ebenfalls durchsucht worden war.

Nein, der Zettel von Lukas Becker war bei den Geldscheinen, noch genauso zusammengefaltet, wie sie ihn am Morgen hineingesteckt hatte.

Sie holte ihn heraus, und ihr fiel ein, dass ihre Handtasche im Büro über der Lehne ihres Stuhls gehangen hatte.

Ob sie hineingeschaut hatten?

Sie nahm sich vor, die Nummer auswendig zu lernen und den Zettel zu vernichten.

Quinn zog seine Schlüsse aus ihrer Körpersprache und der Hektik, mit der sie das Gesuchte hervorkramte.

»Wir haben ihre Handtasche nicht durchsucht«, stieß er verärgert hervor. »Dabei hing sie hier im Büro!«

»So ein Mist!«, sagte Masilo und berührte mit den Fingerspitzen die leichte Schwellung auf seiner Wange.

»Sieht aus wie ein Stück Papier.«

Die beiden Männer beobachteten, wie Miss Jenny den Zettel wieder zusammenfaltete, in das Portemonnaie steckte und dann zu ihrem Auto ging. Masilo griff zum Funkgerät und befahl: »Macht euch bereit, Miss Jenny fährt los.«

»Wie viele Teams?«, fragte Masilo.

»Die drei, die Becker verfolgt haben.«

»Und ihn verloren haben.« Das war kein Vorwurf, sondern lediglich eine Feststellung.

»Ja, und sie wissen, wie inakzeptabel das war. Becker war allerdings zu Fuß, es war mitten in der Nacht, und er wusste, dass sie ihn verfolgten. Außerdem ist er ein Profi. Aber sie ist unerfahren und hat keine Ahnung. Wir haben einen Peilsender an ihrem Auto angebracht, orten ihr Handy und hören jeden Anruf ab. Ihre Wohnung ist verwanzt.«

»Okay«, sagte Masilo. Er hielt den Blick auf den Bildschirm gerichtet, auf dem Millas Auto als beweglicher Pfeil auf einer Karte zu sehen war. »Was ist ihr Ziel?«

Zunächst schlug Milla instinktiv den Weg in Richtung Durbanville ein. Als ihr klar wurde, wohin sie unterwegs war und warum, erfasste sie eine gewisse Panik. An der Abfahrt Koeberg fuhr sie hinaus, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte. Sie war nirgendwo sicher. Sie musste unbedingt Lukas anrufen, jetzt, sofort. Ohne hinzusehen, kramte sie nach ihrem Handy, griff es gleich, zog es aus der Handtasche und begann, aus dem

Neben ihr hupte plötzlich ohrenbetäubend laut ein anderes

Auto. Erschrocken blickte sie auf und merkte, dass sie von ihrer Fahrbahn abgekommen war. Sie riss das Steuer ihres Renaults herum. Der Mann im anderen Auto drohte ihr mit der Faust, zeigte ihr den gestreckten Mittelfinger und stieß mit wutverzerrtem Gesicht für sie unhörbare Flüche aus.

Dann war er vorüber, aber ihr zitterten noch immer die Hände. Sie musste erst rechts ranfahren, anhalten, dann anrufen. Hinter der Ampel sah sie eine Caltex-Tankstelle und beschloss, dort abzubiegen. Doch plötzlich fiel ihr siedend heiß ein, dass sie nicht anrufen durfte, weil sie abgehört wurde.

Es durchfuhr sie wie ein Schock.

Erst am Lagoon Beach fand sie einen Parkplatz. Sie bog ein, ohne nachzudenken. Sie wollte einfach nur weg von der Straße und raus aus dem Auto. Sie stieg aus, schloss den Renault ab und machte sich ziellos auf den Weg, die Handtasche über der Schulter, sie mit einer Hand verzweifelt umklammernd, als sei sie ihr einziger Besitz.

Masilos Vorwürfe flammten in ihrem Kopf auf wie grelle Blitzlichter, die alles andere ausblendeten, so dass sie anfangs kaum denken konnte. Sie konnte sich weder an ihre Gespräche mit Lukas und noch an den Inhalt der

Berichte erinnern, die sie gelesen hatte. In ihr war nur dieses explodierende Feuerwerk.

Sechs Kilometer weit lief sie so, am Golfplatz, Häusern und anderen Leuten vorbei, ohne zu merken, dass ihr vier Agenten zu Fuß folgten. Irgendwann ließ sie sich ein paar Meter von der Wasserlinie entfernt in den Sand sinken, die Handtasche auf dem Schoß, den Kopf in den Händen, die Augen auf das Meer gerichtet und dachte nach.

Der Agent ließ das Fernglas sinken und informierte Quinn über Handy: »Nein, sie sitzt einfach nur da.«

»Roger.«

»Das Sondereinsatzkommando ist unterwegs. Wenn Becker kommt, greifen sie ihn sich. Bleiben Sie in Bereitschaft.«

Nachdem Milla so gefährlich nahe dran gewesen war, Lukas anzurufen, zwang sie sich dazu, zur Ruhe zu kommen.

Mit geschlossenen Augen saß sie da und versuchte

verzweifelt und anfangs ohne Erfolg, ihre Gefühle zu unterdrücken: die Ängste, die Aufregung, die Zweifel, die Scham und das Selbstmitleid.

Allmählich spürte sie jedoch immer stärker die Schmerzen in den Knöcheln ihrer rechten Hand, was sie für einen Augenblick ablenkte: Warum tat das so weh? Da fiel ihr ein, wie sie Masilo geschlagen hatte, und sie durchlebte noch einmal diesen Moment plötzlicher und tiefer Genugtuung, als sie auf ihn losgegangen war. »Sie sind ein Biest!« Unwillkürlich lächelte sie. Mein Gott, Milla, warst du das, die schüchterne Hausfrau aus Durbanville?

Die Vorstellung lockerte kurzzeitig die unerträgliche Anspannung in ihrem Inneren – nicht ganz, aber gerade genug, dass sie langsam und entschlossen durchatmete und es schaffte, sich dem Sturm in ihrem Kopf zu widersetzen. Dann dachte sie bei sich, dass sie doch Fortschritte gemacht habe. Sie hatte sich weiterentwickelt und sich in dem Augenblick, wo sie wieder als dumme Hausfrau vorgeführt wurde, instinktiv gewehrt. Und das war gut so.

Sie klammerte sich an diese positiven Gedanken und versuchte, sich an andere zu erinnern, die sie in ihrem Tagebuch aufgezeichnet hatte: Heute Morgen habe ich ein Stück von mir zurückgewonnen. Ich habe die Angewohnheit, meine Ängste zu unterdrücken und mich selbst nicht ernst zu nehmen. Und dann seltsame Dinge

zu tun. Und: Milla, die in die Enge getriebene Katze, macht seltsame Sprünge, doch meistens ist mir gar nicht klar, dass man mich in die Ecke getrieben hat.

Sie beschloss, ihre Ängste nicht mehr zu unterdrücken. Sie würde ihre Beklemmung nicht länger leugnen, aber nicht mehr so unüberlegt reagieren. Sie würde die Wahrheit suchen, einen Plan schmieden, und, in den Worten von Lukas Becker und Voltaire, das Blatt, das ihr das Leben ausgeteilt hatte, klug ausspielen.

Über eine Stunde lang saß sie so da, eine einsame Gestalt an einem weitläufigen Strand.

66

»Sie ist aufgestanden und geht jetzt zurück in Richtung ihres Autos«, berichtete der Agent.

»Hat sich ihr niemand genähert?«, fragte Quinn.

»Nein, niemand. Warten Sie … Sieht so aus, als würde sie telefonieren …«

Quinn drehte sich zu einem seiner Mitarbeiter in der Leitstelle um. »Ich will das Gespräch mithören.«

Der Techniker nickte und nahm die nötigen Einstellungen vor.

»Ja, sie hält das Handy ans Ohr«, bestätigte der Agent am Strand von Milnerton.

Millas Stimme ertönte über Lautsprecher. »Hier ist Milla Strachan, könnte ich bitte mit Gus sprechen?«

»Einen Augenblick«, antwortete eine unbekannte Stimme.

Musik dudelte.

»Ich will wissen, wessen Nummer das ist«, sagte Quinn, an sein Team gewandt.

»Hallo, Milla, wie geht's dir?«, fragte eine Männerstimme.

»Gut, danke. Ich brauche deine Hilfe, Gus.«

»Sag bloß, Christo macht dir Schwierigkeiten?«

»Nein, nein, es geht um meine Arbeitsstelle. Am ersten September

»Wie bitte, bei diesem Nachrichtendienst, den Spionen?«

»Ja. Die Adresse ist …«

»Die haben dich als Spionin angeheuert?«

»Nein, ich habe Berichte zusammengestellt. Die Büros befinden sich in den Wale Street Chambers, an der Ecke Waalstraat Langstraat.«

»Augenblick, ich notier's mir.«

Jemand flüsterte Quinn zu: »Es ist die Nummer einer Anwaltskanzlei in Durbanville. Smuts, Kemp und Smal.«

»Funken Sie eines der Verfolgerteams an, sie sollen sofort dorthinfahren.«

»Okay«, sagte die Männerstimme über Lautsprecher.

Dann wieder Milla: »Ich schicke dir eine SMS mit der Nummer der Zentrale und dem Namen eines der stellvertretenden Direktoren, um den es hier geht. Mitarbeiter der PIA sind heute Morgen in meine Wohnung eingebrochen und haben meinen Laptop und alle meine Tagebücher gestohlen. Ich will sie wiederhaben, Gus.«

»Jesses!«, flüsterte irgendjemand in der Leitstelle.

Quinn bat mit erhobener Hand um Stille. Es war die Ruhe in Millas Stimme, die die Zuhörer am meisten beunruhigte.

»Und dann brauche ich jemanden, der die Mikrofone

entfernt, die sie angebracht haben.«

»Verdammt, Milla!«, fluchte der Mann, den Milla mit »Gus« angesprochen hatte. Dann stieß er ein kurzes, lautes Lachen aus.

»Außerdem solltest du wissen«, fuhr Milla fort, »dass dieser Anruf höchstwahrscheinlich abgehört wird, aber das spielt jetzt im Grunde keine Rolle mehr. Ich will meine Sachen wiederhaben, und je aufsehenerregender und öffentlicher der Rückforderungsprozess wird, desto besser. Ich will ihnen keine Chance geben, sich heimlich herauszuwinden, Gus.«

»Eine einstweilige Verfügung ist sehr öffentlich, Milla. Und wenn du willst, kann ich einen meiner Freunde bei Media24 anrufen.

»Dann lass mich nur vorher Barend anrufen und ihn warnen, dass er morgen etwas über seine Mutter in der Zeitung lesen kann.«

Masilo berichtete Mentz von Miss Jennys Anruf bei Rechtsanwalt Kemp und fügte abschließend hinzu: »Sie hat ihm per SMS meinen Namen geschickt. Ich glaube, sie nimmt es mir persönlich übel, dass ich ihr von Beckers Schandtaten erzählt habe.«

Er wartete auf ihren Wutausbruch, doch er blieb aus.

Mentz starrte ihn einige Zeit an. Dann sagte sie kalt: »Die Amerikaner belügen uns.«

Es dauerte einen Moment, bis er ihrem Gedankensprung gefolgt war. »In welcher Hinsicht?«

»In Bezug auf das Wetter im Nordatlantik. Das ist reine Verzögerungstaktik, Tau. Es hat etwas damit zu tun, dass Becker ihnen Osman geliefert hat oder dass sie noch nicht dahintergekommen sind, was Becker gestohlen wurde. Wir müssen Becker finden. Und zwar schnell.«

»Miss Jenny ist unterwegs zu ihm.«

»Und diese kleine Mistkuh ruft ihren Anwalt an«, fügte Janina Mentz hinzu, aber eher nachdenklich.

»Ich hätte sie besser einschätzen müssen, nachdem sie derart auf mich losgegangen war«, sagte Masilo und rieb sich erneut über den Wangenknochen. »Ich habe mich in ihr getäuscht.«

»Wir hätten sie schon gleich bei ihrer Bewerbung besser einschätzen müssen, Masilo. Schließlich hatte sie den Mut, aus ihrer Ehe auszubrechen.«

Masilo dachte an das Gerücht, dass Mentz ebenfalls vor zehn Jahren ihren untreuen Ehemann verlassen hatte, und

fragte sich, inwieweit sich die Direktorin mit Milla Strachan identifizierte.

Operation Shawwal

Mitschrift: Abgehörtes Gespräch, M. Strachan. Daven Court Nr. 14, Davenpoortstraat, Vredehoek

Datum und Uhrzeit: 7. Oktober 2009, 23:19

LB: Warum hast du so lange ausgehalten?

MS: Das frage ich mich inzwischen täglich. Aber damals … Ich glaube, ich war … Es gibt so viele Gründe. Ich wusste gar nicht, was eine gute Ehe ausmacht, ich kannte nur die meiner Eltern, und die war nun auch nicht gerade normal. Aber was ist schon normal? Ich meine … Alle Frauen, die ich kannte, lebten in ähnlichen Situationen wie ich. Die Männer verfolgten ihre Karriere, die Frauen hockten zu Hause und jammerten, dass sie sich vernachlässigt fühlten. Mann und Frau lebten in unterschiedlichen Welten, das war die Regel, alle akzeptierten das, alle machten einfach weiter. Aber es kommt noch mehr dazu. Wenn man depressiv ist, wenn man kein Selbstvertrauen mehr hat, wenn man in der täglichen Tretmühle steckt, wenn man keinen Lebensinhalt und keine Ziele hat, dann vergeht Tag

um Tag, ohne dass man sich dessen bewusst ist. Das macht die Routine, die ist so … geisttötend. Man denkt nicht mehr, man fühlt nicht mehr richtig, ich weiß nicht … wer das noch nie erlebt hat, kann es sicherlich schwer nachvollziehen. Ich … Es ist so ein stiller, langsamer Prozess, man verliert das Bewusstsein wie der Hummer im Topf. Man gewöhnt sich daran, ohne dass man es merkt. Und selbst wenn man … Ich glaube, Christo hatte schon vor zehn Jahren seine erste richtige Affäre, aber damals war ich einfach zu naiv, um etwas zu bemerken. Vielleicht habe ich es auch einfach nur verdrängt. Es ist mir erst letztes Jahr klar geworden, als … Mein Gott, das klingt alles so spießbürgerlich …«

LB: Wenn du lieber nicht darüber reden möchtest …

MS: Doch, doch, das möchte ich. Ich glaube, ich muss es sogar, auch wenn ich schon darüber Tagebuch geführt habe. Wenn ich allerdings heute lese, was ich geschrieben habe, kommt mir das alles so lächerlich vor. Ich … Alles war so offensichtlich, aber ich war wie mit Blindheit geschlagen. Nein, blind ist nicht das richtige Wort. Abgestumpft? Abwesend? Ich

LB: Milla …

MS: Ich bin hinter ihm hergefahren. Nach Tyger-Waterfront. Nicht mal weit weg, nur um die Ecke. Ganz offen haben sie sich getroffen, auf der Terrasse eines Restaurants. Sie sah

so … ich weiß nicht, irgendwie gewöhnlich aus, jünger als er, aber nicht wie eine Frau, die … so eine SMS verschicken würde. Heute frage ich mich, ob sie wusste, dass sie nicht die Einzige war, sondern dass er noch drei oder vier andere hatte. Barend hat ihn nämlich einmal mit einer anderen gesehen, die noch jünger war, daher wusste er auch Bescheid.

»Wollen wir mit ihr verhandeln?«, fragte Tau Masilo.

»Auf gar keinen Fall!«, erwiderte Mentz. »Mevrou Killian soll sie anrufen und etwas sagen wie: ›Sie werden nicht mehr verdächtigt, wir mussten nur auf Nummer sicher gehen. Wir liefern heute Abend alles bei Ihnen zu Hause ab.‹«

»Und die Mikrofone?«

»Die lassen wir drin. Mal sehen, wie viele gefunden werden.«

Gegen fünf Uhr kroch Milla im dichten Berufsverkehr durch Table View. Im Spiegel hielt sie Ausschau nach Verfolgern, konnte aber keine entdecken.

Sie fuhr über die N7. Bei Bothasig bog sie links auf die

N13

Am Anschluss Altydgedacht, als sie gerade nach rechts in Richtung Tygervallei abbiegen wollte, klingelte ihr Handy.

»Hallo?«

»Hallo, Milla, hier spricht Betsie Killian.«

Milla sagte nichts.

»Ich wollte Ihnen nur ausrichten, dass es Ihren Kollegen sehr leid tut.«

»Danke.«

»Außerdem kann ich Ihnen mitteilen, dass Ihre Tagebücher und Ihr Computer noch heute Abend bei Ihnen zu Hause abgeliefert werden.«

»Mein Handy wird also abgehört.«

»Wie bitte?«

»Egal. Danke für Ihren Anruf, Mevrou. Bitte richten Sie aus, dass die Kollegen auch wieder alles an die richtige Stelle räumen sollen.«

»Werde ich ausrichten. Sie sollen allerdings den Empfang quittieren. Wann treffen wir Sie zu Hause an?«

»Ich weiß nicht, wann ich nach Hause komme«, erwiderte Milla. »Alles soll einfach wieder an seinem Platz stehen. Die Kollegen werden schon wissen, wo. Ach ja, und richten Sie bitte Rechtsanwalt Masilo aus, dass ich meine Anzeige zurückziehe, wenn alles zurückerstattet wird.«

»Werde ich ausrichten.«

Nachdem sie aufgelegt hatte, fragte sich Milla, ob der Anruf nicht andere Gründe hatte. Sie wusste, dass der Nachrichtendienst ihr Handy orten konnte.

Es spielte keine Rolle. Sie würde das Handy im Auto liegenlassen und Lukas von einem anderen Telefon aus anrufen.

Mitschrift: Befragung von Enoch Mangope durch S. Kgomo. Safehouse, Parkview, Johannesburg

Datum und Uhrzeit: 9. Oktober 2009, 14:14

SK: Sie waren derjenige, der am 13. September Beckers Auto gekapert hat.

EM: (keine Reaktion)

SK: Ich bin nicht von der Polizei, es spielt also keine Rolle.

EM: (keine Reaktion)

SK: Wo hat Becker Sie anschließend gefunden?

EM: Joel Road. Berea.

SK: War er bewaffnet?

EM: Yebo.

SK: Mit einem Schrotgewehr?

EM: Hhayi! iSistela.

SK: Mit einer Pistole?

EM: Yebo.

SK: Und was hat er getan?

EM: Er hat gesagt, ich soll mitkommen.

SK: Wo hat er Sie hingebracht?

EM: Indlu. In Randburg. Ein Stadthaus.

SK: Würden Sie es wiederfinden?

EM: Kungaba …

SK: Und was er dann gemacht?

EM: Dann hat er mich gefesselt. An einen Stuhl. Dann hat er viel geredet.

SK: Was hat er gesagt?

EM: Dass er sein Geld wiederhaben will.

SK: Welches Geld?

EM: Das Geld, das in der Tasche war.

SK: Haben Sie das Geld gesehen?

EM: (keine Reaktion)

SK: Kommen Sie schon, Enoch, ich habe Ihnen doch gesagt, wir wollen Becker, nicht Sie. Haben Sie das Geld gesehen?

EM: Yebo.

SK: Wie viel war es?

SK: Und, was haben Sie ihm geantwortet?

EM: Dass ich sein Geld nicht habe.

SK: Und dann?

EM: Dann hat er gefragt, wer es hätte.

SK: Und?

EM: Ich habe nichts gesagt.

SK: Und dann?

EM: Dann hat er die ganze Nacht lang nichts mehr gesagt. Hat mir kein Essen gegeben, kein Wasser. Hat mich andauernd geweckt, kaningi, ich konnte nicht schlafen, denn ich saß so komisch auf dem Stuhl.

SK: Wann haben Sie es ihm verraten, Enoch? Das mit Shabangu. Inkunzi.

EM: Am dritten Tag. Er wollte mich zur amaphoyisa bringen.

SK: Zur Polizei? Das verstehe ich nicht …

EM: Er hat mich ins Auto gesetzt und ist zur Polizei gefahren. Ich sollte endlich den Mund aufmachen, oder ich würde in den ijele wandern, den Knast.

SK: Sie waren in der Polizeidienststelle?

EM: Hhayi. Draußen vor der Tür.

SK: Und da haben Sie es ihm gesagt?

EM: Was hätte ich machen sollen?

SK: Und dann?

EM: Dann hat er Inkunzi angerufen. Und mich freigelassen.

SK: Hat er Sie gefoltert?

EM: Kungani?

SK: Hat er Sie geschlagen oder anders misshandelt?

EM: Hhayi.

SK: Gar nicht?

EM: (keine Reaktion)

SK: Wollte er noch etwas anderes wissen? Etwas, was mit dem Inhalt der Tasche zu tun hatte?

EM: Was soll denn noch drin gewesen sein?

SK: Irgendetwas.

SK: Sonst hat er nichts erwähnt? Nichts?

EM: Mahhala.

»Sie ist stehen geblieben«, sagte Quinn über Funk zu den Verfolgern. »Auf dem Parkplatz am Einkaufszentrum Tygervallei, auf der östlichen Seite. Team eins, wie weit sind Sie vom Einkaufszentrum entfernt?«

»Ungefähr einen Kilometer.«

»Geben Sie Gas. Parken Sie Ihren Wagen und gehen Sie sie suchen. Team zwei, gleicher Auftrag. Team drei, melden Sie sich, wenn Sie dort sind. Observieren Sie ihren Wagen.«

»Roger«, bestätigte ein Team nach dem anderen.

»Wir können jetzt ihr Handy orten, dadurch wissen wir in etwa, wo sie ist.«

Sie kannte das Tygervallei-Einkaufszentrum, jede Ecke und jeden Winkel.

Eilig trat sie durch Eingang 8 ein, hielt inne und sah sich um. Überall Leute, die kamen und gingen, aber nichts

Verdächtiges.

Sie ging weiter in das Zentrum hinein, schlüpfte links in den Pick-'n-Pay-Supermarkt, dann neben der Durbell-Apotheke wieder hinaus, fuhr die Rolltreppe hinunter, wandte sich nach links und bückte sich unter der Absperrung vor dem Kino hindurch.

»Mevrou!«, rief einer der Kartenabreißer. Milla eilte im Laufschritt weiter und winkte nur mit einer Hand ab.

Auf der anderen Seite verließ sie den Kinobereich wieder, ging rechts ein paar Stufen hinauf, dann wieder nach links ins große Foyer. Dort befanden sich die öffentlichen Telefone, gleich neben den Rolltreppen, soweit sie sich erinnern konnte. Sie öffnete ihre Handtasche, holte ihr Portemonnaie heraus und

Es klingelte.

Sie warf eine Münze ein und hörte sie fallen.

»Hallo«, meldete sich Lukas kurz angebunden.

»Ich habe nicht viel Zeit, ich rufe von einem öffentlichen Telefon aus an. Ich werde dir zwei Fragen stellen und möchte, dass du sie ehrlich beantwortest. Nur antworten. Sonst nichts.«

»Milla, was ist …«

»Nur antworten.«

»Ich höre.«

»Arbeitest du für die CIA?«

Atemlos lauschte sie dem überraschten und amüsierten Laut, den er ausstieß. »Ob ich …?« Er seufzte, ein wenig bedrückt. »Nein. Die Antwort lautet nein.«

Er sagt die Wahrheit, dachte Milla. Sie wusste es. »Hast du Julius Shabangu erschossen?«

»Nein!«, antwortete er, diesmal heftig. »Milla, bitte sag mir …« »

Lukas, hör mir einfach nur zu. Meine Wohnung war verwanzt, mein Handy wird abgehört, ich glaube, ich werde verfolgt. Sie suchen dich. Ich warne dich, und ich möchte dir helfen.«

Er schwieg einen Augenblick. Als er wieder sprach, klang seine Stimme plötzlich ruhig. »Weißt du, wer sie sind?«

»Ja. Der Präsidentielle Nachrichtendienst.«

Wieder eine kurze Stille. Dann sagte er: »Woher weißt du … Nein, warte, das spielt jetzt keine Rolle. Wo bist du?«

»Im Tygervallei-Einkaufszentrum. Niemand hat mich

verfolgt, als ich reingekommen bin.«

»Wo ist dein Handy?«

»Im Auto. Draußen«

»Na schön. Hör mir gut zu, ich sage dir, was du tun musst.«

»Schalte auf Lautsprecher«, sagte Raj. »Die Nachrichten auf Kfm, vor fünf Minuten.«

Er startete die Sprachdatei. Die Stimme des Nachrichtensprechers ertönte klar und bedeutungsschwer durch die Lautsprecher: Die Polizei bittet die Bevölkerung um Hilfe bei der Suche nach dem Geschäftsmann und Muslimführer Shahid Osman. Osman wird vermisst, nachdem er offensichtlich heute Morgen vor der Azzavia Masjid Moschee mit seinem eigenen Auto entführt wurde. Mehrere Zeugen beobachteten, wie ein Mann Osman in seinen Wagen drängte, einen Toyota Prado neueren Baujahrs. Familienmitglieder von Osman haben Kfm gegenüber große Sorge über Osmans Gesundheit geäußert, da er unter schweren Herzproblemen leidet.

Hastig verließ Milla das Einkaufszentrum durch den Game-

Ausgang und überquerte den überdachten Parkplatz, bis sie den steilen Abhang erreichte, der hinunter zur Humestraat führte. Sie suchte nach einem Fußweg, sah einen zu ihrer Rechten und eilte auf ihn zu. Sie schlitterte halb den Abhang hinunter bis zur Straße.

Es herrschte viel Verkehr, genau wie sie gehofft hatte. Sie wartete auf die erste Lücke und rannte los. Ein Autofahrer hupte, sie blieb kurz auf dem Mittelstreifen stehen und rannte dann über die nächste Fahrbahn bis zum hässlichen Stahlzaun der Willowbridge. Erst dort blieb sie stehen und blickte sich schnaufend um. Wie Lukas ihr geraten hatte, hielt sie Ausschau nach anderen, die ebenfalls schnell gingen oder rannten. Sie solle sich die Personen einprägen: Hautfarbe, Geschlecht, Kleidung, Größe, Aussehen.

Nein, da war niemand.

Sie rannte bis zur Ecke und wandte sich nach links.

»Das ist ein großes Einkaufszentrum«, erwiderte der Agent. »Und wir sind nur zu viert.«

»Suchen Sie weiter.«

»Was sagt ihr Handy?«

»Wir vermuten, dass sie es im Auto gelassen hat.«

Zuerst kaufte sie ein hellrotes Kopftuch und eine weiße Jacke. Sie bat um die größte Einkaufstüte, die sie hatten. Dann erstand sie eine große weiße Sonnenbrille. *Wenn du kein Bargeld hast, nimm deine Kreditkarte. Das spielt jetzt auch keine Rolle mehr.*

Dann kaufte Milla ein Handy.

Wo ist dein Handy?

Im Auto.

Gut. Lass es dort. Kauf ein neues. Sie werden dich nach deinem Ausweis fragen, dann sagst du einfach, du bringst ihn morgen vorbei, es sei ein Notfall, dein Handy sei gestohlen worden und du müsstest dringend deiner Familie Bescheid sagen. Kauf auch ein Ladegerät fürs Auto. Dann suchst du dir eine Stelle irgendwo in einem Geschäft, von wo aus du den Eingang beobachten

kannst, irgendwo, wo nicht viel los ist.

Sie ging hinunter in die Tiefgarage, bis ganz nach hinten durch. Sie legte die Schachtel mit dem Telefon auf die Kofferraumhaube eines blauen Mazdas, öffnete sie und setzte den Apparat zusammen.

Normalerweise ist der Akku so weit aufgeladen, dass er ungefähr zwei Stunden hält.

Als sie fertig war, schickte sie die SMS. HABE HANDY. JETZT SCHRITT ZWEI. Sie band das Kopftuch um, setzte die Sonnenbrille auf und zog die Jacke über.

Im Supermarkt kaufte sie rasch das Nötigste – eine Zahnbürste, Bodylotion, farblosen Lippenstift, Wimperntusche und Deo. Einen Notizblock und einen Stift. Sie fragte einen der Packer, wo sie ein Minibustaxi finden könne.

»Richtung Bellville.«

»Oben am Durbanweg, bei der Engen-Tankstelle. Aber es ist ein Stück zu laufen.«

»Egal. Vielen Dank.«

Der Ausgang bei der Willowbrigde war heikel, denn es führte nur ein Weg hin und zurück.

Kauf etwas, mit dem du dein Aussehen veränderst, einen Pullover oder eine Jacke in einem hellen Farbton. Und eine große Einkaufstüte, irgendetwas, womit du deine Silhouette verformen kannst. Versuch auch, anders zu gehen, langsamer, mit gesenktem Kopf, als wärst du müde, unterwegs nach Hause. Blick nicht zurück, sieh dich nicht um, geh einfach vor dich hin.

Sie brauchte über eine Viertelstunde bis zur Tankstelle. Dort standen drei Taxis. Sie ging zum letzten in der Reihe. »Wohin fahren Sie?«, fragte sie den jungen Kontrolleur.

»Ist das eine philosophische Frage, oder wollen Sie wirklich mitfahren, Mevrou?«

Sie fuhr von Bellville aus mit der Bahn in die Stadt.

Nachmittags waren nur wenige Leute in dieser Richtung unterwegs. Wie Lukas ihr geraten hatte, suchte sie sich das vollste Abteil aus. Sie hielt die Augen zu Boden gerichtet und die Handtasche mit beiden Händen auf dem Schoß umklammert. Die meisten Passagiere waren junge Männer. Milla dachte an den Bericht über das Organisierte Verbrechen.

Sie schrieb eine SMS an Lukas: SITZE IM ZUG.

Minuten später kam seine Antwort: WARTE VOR DEM BAHNHOF AN DER ADDERLEY. BLAUER CITI GOLF.

Sie antwortete: OK.

Dann steckte sie das Handy in die Handtasche, beugte sich vor und fragte sich erneut, wie er wohl reagieren würde, wenn sie im alles erzählte.

»Was ist mit den Videokameras? Ich rufe jetzt bei der Leitung des Einkaufszentrums an und bitte sie, Ihnen die Aufnahmen zur Verfügung zu stellen. Sie muss dort irgendwo sein, ihr Auto steht noch auf dem Parkplatz, und

das Handy liegt darin. Aber zwei von Ihnen müssen weitersuchen. Was ist mit den Umkleidekabinen?«

»Das ist schwierig.«

»Nein, ist es nicht. Suchen Sie.«

Milla musste nicht lange warten, bis der blaue Citi Golf vor ihr anhielt. Der Lack war stumpf, ausgeblichen und mit Rost gesprenkelt, die Karosserie verbeult. Sie bückte sich, erkannte Lukas unter der Baseballkappe, öffnete die Tür und stieg ein.

Er fuhr sofort los, streckte aber die Hand nach ihr aus, berührte sie und sagte mit einem Blick auf das Kopftuch und die Sonnenbrille grinsend: »Mata Hari Strachan.« Sie sah die Anspannung auf seinem Gesicht und machte sich Vorwürfe. Sie drückte fest seine Hand und sagte: »Es tut mir leid.«

»Nein, Milla, mir tut es leid«, erwiderte er, ohne den Blick von dem dichten Verkehr abzuwenden.

»Lukas, es gibt ein paar Dinge, die du nicht weißt.«

Er schaute sie flüchtig und sorgenvoll an.

Dann erzählte sie ihm alles, von Anfang an.

In den letzten Ausläufern des Berufsverkehrs fuhren sie in Richtung Blouberg. Sie kamen am Milnertonstrand vorbei, wo sie sich vor ein paar Stunden ausgeruht hatte, doch sie bemerkte es kaum. Die Worte sprudelten nur so aus ihr heraus, und ab und zu verhaspelte sie sich, weil der Druck, ihm alles zu gestehen, einfach zu groß war. Die Sonne ging allmählich über dem Meer unter. Lukas' Miene in dem sanften Licht sah unbewegt aus. Schweigend hörte er zu, sah sie nicht an.

Als sie fertig war, sagte er nur: »Milla …«, mit resigniertem Erstaunen.

Seufzend sagte er schließlich: »Ich arbeite nicht für die CIA, und ich habe nichts mit dem Tod von Julius Shabangu zu tun.«

»Ich glaube dir«, sagte sie und fragte dann: »War es ein Zufall, Lukas, dass du in die Tanzschule gekommen bist?«

»Ja.«

»Und am Montagabend?«

In einer Geste der Hilflosigkeit hob er die Hand vom Steuer.

Sie wartete und erkannte immer deutlicher, wie erschöpft er war.

»Eines Abends in New York«, begann er leise, »habe ich einmal an eine Freundin von der Universität gedacht. Zufällig, ich habe mich gefragt, was aus ihr geworden war. Am nächsten Tag traf ich sie auf der Lexington Avenue. Wie hoch stehen die Chancen? Ich kann es nicht erklären.«

Sie wusste, was er zu sagen versuchte. »Ich weiß.«

»Es ist einfach passiert.«

»Denkst du noch an sie?«, fragte sie, um die Atmosphäre aufzulockern.

Es funktionierte. Lächelnd blickte er sie an. »Nicht mehr so oft.«

»Du bist müde«, stellte sie fest.

»Nein«, erwiderte er. »Ich stecke in der Scheiße. Und ich werde dir alles erzählen müssen, denn jetzt steckst du ebenfalls mit drin.«

Um achtzehn Uhr dreißig informierte der Agent Quinn, dass sie sich das Videomaterial angesehen hätten. Sie hätten

beobachtet, wie Milla um kurz nach vierzehn Uhr das Einkaufszentrum durch Eingang 8 betreten habe, und ihren Weg von dort aus mehr oder weniger verfolgen können. Am Kino hatte sie für einen Moment für Aufregung gesorgt und war dann an einer Kamera im großen Foyer vorbeigelaufen. Erst vierzehn Minuten später hätten sie gesehen, wie sie durch Eingang 6 auf der westlichen Seite hinausging. Eine letzte Kamera auf dem überdachten

Sie vermuteten, dass jemand sie dort abgeholt hatte.

Lukas Becker erzählte Milla von der Entführung Shahid Latif Osmans.

Das Ganze hätte eigentlich nach wenigen Stunden vorbei sein sollen, erklärte er: Er wollte Osman mit dessen Auto draußen vor der Moschee abfangen, ihn zum Golf bringen und damit weiterfahren, um eventuelle Verfolger abzuschütteln. Dann wollte er nach Blouberg fahren, Osman in dem gemieteten Haus an einen Stuhl fesseln und versprechen, ihn freizulassen, sobald er sein Geld zurückhätte.

Anfangs war alles nach Plan verlaufen. Draußen vor der Moschee hatte Osman sich gehörig erschreckt, Lukas dann von einer früheren Begegnung vor seinem Haus wiedererkannt und sich ein wenig beruhigt. Nachdem er in

seinen Toyota gestiegen und losgefahren war, hatte er unablässig wiederholt: »Shabangu lügt, ich habe Ihr Geld nicht.« Worauf Becker geduldig geantwortet hatte: »Dann werden Sie es besorgen müssen.«

Das erste Problem war entstanden, als er Osman an den Bahngleisen in Woodstock aus seinem Auto gedrängt hatte. Beim Aussteigen hatte Osman mit einer Hand in seine Jackentasche gefasst. »Nein!«, hatte Becker geschrien und die Pistole auf Osman gerichtet, aber der Mann hatte sie ignoriert. Lukas musste ihn mit einem Hechtsprung zu Boden werfen, seine Hände festhalten und ihm den Lauf der Pistole gegen die Wange drücken.

»Still liegenbleiben.«

Osmans ganzer Körper war furchtbar angespannt gewesen, und er hatte ihn mit verzweifeltem Blick angesehen. Becker, der wusste, dass ihm die Zeit davonlief, hatte ihm die Jacke heruntergerissen, war aufgestanden und hatte die Taschen durchsucht. Er hatte nur ein Handy darin gefunden und es über den Zaun geworfen.

»Was machen Sie da?«, rief Lukas und hielt ihn zurück.

»Die Tasche!«, sagte Osman flehentlich.

Die Tasche. Die Schultertasche, mit der Osman aus der Moschee gekommen war.

Lukas hatte sich hastig umgedreht, Osman mit sich gezerrt und die Tasche aus dem Toyota geholt. Dann mussten sie sich beeilen, denn die Verfolger kamen näher.

Jenseits der Gleise, in einem Gang zwischen den Gebäuden, versuchte Osman, Lukas die Tasche abzunehmen. »Geben Sie sie mir!«

Lukas riss sie ihm weg und befahl: »Mitkommen!«

Osman sah ihn verzweifelt an, verlangsamte seine Schritte und fasste sich an die Brust. »Mein Herz!«, stöhnte er.

»Lassen Sie das Theater! Kommen Sie!«

Im Golf sank Osman auf den Sitz, wachsbleich, nass geschwitzt und kurzatmig. Zitternd und ganz langsam griff er nach der schwarzen Tasche.

»Finger weg!« Becker sah Osman in die Augen, erkannte die wilde Panik des Mannes. Plötzlich zog Osman die Hand hastig zurück und fasste sich mit schmerzverzerrtem Gesicht an die linke Schulter. Noch immer glaubte ihm Lukas Becker nicht.

»Ich brauche meine Medizin!«, stöhnte Osman.

Lukas ignorierte ihn, konzentrierte sich auf die Straße vor ihnen und sah in den Rückspiegel.

Und dann sackte Osman in sich zusammen. Becker hielt fluchend an, hob Osmans Kopf an und sah, dass er die Augen verdreht hatte. Als er ihm den Puls fühlte, spürte er das Herz rasen und vermutete, dass es ein Herzinfarkt war. Er hatte eine Erste-Hilfe-Ausbildung und wusste, dass die nächste Viertelstunde über Leben und Tod entscheiden würde.

Damit veränderte sich alles. Mit dem bewusstlosen Osman auf dem Beifahrersitz raste er in die Stadt zur nächsten Ambulanz im Chris-Barnard-Gedächtniskrankenhaus. Er hielt vor

Sie rissen Osman das Moslemgewand auf, hörten ihn mit Stethoskopen ab, drückten ihm eine Sauerstoffmaske ins Gesicht und schoben ihn durch die Schwingtüren.

»Ich habe im Krankenhaus angerufen, kurz bevor ich dich abgeholt habe. Sie haben ihn noch nicht identifiziert, sagten aber, sein Zustand sei kritisch. Wenn er stirbt … Ich dachte, die Leute, die ihn verfolgten, seien seine Leute. Seine Leibwächter. Ich dachte, auch meine Verfolger seien seine Leute. Aber als du am Telefon das mit dem Geheimdienst gesagt hast … Das verändert alles. Sie können mich mit allem möglichen in Verbindung bringen. Sie glauben, ich hätte Julius ermordet. Jetzt werden sie

glauben, ich hätte auch Osman getötet.«

Janina Mentz warf zuerst mit dem Tacker. Dann folgte der Briefbeschwerer, der eine Delle in ihrer Bürotür hinterließ.

Dann stieß sie hervor: »Mein Gott noch mal!« und fing an, in ihrem Büro hin und her zu laufen, das Gesicht vor Wut gerötet.

Tau Masilo saß reglos auf seinem Stuhl. Er hatte nichts zu seiner Verteidigung zu sagen.

Eine Hausfrau – Sachbearbeiterin, Amateurin – hatte die professionellen Verfolger des Präsidentiellen Geheimdienstes an der Nase herumgeführt.

Was sollte man dazu sagen?

Er schloss die Tür des Ferienbungalows im Big Bay Beach Club auf und ließ sie eintreten. Das Häuschen war hübsch eingerichtet, mit Ferienhausmöbeln, meerblauen und weißen Wänden, einem offenen Wohnküchenbereich. Sie legte ihre Einkaufstasche auf den Frühstückstresen neben eine schwarze Tragetasche.

Fragend blickte sie zu ihm auf.

»Das sind meine Probleme«, sagte er. »Meine Schwierigkeiten. Mein Risiko. Dir können sie nichts anhaben, du hast nichts verbrochen. Du musst dich von allem fernhalten, bis es vorbei ist. Du … In deiner Lage …«

Sie schüttelte nur den Kopf, in dem Wissen, dass sie ihm jetzt nicht antworten konnte. Sie würde gewiss etwas Falsches sagen, so wie eben, als sie im Golf alles gebeichtet hatte.

»Wann hast du zum letzten Mal etwas gegessen?«, fragte sie stattdessen.

69

Lieber Lukas,

eine Alliteration, ganz zufällig, und sofort bin ich ganz angetan davon. Wobei wir auch schon beim Thema wären.

Denn mein Leben ist eine Sturzflut von Wörtern. Ein Strom, ein Fluss, der niemals aufhört zu fließen. Doch ich bin keine Schiffbrüchige, sondern ein Wortwassertier. Ich schwelge in den Wörtern meiner Gedanken, den Wörtern, die ich höre, den Wörtern, die ich lese und schreibe. Die Wörter sind in mir und um mich und durch mich, und es hört niemals auf. Ich treibe, schwimme und tauche darin, plansche und spritze, das ist meine Welt, mein natürlicher Lebensraum. Ich kann die Wörter sehen und hören, fühlen und schmecken.

Das Wortwasser ist braun; tausende Tropfen hellbrauner Bindewörter, Zwischenwörter, Wörter, die anderen dienen. Manche Wörter glitzern wie silberne, springende Fische, funkelnde Bögen in der Sonne. Verben, voller Dynamik. Tätigkeitswörter. Lebenswörter. Andere wieder sind schwer und dunkel, Bodenwörter, rollende runde Steinwörter, die scheuern, aneinanderschlagen und erodieren. Das ist mal wieder typisch für mich, es drängt mich danach, ich bin süchtig, dieser Brief ist meine seelische Nahrung, meine Dosis für diesen Tag.

Reden ist anders. Dann reißt mich der Strom oft fort, es

gibt Strudel, Stromschnellen und Felsen unter Wasser; dann entschlüpfen die Wörter. Aber wenn ich schreibe, wenn es nur mich und den Fluss gibt und ich meine Augen unter der Oberfläche öffnen kann, kann ich jedes Wort sehen, suchen und auswählen.

Deswegen schreibe ich. Oft und viel und schon seit langem. Weil ich nur dadurch die Kontrolle habe. Und das ist das Dilemma.

Gedachte und geschriebene Wörter leben nicht. Sie können Geschichten erzählen, aber sie können die Geschichten nicht bestimmen. Sie können phantasieren (darin bin ich gut), aber Phantasien sind nur Konstrukte, Wortschatten, Fata Morganas, die sich in Nichts auflösen, wenn man ihnen zu nahe kommt. Es sind Flüsse, die austrocknen. Es sind Wadis.

Ich habe keine Geschichte, Lukas. Ich habe angefangen, ein Buch zu schreiben, neulich, und meine ergiebigste Quelle waren meine letzten Erlebnisse – meine Flucht, mein neues Leben mit vierzig. Das ist die Summe meines Handelns, meine einzige Quelle eines

seelischen Konflikts, der Höhepunkt meiner Existenz und der Tiefpunkt meines Geschichtsflusses. Vielleicht kannst Du mich besser verstehen, wenn ich Dir sage, dass ich, schon bevor ich Dich kannte, in Deine Geschichte verliebt war, die ich für einen Bericht ausarbeiten musste. Du bist alles, was ich wissen wollte, alles, worüber ich mein ganzes Leben lang phantasiert habe: ein Entdecker, ein Macher, ein Reisender, ein Abenteurer. Du bist Deinem Herzen, Deiner Liebe und Deinen Interessen gefolgt, hast Erfahrungen gesammelt, gelebt. Ich saß vor meinem Computer und dachte: Wie gerne ich Deine Geschichte schreiben würde. Wie wunderbar ein Buch über Dich wäre.

Heute Morgen (mir kommt es vor, als es sei ein ganzes Leben lang her) saß ich am Strand bei Milnerton, und der Schmerz in meiner Hand hat mich gerettet – denn er hat mich an etwas erinnert, was ich getan habe. Und mit dieser Tat, auch wenn sie aus Wut und Scham geschah, bin ich einmal nicht geflohen, sondern habe die Initiative ergriffen.

Heute Nachmittag habe ich mich wieder gewehrt – mit einem Anruf, um meine Tagebücher wiederzubekommen.

Danach bin ich weggeschlichen, entschlüpft, habe mich getarnt und gründlich nachgedacht. Tätigkeitswörter. Mein Herz hat geklopft, meine Hände haben gezittert, ich bin mit einem Minibustaxi gefahren, habe in einem Vorstadtzug gesessen – beides zum ersten Mal in meinem Leben. Was wohl die Frauen von Belleville dazu sagen würden! Ich habe eine neue Welt entdeckt, ich habe Grenzen überschritten, ich habe (ein kleines bisschen) gefährlich gelebt und kann darüber schreiben, Lukas, eines Tages kann ich aus diesem kleinen Erfahrungsschatz schöpfen.

Bestimmt kannst Du Dir inzwischen denken, was ich Dir sagen will: dass ich keine Lust habe, mich, wie Du es ausgedrückt hast, »von allem fernzuhalten«. Nein, ich will noch mehr haben, noch mehr leben, noch mehr erfahren.

Ich weiß, was Du mit »in Deiner Lage« sagen wolltest und kann es Dir nicht verübeln. Du meintest damit, dass ich Mutter bin. Ich habe ein Kind, ich habe Verantwortung, ich muss (kann, soll, darf) nicht an diesem großen Abenteuer teilnehmen. Doch mit dieser Frage schlage ich mich schon monatelang herum und bin noch zu keinem Schluss gekommen. Siebzehn Jahre lang habe ich nur

für meinen Sohn und für meinen Mann gelebt. Jetzt muss ich, auch Barend zuliebe, für mich selbst leben.

Du hast gesagt: »Du kannst nicht bleiben.« Aber ich muss.

Bitte …

(10. Oktober 2009. Samstag.)

Als sie aus dem Schlafzimmer kam, trug sie eines seiner Hemden. Sie sah ihn an der Frühstückstheke sitzen, den nackten Rücken ihr zugewandt, leicht vorgebeugt, konzentriert auf die Teile eines auseinandergenommenen Laptops. Auf der ganzen Theke lag Werkzeug herum.

Und ihr Brief daneben.

Ruckartig wandte er den Kopf nach ihr um und sah sie kurz an. »Milla!«, sagte er laut und so heftig, dass sie erschrak.

»Bleib stehen!«

»Was ist denn?«

Er wandte sich wieder dem Innenleben des Laptops zu. »Sprengstoff. Das ist Osmans Computer. Ich muss nur noch mal kurz …«

Sie beobachtete, wie er vorsichtig ein silbernes Kabel herauszog, an dem zwei dünne Drähte befestigt waren. Äußerst vorsichtig legte er sie beiseite. Dann holte er langsam einen dünnen Wurm grauweißen Materials heraus. Es sah aus wie Bastelton für Kinder.

»C4«, flüsterte er, hielt das Material mit ruhiger Hand fest und befühlte es respektvoll. »Hier könnte noch ein Zünder sein …« Endlich war er zufrieden und legte es beiseite. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, drehte sich zu ihr um und sagte: »Guten Morgen.«

Sie ging zu ihm, lehnte sich an ihn, legte ihm die Hand auf den Rücken und küsste ihn auf die Wange. »Das machst du also zum Frühstück.«

Er drückte sie, ohne etwas zu sagen.

»Hast du meinen Brief gelesen?«

»Habe ich.«

»Und?«

Langsam ließ er sie los. »Schau dir das an«, sagte er und zeigte auf den Sprengstoff.

»Ich weiß, aber …«

Er schüttelte den Kopf, legte ihr die Hände auf die Schultern und sah sie ernst an. »Milla …«

»Ich kann dir helfen«, erwiderte sie, obwohl sie wusste, was er entgegnen würde.

Man sah ihr die Enttäuschung an, sie konnte es nicht verhindern.

»Es tut mir leid«, sagte er.

Später, während sie Kaffee trank und er den Laptop wieder zusammensetzte, erzählte er ihr von dem Rechner und wieso er jetzt wusste, warum Osman bei der Entführung zuerst nach dem Handy gegriffen hatte.

»Dieser Empfänger war oben auf dem Computer befestigt. Osman wollte eine Nummer anrufen, die den Sprengstoff aktiviert hätte. Die Ladung ist klein, es hätte gerade

gereicht, um den Rechner zu zerstören. Als ich ihm das Handy abgenommen habe, versuchte er mit aller Macht, den Laptop zu erreichen, denn es gibt auch noch einen Schalter …«

»Aber warum?«, fragte sie.

»Genau das werde ich herausfinden.«

Als er den Rechner endlich einschaltete, stand er vor einem weiteren Hindernis.

»Wir brauchen ein Passwort«, sagte Becker.

Milla schaute mit ihm auf den Bildschirm. Ein Eingabefeld war erschienen mit der Aufforderung: *Geben Sie Ihr Windows-Passwort ein*.

»Du kennst das Passwort nicht.«

»Nein, ich habe keine Ahnung.«

»Vielleicht kann ich dir helfen.«

»Kennst du dich mit Computern aus?«

»Nein. Aber ich kenne jemanden, der sich damit auskennt.«

Sie ging kühl mit den vier CIA-Mitarbeitern um, gleich von

Anfang an. Burzynski reagierte mit einem kleinen, verstohlenen Lächeln, als sei er ihr mit seinem Wissen voraus. Das ärgerte Mentz, und sie beschloss, die erste Salve abzufeuern. »Bruno, ich habe dem Minister bisher nichts von Ihren Tricks erzählt, aber wenn wir bis zum Mittag nicht zu einer Einigung kommen, habe ich keine andere Wahl.«

»Tricks?«, fragte er, als sei er aufrichtig verblüfft.

»Ich bitte Sie. Ich habe wirklich keine Zeit für solche Spielchen.«

»Janina, ich weiß wirklich nicht, wovon Sie reden.«

»Schlechte Wetterbedingungen im Nordatlantik? Halten Sie uns wirklich für so rückständig, dass wir nicht einmal das Wetter überprüfen können?«

»Ich sagte doch, dass ich nicht sicher war, wo genau.«

»Unsinn, Bruno. Sie haben es genau gewusst, wie immer. Sie wollten Zeit gewinnen, und das kann ich nicht hinnehmen, weil dadurch südafrikanische Bürger gefährdet werden. Können Sie das mit ihrem Gewissen vereinbaren?«

»Besteht eine Gefahr für die Öffentlichkeit? Das haben Sie nie erwähnt. Vielleicht, Janina, sollten Sie anfangen, uns reinen Wein einzuschenken, besonders, da Sie von uns

erwarten, unsere gesamten Ressourcen zur Lösung Ihres Problems einzusetzen.«

»Nun, dann will ich gerne den ersten Schritt tun: Wir haben unsererseits keinen Agenten bei der CIA eingeschleust. So etwas tun wir nicht mit unseren Verbündeten.«

»Was soll diese Anspielung?«

Sie legte ihre Hand auf die vor ihr liegende Akte und beschloss, ihren Trumpf auszuspielen. »Seien Sie vorsichtig, Bruno. Ich habe hier sehr interessante Informationen.« Sie sah, wie er stutzte, und sie dachte: Hab ich dich.

Sie öffnete die Akte, nahm das Foto von Lukas Becker heraus und schob es über den Tisch zu ihm hinüber, ihre Augen wie ein Falke auf ihn gerichtet.

Burzynski ließ sich nichts anmerken, drehte das Foto langsam um und betrachtete es. Dann blickte er auf, wieder mit diesem schiefen Lächeln. »So, und wer soll dieser Kerl sein?«

»Der, der seit mindestens 1997 für Sie arbeitet. Israel, Ägypten, Jordanien, Iran, Türkei und bis vor kurzem Irak.«

»Für mich hat er jedenfalls nicht gearbeitet.« Burzynski

schob das Foto einem seiner neuen Mitarbeiter namens Grant zu, einem Mann mittleren Alters mit graumeliertem Vollbart und intensivem Blick.

»Ich bitte Sie, Bruno. Er hat versucht, sich an eine unserer Mitarbeiterinnen heranzumachen, ihm wurde in Johannesburg ein sehr wichtiger Gegenstand gestohlen, und er hat Julius Shabangu eliminiert. Und Sie haben ihm ein kleines Vermögen dafür bezahlt. Also hören Sie auf, meine Intelligenz zu beleidigen, und lassen Sie uns endlich offen reden.« Sie beobachtete Grant und sah, wie er den Kopf schüttelte. Dann fragte sie: »Wo haben Sie Osman versteckt?« Bei diesem Namen bemerkte sie endlich eine Reaktion, kaum merklich. Sie sah, wie sich Brunos Augen für einen winzigen Augenblick verengten, der jedoch gleich wieder vorbei war. Er blickte seine drei Kollegen an. Die zwei Neuen, Eden und Grant, nickten ihm zu, einer nach dem anderen.

Sie waren Burzynskis Vorgesetzte, erkannte sie. Interessant.

Endlich blickte er Mentz wieder an und räusperte sich. Als er sprach, klang seine Stimme nicht mehr verärgert, sondern ruhig und ernst. »Ich werde Ihnen drei Dinge erzählen, Janina, und Sie sollten ernsthaft erwägen, mir zu glauben, um Ihrer Regierung und Ihres Landes willen. Erstens: Ich weiß nicht, wer dieser Mann ist.« Er tippte mit dem Zeigefinger auf Beckers Foto und fuhr fort: »Aber

wenn Sie wollen, dass wir die Angelegenheit untersuchen, werden wir es tun. Zweitens: Wir glauben, *Madeleine*, ist von der Bildfläche verschwunden. Unauffindbar. Als hätte sie nie existiert.«

»Sie können das Schiff nicht finden?«, fragte sie ungläubig.

»Richtig. Und zu behaupten, wir hätten unser Bestes getan, ist noch untertrieben. Wir wollen das Schiff, noch dringender als Sie. Also, hier ist der Deal: Sie legen ihre Karten offen, dann zeige ich Ihnen meine.«

In diesem Augenblick klingelte das Handy Tau Masilos, der die ganze Unterhaltung mit großem Interesse verfolgt hatte.

»Tut mir leid«, sagte er, zückte das Handy und sah auf das Display. Es war Quinn. »Das könnte wichtig sein«, sagte er, »entschuldigen Sie bitte.«

Masilo stand auf, ging hastig hinaus, schloss die Tür hinter sich und fragte: »Was gibt's?«

»Osman«, sagte Quinn. »Er liegt im Krankenhaus. Auf der Intensivstation des Chris Barnard Memorial. Herzinfarkt. Ein Mann, auf den Beckers Beschreibung passt, hat ihn gestern Nachmittag dort abgeliefert. Osman hat erst heute Morgen das Bewusstsein wiedererlangt.«

Masilo lachte kurz auf. »Unglaublich!«

»Aber das ist noch nicht die wichtigste Neuigkeit. Osman hat die Schwester auf der Intensivstation gebeten, Suleiman Dolly anzurufen, unter seiner Festnetznummer. Bestimmt konnte er sich nicht an die neueste Handynummer des Scheichs erinnern. Wir haben den Anruf abgehört. Erst hat sie Dolly Bescheid gesagt, dass Osman im Krankenhaus liegt. Und anschließend, ich zitiere: Osman hat mich gebeten, Ihnen auszurichten: ›Der Hund hat den Laptop.‹«

Masilo schaltete sofort. »Becker.«

»Genau. Wir vermuten, dass der Computer in der Tragetasche war, an der Osman sonst wie an einer Handschelle hängt. Das Krankenhauspersonal hat ausgesagt, dass Osman nach dem Aufwachen als Erstes nach ihr gesucht hat. Aber da ist noch etwas.

»Sie werden ihn suchen.«

»Ja, das glaube ich auch.«

»Hast du Leute dort?«

»Ich habe acht Leute beim Krankenhaus. Osman ist isoliert. Dolly ist inzwischen auch eingetroffen und droht mit einer einstweiligen Verfügung.«

»Lass ihn drohen. Halte alle von Osman fern.«

70

iThemba Computers befand sich im ersten Stock von Oxford House auf der Hauptstraße von Durbanville. Der junge Mann am Empfang erkannte Milla trotz des Kopftuchs. »Hallo, Tannie«, sagte er.

»Hallo«, grüßte Milla. »Mein Nachbar«, fügte sie mit einer Handbewegung in Richtung Becker hinzu, »hat ein Problem mit seinem Computer.«

»Was können wir für Sie tun?«

»Ich habe mein Windows-Passwort vergessen«, erklärte Lukas Becker.

»XP oder Vista?«, fragte der junge Mann.

Burzynski hatte das Wort, als Masilo zurückkehrte. »… haben ein Interesse an Osman, deswegen wissen wir beide, dass es um Moslemextremisten geht, Janina. Ich weiß wirklich nicht, warum Sie so ein Geheimnis daraus machen.«

Masilo nahm Platz, zog Notizblock und Stift heran und kritzelte die Worte: Osman gefunden. Im Krankenhaus. Bewachen ihn.

Mentz las mit, während er schrieb, und nickte ihm kurz zu.

Masilo schlug das Blatt um.

Madeleine nicht finden«, bemerkte Mentz skeptisch.

»Wir haben jedes einzelne Schiff mit ungefähr der gleichen Tonnage geortet, das LRIT und AIS nicht eingeschaltet hat. Und glauben Sie mir, es war nicht leicht. Dafür gibt es drei mögliche Erklärungen. Die erste ist, dass sie sich irgendwo versteckt halten. Nicht besonders wahrscheinlich, ich weiß, aber wenn sie die Transmitter abgeschaltet haben, sich ganz still verhalten und gut getarnt sind, könnten sie es schaffen. Die zweite Möglichkeit wäre, dass sie sie versenkt haben. Was die Frage nach dem Warum aufwerfen würde, aber natürlich ziehen wir diese Version nicht ernsthaft in Betracht. Die dritte Möglichkeit ist, dass sie unter einem falschen LRIT fahren, und wenn das der Fall ist, haben wir schlechte Karten. Es könnte Wochen dauern, jedes Schiff da draußen zu überprüfen.«

»Sie sagten, Sie wollten das Schiff noch dringender finden als wir.«

»Ja.«

»Warum?«

»Uns war klar, dass Sie diese Frage stellen würden, Janina. Ich habe die ganze Nacht mit Langley darüber diskutiert und kann Ihnen nur so viel sagen, dass ich nicht befugt bin, mehr preiszugeben als Folgendes: Wir glauben, dass die Fracht der *Madeleine* sowohl für die nationale Sicherheit Amerikas als auch die Südafrikas von entscheidender Bedeutung ist.«

»Also wissen Sie, was auch wir wissen.«

»Ich weiß nicht, was Sie wissen. Aber an dieser Stelle würde ich Sie gerne in aller Form mit meinen beiden Kollegen bekanntmachen.« Er zeigte auf die beiden Neuen, über die Mentz noch nichts wusste. »Janet Eden ist leitende Analystin bei MENA, unserem Büro für die Überwachung des Mittleren Ostens und Nordafrikas. Jim Grant arbeitet für das Büro für Terrorismusanalyse. Beide sind wegen Ihrer SOLAS-Anfrage nach Südafrika gekommen. Janet, wenn Sie so freundlich wären?«

»Wir kennen die Kodierungsmechanismen«, unterbrach sie Mentz.

»Gut, dann brauche ich Ihnen nichts weiter zu erklären.

Letzte Woche verfolgten wir den Kommunikationsweg unter anderem bis zu Shahid Osman, von daher unser Interesse an ihm. Doch elektronische Kommunikation ist nicht unsere einzige Informationsquelle. Mitarbeiter in Pakistan und Afghanistan haben hier und da etwas aufgeschnappt, und wir haben genügend Informationen gesammelt, um davon ausgehen zu

»Danke, Janet. Janina, lassen Sie mich offen sein: Wir wollen Osman, und zwar schnellstmöglich. Wir sind uns ziemlich sicher, dass er den Dechiffriercode hat, und befinden uns in einer wirklichen Notsituation. Uns läuft die Zeit davon. Gestern hat mich Langley gebeten, bei Ihnen offiziell Osmans Verhaftung zu beantragen, mit Ihrer Erlaubnis und Kooperation. Sie können sich unsere Überraschung vorstellen, als wir gestern von seiner Entführung erfuhren. Wir glaubten wirklich, dass Sie dahintersteckten. Deswegen haben wir dieses Meeting anberaumt.«

Burzynski unterbrach sich, als er sah, wie Masilo frenetisch auf den Block vor ihm kritzelte.

Mentz las die vier Worte: Becker hat Osmans Laptop.

Sie blickte zu den Amerikanern auf. »Ich brauche ein paar Minuten, um darüber nachzudenken.«

Der junge Mann von iThemba Computers benötigte genau elf Minuten, um das Passwort von Osmans Laptop herauszufinden. Er schrieb es ihnen auf: *Amiralbahr*.

»Siehst du«, sagte Milla so aufgeregt und begeistert, als hätte sie selbst die Lösung gefunden.

»Was bedeutet das, Oom?«

»Nichts. Deswegen habe ich es auch vergessen. Vielen Dank.«

»Soll ich die Einstellungen so lassen?«

»Welche Einstellungen?«

»Die Formatierungseinstellungen.«

Becker kratzte sich am Kopf. »Hilf mir auf die Sprünge.«

»Sie haben die Einstellung vorgenommen, dass mit der Tastenkombination Strg, Alt, Pos1 die Festplatte formatiert wird und dadurch sämtliche Daten verlorengehen.«

»Ach ja …«

»Machen Sie das einfach rückgängig.«

»Bruno«, sagte Janina Mentz, »Sie spielen ein gefährliches Spiel. Ihr Mann, Becker, hat Osmans Laptop, Sie verfügen daher bereits über den Dechiffriercode. Und trotzdem sitzen Sie hier, betrügen uns und verschwenden kostbare Zeit. Warum?«

Burzynski verzog empört das Gesicht und setzte zu einer Antwort an, doch Jim Grant kam ihm zuvor und ergriff zum ersten Mal das Wort. »Madam«, begann er mit tiefer sonorer Stimme. »Ich bin der stellvertretende Direktor des Büros für Terrorismusanalyse der CIA und als solcher vollständig über jede Form der Spionage und Gegenspionage informiert, die von der CIA gegenwärtig im südlichen Afrika betrieben wird. Ich kenne jeden einzelnen Agenten und Mitarbeiter. Hiermit versichere ich Ihnen, dass dieser Mann nicht zu uns gehört. Wenn es so wäre, hätte ich es Ihnen spätestens jetzt gesagt, weil wir vor einem drängenden Problem stehen. Wenn Sie uns weiterhin so hartnäckig misstrauen, muss ich Sie ersuchen, die Angelegenheit unmittelbar Ihrem Präsidenten vorzulegen mit der Bitte, unseren Außenminister zur Klärung des Problems zu kontaktieren. Doch ich bitte Sie: Wenn wir diesen Weg einschlagen, dann lassen Sie es uns sofort tun. Denn, wie wir alle wissen: Uns läuft die Zeit davon.«

Es war die Kombination aus seiner Gewichtigkeit, seiner Autorität und seinem Ernst sowie die Tatsache, dass die

Amerikaner eine Zusammenarbeit mit Becker so hartnäckig leugneten, obwohl er den Laptop hatte, die Janina Mentz zum ersten Mal auf die Idee brachte, dass sie sich irren könnte. Nach einem Augenblick des Schweigens sagte sie: »Wenn er nicht für Sie arbeitet, für wen denn sonst?«

»Wir wissen es nicht. Aber wir würden es gerne herausfinden, wenn Sie uns endlich mehr Informationen liefern würden.«

»In diesem Fall«, sagte sie und lehnte sich in ihren Stuhl zurück, »

Im Bayside-Einkaufszentrum in Table View kaufte sie Kleider und Lebensmittel mit dem Bargeld, das sie in Durbanville am Automaten abgehoben hatte. Dann kehrten sie zum Big Bay Beach Club zurück, damit sie Essen kochen und er den Laptop untersuchen konnte.

Lukas war schweigsam. Die Chance, wieder an sein Geld zu kommen, schwand immer mehr. Sie hätte ihm gern Mut zugesprochen, fand aber nicht die richtigen Worte.

Mentz und Masilo kehrten zum Sitz der PIA zurück.

»Sie wissen, dass es Ihre Schuld ist«, bemerkte sie.

»Was denn?«

»Das mit Becker. Und Osmans Laptop. Sie wollten Becker im Spiel halten, Tau. Sie haben gehofft, dass er mich zwingen würde einzugreifen.«

»Stimmt«, gab er zu.

»Ich habe Sie eingestellt, weil Sie kein Jasager sind. Weil Sie stark genug sind, eine andere Meinung zu vertreten als ich. Aber dann tun Sie das auch, offen und ehrlich.«

»Ich habe einen Fehler gemacht. Soll nicht wieder vorkommen.«

71

Neben dem verlassenen Pavillon des De-Grendel-Sportkomplexes in Parow rauchte der Informant mit kurzen, nervösen Zügen eine Zigarette und blies zwischen seinen Sätzen hörbar den Rauch aus. »Es heißt, der Scheich habe um einen Gefallen gebeten.«

»Suleiman Dolly.«

»Ja, sie sagen, er hätte Terror angerufen, persönlich.«

»Und?«

»Der höchste Rat sucht einen Laptop, der von einem Weißen

»Und Terror und die Ravens sollen suchen helfen?«

»Ja, darum ging es bei dem Gefallen. Und es wird behauptet, sie müssten den Weißen nicht lebend erwischen, es ginge nur um den Laptop. Es gibt einen Bonus von hunderttausend für den, der ihn abliefert, und noch mal fünfzig, wenn derjenige auch den Weißen wegpustet. Das Gerücht verbreitet sich wie ein Lauffeuer, jeder kleine Gauner auf der Halbinsel hält die Augen offen.«

»Meinst du, die kriegen den Kerl?«

»Früher oder später.«

Janina Mentz ließ auch Quinn rufen, um Zeit zu sparen. Jetzt saßen sie gemeinsam mit Rajkumar und Masilo um den runden Tisch der Direktorin.

»Höchste Priorität », begann Mentz, »hat die Suche nach Becker und Strachan. Quinn, ich will ihre Fotos in den

Sonntagszeitungen, gib alle Informationen raus: Er ist bewaffnet und gefährlich, wird wegen Entführung und Mordes gesucht, sie ist seine Komplizin. Veröffentlichen Sie auch die Beschreibung des Golfs, sagen Sie aber vorher dem Polizeichef des Westkaps Bescheid, dass wir mit ihrer Dienststelle für Öffentlichkeitsarbeit zusammenarbeiten wollen.«

Quinn machte sich Notizen.

»Wenn ihr Foto in der Zeitung erscheint, wird sie als Erstes ihren Sohn anrufen. Habe ich recht?«

»Haben Sie«, sagte Quinn.

»Halten Sie das Einsatzkommando in Bereitschaft und sagen Sie dem Polizeipräsidenten, er soll sich raushalten. Wir werden uns Becker greifen.«

Quinn nickte.

»Tau wird zusammen mit der CIA die Einsatzzentrale einrichten und leiten, und ich werde ihn von der Leitstelle aus auf

Sie blickte Rajkumar an. »Das ist der praktische Teil der Operation; Raj kümmert sich um den Teil, der Grips erfordert. Ich möchte, dass Sie die besten Köpfe der Agentur versammeln, Raj, bauen Sie einen Expertenstab auf. Konzentrieren Sie sich auf drei Punkte. Wenn es

irgendjemanden gibt, der herausfinden kann, wie es der Rat geschafft hat, einen Fischtrawler von der Bildfläche verschwinden zu lassen, dann sind Sie es. Finden Sie heraus, welche Technik dahintersteckt. Beweisen Sie der CIA, dass wir klüger sind als sie. Ich möchte, dass Sie die *Madeleine* finden.«

»Okay«, sagte Rajkumar erfreut.

»Zweitens: Kümmern Sie sich um Becker. Vieles rund um seine Person gibt noch immer Rätsel auf. Wenn er nicht für die CIA arbeitet – und davon müssen wir inzwischen ausgehen –, für wen zum Teufel arbeitet er dann? Der dritte Punkt hängt unmittelbar damit zusammen. Die Reaktion der CIA am Donnerstag und auch heute Morgen bringt mich zu der Vermutung, dass sie einen Spitzel in unserer Mitte haben oder jemanden anwerben wollen. Angenommen, es war gar nicht Becker, der versuchte, Milla zu rekrutieren. Wer dann? Könnten Sie das herausfinden?«

Milla stand mit dem Kochlöffel in der Hand am Herd. Sie kochte Spaghetti Bolognese nach dem Rezept von Ina Parmaan und war sich dabei der Nähe von Lukas bewusst, der über den Laptop gebeugt an der Theke saß, die Stirn konzentriert gerunzelt. Welche Ironie des Schicksals: Hier stand sie nun wieder, reduziert auf die Rolle der Köchin und

Haushälterin, ausgeschlossen von der Männerarbeit.

Und am späten Nachmittag musste sie nach Hause zurückkehren, so war es abgesprochen. Es war ihr nicht recht.

Sie öffnete die Schachtel mit den Spaghetti. Das Wasser im Topf kochte. »In sieben Minuten können wir essen«, verkündete sie.

Sie ließ die Spaghetti ins Kochwasser gleiten, fügte ein wenig Olivenöl und dann Salz hinzu.

»Mein Gott!«, sagte Lukas plötzlich gedämpft.

»Was ist denn?«, fragte sie.

»Sie … Hier ist etwas …«

Milla rührte die Fleischsoße um, blickte ihn an, erkannte sein neu erwachtes Interesse.

»Mein Gott!«, stieß er noch einmal hervor, fuhr mit den Fingern rasch über das Touchpad des Rechners und klickte mehrmals etwas an.

Die Soße blubberte. Milla drehte die Platte ab, holte zwei Teller, den Parmesan und die Reibe heraus.

Lukas blickte zu ihr auf. »Sie … Hier ist die Rede von einer Schiffsladung. Sie bringen etwas her, unter dem Radar, sie schmuggeln irgendetwas ein. Eine Frau namens Madeleine wird etwas … Nein … Es ist ein Schiff, sie bringen etwas mit einem Schiff herein. Haidar … Das schmuggeln sie …«

»Haidar?«

»Ja, ich glaube, das ist eine Abkürzung. Aber das Datum ergibt keinen Sinn. Hier steht Montag, der 23. Shawwal 1430

A.H. …«

»Shawwal«, sagte Milla, plötzlich aufgeregt. »Das war der Name der Operation, der ganzen Operation der PIA!«

»Was bedeutet das?«

»Ich weiß es nicht.«

Die Leitstelle war voll besetzt, sechzehn Mitarbeiter scharten sich um Computer und Systeme, Quinn in der Mitte, Mentz im Hintergrund, allein.

»Im System gibt es keinen VW Golf, dessen Kennzeichen mit CA 143 beginnt«, sagte einer von Rajkumars

Teamleitern zu Quinn.

»Vielleicht hat Osman sich nicht richtig erinnert.«

688.«

»Table View«, wiederholte Quinn.

»Genau.«

»Kann mir jemand eine Liste aller Unterkünfte in Table View zusammenstellen? So schnell wie möglich. Hotels, Pensionen, Ferienwohnungen.«

»Das wird eine Weile dauern.«

»Dann sollten wir besser sofort anfangen. Sie leiten die Aktion. Alle, die keine speziellen Aufträge haben: Hängen Sie sich ans Telefon! Die Personenbeschreibungen von Becker und Miss Jenny haben Sie.«

Becker googelte den Begriff mit Hilfe seines Handys. »Es hat etwas mit dem Moslemkalender zu tun«, sagte er gehetzt. »Der dreiundzwanzigste Shawwal 1430 ist der 12. Oktober 2009, also übermorgen. Montag.« Wieder wandte er sich dem Rechner zu und las weitere E-Mails. »Montag, 2:00 Uhr morgens.«

»Und die Abkürzung? Hast du darüber etwas gefunden?«, fragte Milla und ging wieder zurück an den Herd.

Becker gab die Buchstaben ein und klickte auf »Suchen«. »Haidar«, las er, »bedeutet Löwe auf Arabisch. Es war einer der Namen für Ali, dem Ehemann von Fatima, der Tochter des Propheten Mohammed.«

»Löwe«, sagte Milla. In den PIA-Berichten war dieser Begriff nicht aufgetaucht.

Becker war wieder an den Laptop zurückgekehrt. »Es ist ein Codewort. Für die Fracht. Das hier … Das sind Koordinaten, Milla.« Wieder griff er nach seinem Handy und tippte hastig auf der Tastatur herum, bis er aufblickte und sagte: »Ich habe die Scheißkerle, ich habe sie.«

Milla lächelte ihn an. »Willkommen zurück«, sagte sie.

»Sagen Sie dem Team bei Osman, ich will, dass er den Anruf annimmt. Dann schaltet ihr ihn durch, damit wir hier mithören können.« Er gab einem Techniker ein Zeichen, den Anruf auf die Lautsprecher in der Leitstelle weiterzuleiten.

Es kostete wertvolle Sekunden, sie hörten Becker gerade

noch sagen: »Shahid, hier ist dein Freund von gestern. Ich weiß von dem Schiff, Shahid, Datum, Zeit und Ort. Ist Ihnen das fünfhunderttausend wert?«

Ein Klicken. Aufgelegt. Stille.

Quinn unterdrückte einen Fluch, weil Mentz direkt hinter ihm saß. Er griff zum Telefon und rief den Agenten an. »Was macht ihr denn?«

»Das waren nicht wir, das war Osman. Er hat aufgelegt.«

72

Milla hatte allein gegessen und war gerade dabei, ihren Teller abzuspülen, als ihr bewusst wurde, dass irgendwo ein Handy klingelte. Es dauerte einen Moment, bis sie erkannte, dass es ihr neues war. Sie rannte ins Schlafzimmer, wo sie es am Abend zuvor aufs Nachtschränkchen gelegt hatte, und meldete sich mit: »Hallo?«

»Ich bin’s, Lukas. Ich glaube, es war jemand bei ihm, Milla. Die PIA oder wer weiß wer. Er hat einfach aufgelegt. Ich werde mir etwas anderes einfallen lassen müssen.«

»Was denn?«

»Zuerst muss ich Waffen organisieren.«

»Waffen? Du hast doch eine Pistole.«

»Die wird nicht reichen.«

Ihr schnürte sich die Kehle zu. »Warum nicht?«

»Wenn ich mein Geld wiederhaben will … Dann muss ich diese Schiffsladung abfangen.«

Eden on the Bay in Blouberg aus angerufen«, sagte der Agent zu Quinn.

»Ist das ein Hotel?«

»Nein, ich glaube, ein neues Einkaufszentrum.«

»Noch eins?«

»Ich versuche gerade, es herauszufinden.«

»Holen Sie mir eine Karte auf den großen Bildschirm«, verlangte Quinn. »Markieren Sie mir die Stelle, an der die Nummernschilder gestohlen wurden und das Einkaufszentrum. Wie kommen wir mit den Unterkünften voran?«

»Wir haben schon über zwanzig angerufen. Bisher ohne Ergebnis.«

»Nehmen Sie Blouberg mit dazu.«

Dann herrschte Stille, bis Janina Mentz aus dem Hintergrund sagte: »Gute Arbeit, Quinn.«

Masilo hatte die Einsatzzentrale in aller Eile im Erdgeschoss der Wale Street Chambers einrichten lassen. Netzwerkkabel schlängelten sich neben eilig neu verlegten Telefonleitungen über den Fußboden. In der Mitte des Raumes standen ein großer Tisch und ein paar Stühle.

Burzynski traf ein, in den Armen einen Berg Akten und einen Laptop. Er fing schon an zu reden, bevor sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte. »Ihr Mann, dieser Becker, arbeitet allein«, verkündete er, platzierte den Aktenstapel auf den Tisch und legte den Laptop daneben. Er griff nach der obersten Akte.

»Unser Mann?«

»Nur so eine Redewendung.« Er reichte Masilo die Akte. »Das hier haben wir vor einer Stunde vom FBI erhalten. Sieht so aus, als sei Luke Becker ein Schmuggler. Von Antiquitäten und archäologischen Fundstücken.«

Burzynski nahm Platz und zog den Laptop zu sich heran. »Ich benutze Wireless Lan und mein Handy, wenn Sie nichts dagegen haben. Das hat nichts mit Misstrauen Ihnen gegenüber zu tun. Standardprozedur.« Er zeigte auf die Unterlagen. »Wie

»Dann ging er in den Irak.«

»Richtig. Er muss gewusst haben, dass er keine Chance hatte, noch einmal als Archäologe zu arbeiten. Deshalb hat er bei den Xe Services angeheuert und irakische Patrouillenbootbesatzungen auf dem Tigris ausgebildet. Der fließt bis hinunter zum persischen Golf, ein Highway zum Schmugglerhimmel. Vor einem Monat hat Interpol begonnen, ein großes Syndikat auszuheben, das archäologische Wertgegenstände verschob, angefangen bei den Museen in Bagdad bis hinüber nach New York und Amsterdam, uraltes persisches Zeug, Kunstgegenstände, Schmuck und so weiter. Irgendwie haben die Schmuggler jedoch Wind von der Sache bekommen und das Netzwerk ziemlich schnell aufgelöst. Und Ihr Mann, Becker, hat über Nacht Xe Services verlassen und den nächstbesten Flug nach Hause gebucht, über London …«

»Aha«, sagte Tau Masilo.

»Und noch etwas. Als Interpol und die US-Militärpolizei einige der verhafteten Schmuggler verhörten, erfuhren sie, dass Becker einen hohen Geldbetrag hatte mitgehen

lassen, der den Syndikatbossen gehörte. In Pfund Sterling. Und offenbar hat das Syndikat Becker in Johannesburg aufgespürt, wo er ihnen die traurige Geschichte mit dem geklauten Auto und dem verlorenen

»Jeso.«

»Jeso, kann man wohl sagen«, bemerkte Bruno Burzynski. »Und jetzt, wo diese Sache geklärt wäre, lassen Sie uns ein paar Extremisten fangen.«

»Meneer«, sagte ein anderer Agent, »ich habe hier einen Jarryd Januari am Apparat, er sagt, es sei dringend.«

»Stellen Sie ihn durch.« Quinn wartete, bis das Lämpchen aufleuchtete, und meldete sich. »Gibt es etwas Neues?«

»Ja. Mein Informant bei den Ravens hat gerade angerufen. Er hat gesagt, jemand hätte Terror Baadjies und seine Leute informiert, der Golf sei gesehen worden …«

»In Blouberg?«

»Ja«, antwortete der Informant erstaunt.

»Wo genau?«

»Der Kerl kam damit vom Parkplatz des Shopping

Centers, Eden on the Bay. Sie konnten ihn nicht mehr abfangen, der Abstand war zu groß, aber sie sind jetzt alle auf dem Weg dorthin, jeder Gangsta auf der Vlakte.«

Quinn fluchte unterdrückt und drehte sich zu Mentz um. »Mevrou, ich möchte das Einsatzkommando nach Blouberg verlegen.«

»Tun Sie das.«

Ganz am Ende der FBI-Akte stolperte Masilo über einen Absatz, der ihn dazu bewog, sofort nach dem Telefon zu greifen und Mentz unter ihrer Durchwahl in der Leitstelle anzurufen.

»Mentz.«

»Becker arbeitet allein. Schmuggelt antike Kunstwerke, ich habe hier eine Akte vom FBI und einen Bericht von Interpol. Bitte sagen Sie Quinn, er hat drei falsche Namen mit den dazugehörigen Pässen.«

»John Andreas, Dennis Faber …«

»Seine Eltern.«

»Wie bitte?«

»Das sind Varianten der Namen seiner Eltern.«

»Ja … Stimmt. Der letzte lautet Marcus Smithfield.«

»Ich richte es Quinn aus. Gibt es sonst noch etwas Neues?«

»Nein, noch nicht.«

Sie hatte Lukas am Telefon gefragt, wo er die Waffen herbekommen wollte. Zum ersten Mal hatte seine Stimme ärgerlich geklungen, ungeduldig, als sei sie ein lästiges Kind. »Mein Gott, Milla, fünf Jahre im Irak, da lernt man Leute kennen.« Dann hatte er barsch und kurz angebunden hinzugefügt: »Ich muss jetzt Schluss machen, ich komme zu dir, sobald ich kann.«

Nach dem Gespräch sank sie gekränkt auf einen Wohnzimmersessel. Es war doch nur eine Frage gewesen, er hätte wirklich nicht so mir ihr reden müssen. Sie war hin- und hergerissen zwischen Selbstmitleid und dem Versuch, Verständnis für seinen rüden Tonfall aufzubringen. Einerseits wäre sie vor Empörung am liebsten sofort gegangen, andererseits wollte sie auf keinen Fall zurück in ihre Wohnung. Sie wusste, dass sie dort auf sie warteten, diese Leute, die sie abgehört und die in ihren Tagebüchern

geschnüffelt hatten. Sie wollte sie nie wiedersehen.

Doch sie würde zurückkehren müssen. Sie musste ihr Auto holen, und ihr Handy, auf dem bestimmt Anwalt Kemp eine Nachricht hinterlassen hatte, wer die Mikrofone aus ihrer Wohnung entfernen könne. Sie musste saubermachen und aufräumen, ihr Handy griffbereit, um Kemp anzurufen, falls sie sie noch einmal verhören wollten. Diesmal würde sie sich wehren. Sollten sie sie doch beschuldigen, sie hatte gegen kein Gesetz verstoßen.

Doch sie würde warten müssen, bis Lukas so weit war, bis er aus dieser anderen Welt zurückkehrte, wo man Waffen bekam,

Die Ironie war, dass sie sich dort niemals zu Hause gefühlt hatte. Durbanville war ihr genauso fremd geblieben wie jene Welt, in die Lukas sich begeben wollte. Und hier stand sie nun, mit einem Bein in jeder dieser zwei Welten. Und keiner fühlte sie sich wirklich zugehörig. Milla Strachan, die ewige Außenseiterin. Sie hatte den Drang aufzustehen, zu Stift und Papier zu greifen und darüber zu schreiben, bis das alles einen Sinn ergab, und sie wusste, sie tat es schon wieder: Sie wollte sich mit Worten einen sicheren Hafen erschaffen, ein Zuhause, einen Ort, an den sie gehörte, ein Universum, das ihr geordnet erschien, auch wenn es nur für sie allein bestimmt war. War das alles, was ihr blieb?

Sie stand auf, wollte etwas unternehmen, irgendetwas, was sie aus dieser Vorhölle befreite, eine Rettungsboje im Wörterfluss.

Ihr Blick fiel auf den Laptop auf der Theke, aus dem Lukas den Sprengstoff und die ebenso gefährlichen Informationen geholt hatte, und sie dachte: Ich will doch mal nachsehen, wenigstens weiß ich dann, was er weiß, das wird mir das Warten auf ihn etwas erträglicher machen.

»Ich habe ihn!«, rief einer der Agenten, eine Hand über dem Mikrofon des Telefons. »Er hat sich unter dem Namen Dennis Faber im Big Bay Beach Club eingemietet.«

»Ein Hotel?«, fragte Quinn.

»Nein, eine Ferienhausanlage für Selbstversorger.«

»Die letzte Siedlung rechts, wenn man aus Blouberg hinausfährt in Richtung Melkbos.«

»Welche Nummer?«

»Wie bitte?«

»Welche Nummer hat Beckers Haus?« Quinn griff nach

seinem Telefon und rief Major Tiger Mazibuko an, den Leiter des Sondereinsatzkommandos.

»Warten Sie einen Augenblick«, sagte der Agent. »Mevrou, welche Nummer hat das Haus von Dennis Faber? Siebenundzwanzig …«

»Mazibuko.«

»Der Big Bay Beach Club, das ist eine Ferienhaussiedlung kurz hinter Blouberg. Er wohnt in Nummer siebenundzwanzig.«

»Wir sind unterwegs.«

»Wie lange brauchen Sie?«

»Fünfzehn Minuten.«

73

Milla las die E-Mails, die Osman mit einem gewissen Sayyid Macki gewechselt hatte.

Fracht trifft Montag, 23. Shawwal 1430 A.H. um 02:00 (GMT +2) ein.

Übermorgen früh um zwei Uhr.

Sie sah im Postausgang nach und fand Osmans Antwort: Alhamdullilah. Wir sind bereit. Die Madeleine ankert auf S33 49.517 E17 52.424, sicheres Boot für die Überfahrt liegt bereit, um Haidar zu vollausgestattetem Empfangskomitee auf S33 54.064 E18 24.921, OPBC zu transportieren.

OPBC? Wofür stand das? War es ebenfalls Arabisch, wie Haidar, was »Löwe« bedeutete?

Ihr fiel das Passwort für den Rechner ein. Amiralbahr. Ein weiteres exotisch klingendes Wort.

Sie hatte Worte, sie würde sie analysieren. Sie würde googeln

Milla stand auf, holte ihr Handy und die Verpackung, nahm die Gebrauchsanweisung heraus und sah nach. Doch sie fand nur eine Anleitung: »Wie Sie Ihr Mobiltelefon als Internetmodem benutzen.« Sie führte die Anweisungen Schritt für Schritt aus, steckte das USB-Kabel ein, aktivierte das Modem.

Netzwerkverbindung erfolgreich.

Erfreut über ihren Erfolg, öffnete sie den Internet Explorer auf dem Laptop und ging auf die Google-Seite.

Sie gab »Amiralbahr« ein.

Meinten Sie amir al-bahr?

Vielleicht. Sie klickte auf »Suchen«.

Fakten über amir al-bahr: Etymologie: siehe auch »Admiral« (Schiffsoffizier). Der Titel des Admirals hat eine lange Tradition. Er stammt offenbar aus dem 12. Jh., als muslimische Araber den Titel emir oder amir (»Befehlshaber«) mit dem Artikel al und dem Wort bahr (»Meer«) verknüpften …

Also bedeutete das Passwort »Admiral« auf Arabisch, der Sprache der Moslemextremisten.

Sie gab in das Google-Feld ein: »Bedeutung von Löwe im Moslemextremismus«.

Sie überflog die ersten Ergebnisse. Nur eines war interessant: Babur Cruise Missile Pakistan: Die Babur-

Rakete (»Babur« bedeutet in der Turksprache Chaghatay »Löwe«, wobei die Rakete auch nach dem ersten Mughal-Kaiser Babur benannt sein kann) ist der erste in Pakistan stationierte Marschflugkörper. Die Babur kann sowohl mit konventionellen als auch mit nuklearen Sprengköpfen bestückt werden und hat eine angebliche Reichweite von …

Dann öffnete sich jedoch plötzlich ein neues Browserfenster auf dem Bildschirm mit der Meldung: *Command prompt. Running e-mail decryption script.*

Kolonnen von weißen Buchstaben liefen vor dem schwarzen Hintergrund vorbei, bis sich das Fenster automatisch wieder schloss.

Sie haben neue Nachrichten.

Der Rechner musste automatisch die E-Mails empfangen haben, nachdem sie ihn ans Internet angeschlossen hatte.

Sie öffnete Outlook.

Ganz oben stand eine neue Nachricht von Macki.

Sie öffnete sie.

Allahu Akbar, amir al-bahr,

wir gehen mit Ihrer Einschätzung konform. Ankunft von Madeleine und Haidar jetzt 24 Stunden früher, um 02:00 (GMT+2) am Sonntag, 22. Shawwal 1430 A. H.

Sie hatten die Ankunft des Schiffes um einen Tag vorverlegt. Das war heute Nacht! Morgen früh. Ängstlich sah Milla auf ihre Armbanduhr. Sieben Minuten nach sieben. In weniger als sieben Stunden …

Dann hörte sie draußen eine Autotür zuschlagen. Lukas! Sie musste es ihm sofort sagen. Sie sah den Golf draußen stehen, Lukas war hinter der geöffneten Kofferraumhaube verborgen. Sie ging zu ihm hinaus.

Aus dem Augenwinkel nahm sie eine Bewegung wahr, rechts, ein Stück weit die Straße hinunter. Männer, die auf sie zugerannt kamen, vom Tor her, zweihundert Meter entfernt.

Dann sah sie die Waffen in ihren Händen.

»Lukas!«

Er tauchte hinter dem Golf auf und sah, wie sie die Straße hinunter zeigte. Abrupt drehte er den Kopf.

»Rein, Milla!«

Sie blieb wie angewurzelt stehen und starrte die jungen, farbigen Männer an, die jetzt immer schneller auf sie zukamen, fünf, sechs, sieben an der Zahl. Lukas holte irgendetwas hinten aus dem Golf.

Es war ein Gewehr, kurz und gedrungen. »Geh rein!«

Sie sah, wie die Männer ihre Waffen hoben, wie Lukas seine abfeuerte. Schüsse knallten, der Golf wurde getroffen, Glas zersprang hinter ihr. Immer noch stand sie da wie festgenagelt, ein

»Jesses, Milla!«

Diesmal reagierte sie, drehte sich um und rannte mit weichen Knien zurück zur Tür.

Hinter den Autos hervor knallten Schüsse, eine Kugel schlug vor ihr im Türrahmen ein.

Dann war sie drin.

Janina Mentz saß im Hintergrund der Leitstelle und hörte das Gespräch zwischen Quinn und Major Tiger Mazibuko mit.

»Verbleibende Zeit: fünf Minuten.«

»Roger.«

Sie würde warten. Bis Mazibuko persönlich bestätigte, dass Becker den Rechner hatte. Erst dann würde sie Masilo ermächtigen, die Amerikaner zu informieren.

Sie stand auf und ging zu Quinn hinüber, stellte sich neben ihn und sagte leise und bestimmt: »Tiger hat die Befugnis, alle verfügbaren Mittel einzusetzen. Wir wollen nur den Computer unversehrt haben.«

Quinn nickte und schaltete das Funkmikrofon ein.

Mit pochendem Herzen stand sie im Wohnzimmer, flach atmend, die Arme instinktiv schützend um den Kopf gelegt, in dem Wissen, dass das Osmans Leute sein mussten. Lukas kam hereingestürzt, das Gewehr in der einen Hand, eine schmutzige Segeltuchtasche in der anderen.

Er drehte sich um, hielt die Waffe zur Tür hinaus und feuerte eine Salve ab.

»Komm, Milla.« Mit angespanntem Gesicht griff er sie am Arm und zerrte sie ins Schlafzimmer.

»Nimm den Rucksack!«, befahl er und zeigte mit dem

Gewehrlauf auf seinen Rucksack, der neben dem Bett stand. Er riss die Schiebetür des Schlafzimmers auf.

Sie rannte los.

Vor ihnen lag ein hoher Zaun, dahinter türmte sich eine dicht bewachsene Sanddüne.

Mühsam warf Lukas die schmutzige Segeltuchtasche über den Zaun, nahm Milla den Rucksack ab und schleuderte ihn hinterher. »Drüberklettern!«, zischte er verbissen.

Sie warf ihre Handtasche, aber nicht hoch genug, so dass sie am Zaun abprallte und hinunterfiel.

»Scheiße!«, fluchte er, hob die Tasche auf und warf sie hinüber. »Los, drüberklettern!«

Hinter ihnen im Haus dröhnten Schüsse.

Eilig erklomm Milla den Zaun, angetrieben vom Adrenalin und insgeheim erstaunt darüber, dass sie sich nicht die Hände verletzte und so schnell vorwärts kam. Dann war sie oben, schwang ein Bein über den Rand und rutschte aus, so dass sie auf der anderen Seite hinunterstürzte und in einem dichten grünen Busch landete. Der Geruch von Holz und Blättern drang ihr in die Nase, spitze Dornen stachen sie. Im ersten Moment war sie desorientiert. Bei dem

Versuch aufzustehen, zerriss ihre Bluse.

Dann war Lukas bei ihr, zog sie hoch, drückte ihr die Handtasche in den Arm, schwang sich den Rucksack über die Schultern, griff die Segeltuchtasche und drang in das dichte Gebüsch ein. »Bleib einfach dicht hinter mir!«

Sie umklammerte ihre Handtasche.

Schüsse krachten, sie hörte Kugeln pfeifen, blickte sich um, konnte außer den dichten Blättern nichts sehen, schaute wieder nach vorn und folgte Lukas, der sich wie eine Schlange unter den Zweigen hindurchwand.

Sie kroch hinterher.

»Es wird geschossen, ich wiederhole, es wird geschossen, das ist eine Gefahrenzone«, ertönte Mazibukos Stimme hoch und aufgeregt über Funk.

»Stehen Sie unter Beschuss?«, fragte Quinn.

»Nein, wir sind am Tor, kein Sichtkontakt, wir gehen jetzt rein …«

Das dröhnend-laute Motorgeräusch des Militärfahrzeugs erfüllte die Leitstelle. »Zwei Mann am Boden, mitten auf der Straße, zwei farbige Männer.«

»Scheiße!«, fluchte Quinn.

»Terrors Leute«, vermutete Janina, die neben ihm stand.

Jetzt hörten sie die Schüsse über Funk, unspektakulär, wie Feuerwerkskörper.

»Eröffnen jetzt das Feuer!«, sagte Mazibuko. »Schwärmen aus …«

Janina Mentz nahm Quinn das Funkgerät aus der Hand. »Ich will den Laptop, Tiger. Ich will ihn unversehrt.«

»Roger. Ende.«

Sie hörten, wie das Gewehrfeuer eskalierte, als sie auf halbem Weg die Düne hinunter waren, verborgen zwischen den Büschen und Bäumen. Lukas kroch dicht vor ihr, sie sah die Sohlen seiner Stiefel. Plötzlich blieb er still liegen und lauschte dem Knattern der Gewehre, das von zwei Seiten zu kommen schien.

»Mein Gott«, sagte er und blickte sich zu ihr um. »Geht's dir gut?«

»Ja«, antwortete sie. Ihre Stimme klang fremd und zittrig. »Ja«, wiederholte sie, diesmal etwas fester. Damit gewann sie die Fassung wieder, und ein Gedanke durchdrang sie trotz des Schreckens – so fühlte es sich also an, in Lebensgefahr zu schweben.

Er blickte wieder nach vorn und kroch schneller weiter. Milla schlängelte sich hinterher. Auf Händen und Armen hatte sie feine, blutige Kratzer.

Endlich knisterte es in der Leitung. Geräusche und Stimmengewirr wurden laut. Mazibuko meldete sich aufgeregt: »Nummer siebenundzwanzig gesichert, wir haben einen Verwundeten, von sieben Gegnern sind fünf tot, zwei verletzt, einer davon schwer. Verdammt, Quinn, das sind noch halbe Kinder, farbige Jungs mit Halbautomatikgewehren … Wir haben den Laptop, aber er hat ein paar Schüsse abgekriegt. Keine Spur von Becker und der Frau, aber sie müssen bis vor kurzem noch hier gewesen sein, hier sind noch Essensreste, ein paar Kleidungsstücke, ein Handy. Ich glaube, sie sind zur Hintertür raus. Wir sichern jetzt den ganzen Komplex. Over.«

»Der Computer«, sagte Mentz. »Ich will wissen, wie sehr er

beschädigt ist. Aber holen Sie mir zuerst Raj.«

Milla beobachtete, wie sich Lukas auf dem Grat der Düne aufrichtete und die Umgebung absuchte. Er blickte nach rechts.

»Da«, sagte er gedämpft.

Sie stand auf und starrte in dieselbe Richtung. Durch die Zweige sah sie das fünfhundert Meter weiter südlich gelegene Einkaufszentrum mit dem großen, weiß-roten Logo des Shoprite-Supermarkts hoch oben an der Wand. Unterhalb von ihnen wand sich ein Sandweg wie eine schneeweiße Schlange an der Flanke der Düne hinunter.

Er fasste sie am Arm und sah sie sehr eindringlich an.

Sie rang sich ein Lächeln ab und sagte: »Es geht mir gut.«

Er zögerte noch einen Augenblick und nickte dann. »Wir werden rennen müssen.« Er drehte sich um und begann mit dem Abstieg, sich einen Weg durch das Gebüsch bahnend.

»Er hat drei Neun-Millimeter-Kugeln abgekriegt«, stellte Major Mazibuko fest.

»Können Sie erkennen, ob die Festplatte getroffen wurde?«, fragte Rajhev Rajkumar.

»Ich weiß nicht …«

»In einer glänzenden Metallhülle?«

»Genau.«

»Yebo, sie hat was abgekriegt.«

»Mist. Durchschuss?«

»Nein, sie wurde auf der Vorderseite getroffen, wo die kleinen Drähte befestigt sind, die sind jetzt nicht mehr damit verbunden.«

»Ist das alles? Sind nur die Drähte lose?«

»Nein, sie ist auch irgendwie verborgen. Ich meine, die Hülle.«

»Nur vorne?«

»Yebo.«

Rajkumar blickte zu Mentz auf. »Vielleicht«, sagte er, »wenn wir Glück haben.«

»Sagen Sie ihm, er soll den Laptop herschaffen.«

Sie rannten an der Mauer des Einkaufszentrums entlang bis zu der Zubringerstraße. Becker blieb stehen, stellte erst die Segeltuchtasche ab und legte dann die Waffe aus der Hand. Er öffnete den Reißverschluss der Tasche, und Milla sah, dass sich weitere Waffen darin befanden, zwei große Automatikgewehre und seine Pistole.

Er nahm die Pistole heraus und schob sie hinten in seinen Gürtel. Dann schloss er die Tasche wieder.

Er spähte um die Mauerecke.

»Wir gehen jetzt ganz normal weiter. Wir haben nicht viel Zeit …« Er reichte ihr die linke Hand.

»Wohin gehen wir?«, fragte sie und ergriff seine Hand.

»Wir brauchen ein Auto. Wir müssen hier weg.« Er ging los, auf den Bürgersteig, in Richtung des Einkaufszentrums.

»Wo willst du denn ein Auto …?«

»Wir werden eines stehlen müssen, Milla.«

»Oh.«

»Eine Weile? Was heißt ›eine Weile‹?«, fragte Janina Mentz.

»Zehn, fünfzehn Minuten«, antwortete Quinn achselzuckend. »Becker weiß, was auf diesem Computer ist, Quinn. Er hat es Osman am Telefon gesagt.«

»Wir müssen auch Hubschrauber einsetzen. Dieses ganze Stück bis nach Melkbos ist Dünenlandschaft. Und es bleibt nicht mehr lange hell.«

Becker entschied sich für einen alten weißen Nissan Sentra aus den frühen Neunzigern mit einer Beule im vorderen Kotflügel.

In der Ferne heulten Sirenen.

Er stellte sich neben die hintere Tür des Fahrzeugs und blickte sich um.

Milla sah, dass die nächsten Passanten hundert Meter entfernt waren.

Er zog die Pistole hinten aus dem Gürtel und schlug mit

dem Kolben hart gegen die Seitenscheibe.

Sie zerbrach mit einem dumpfen Knall. Er fasste hindurch und öffnete die Tür. Milla rannte zur Beifahrertür, sah, wie Lukas den Rucksack abnahm und hineinwarf, die Segeltuchtasche hinterher, bevor er die Fahrertür öffnete und einstieg. Er lehnte sich hinüber und öffnete ihr ebenfalls. Sie stieg ein.

Er legte die Pistole vor sich in den Fußraum, riss mit beiden Händen die Plastikabdeckung unter dem Lenkrad ab und suchte in dem Kabelbündel darunter nach dem Draht, der zum Anlasser

Milla schaute in Richtung Einkaufszentrum.

Ein Mann und eine Frau näherten sich mit einem vollen Einkaufswagen.

Der Anlasser des Nissans drehte sich, der Motor sprang an.

Lukas fasste das Steuer mit beiden Händen und durchbrach mit einem Ruck und einem lauten Knacken die Lenkradsperre.

Er legte den ersten Gang ein und fuhr mit quietschenden Reifen los. Sie rasten an dem Paar mit dem Einkaufswagen vorbei, das ihnen mit großen Augen hinterherstarrte. Die Sirenen klangen jetzt laut und nahe.

Lukas raste zum Ausgang, zögerte nur einen Augenblick und bog dann links ab, weg vom Meer, in Richtung der R27.

75

Der Wind rauschte und pfiff durch das zerbrochene Fenster, der Motor heulte hochtourig. Das Armaturenbrett war von der Sonne rissig, das Wageninnere roch muffig, ihre Unterarme waren von einem feinen Netzwerk blutiger Kratzer bedeckt. Milla umklammerte krampfhaft ihre Handtasche auf dem Schoß. Am Rückspiegel baumelte ein Silberkreuz an einer Perlenkette, der Lautstärkeknopf des Radios fehlte. Lukas saß vornübergebeugt da, hochkonzentriert, beide Hände am Steuer. Milla sah zum ersten Mal die Wunde an seiner Schulter. Das Hemd war zerrissen, und ein Streifschuss hatte einen kleinen, dunkelroten Flecken hinterlassen.

Das alles war surreal.

Unwillkürlich musste sie an die zukünftige Braut denken, die einmal zum Tanzunterricht gekommen war. Die schöne, blonde junge Frau, dreiundzwanzig, beweglich, athletisch und graziös, wollte gemeinsam mit ihrem Zukünftigen für

den Eröffnungstanz

In dem plötzlichen Tief nach dem Adrenalinrausch blickte Milla auf einmal auf ihr eigenes Leben zurück und erkannte glasklar, wie sehr sie sich etwas vorgemacht, die Konventionen befolgt, die Augen vor der Wirklichkeit verschlossen hatte. Die Enttäuschung war überwältigend, sie durchfuhr sie wie ein Stich und erfüllte sie mit einem Gefühl der Sinnlosigkeit und des Verlusts. Wie viele Jahre hatte sie vergeudet! Unerklärlicherweise sehnte sie sich mit schmerzlicher Intensität nach Barend, nach ihrem Kind, dem sie jetzt am liebsten von Angesicht zu Angesicht versichert hätte, wie leid es ihr tat, ohne zu wissen, wofür sie sich eigentlich entschuldigte.

Lukas sagte etwas. Sie kehrte wieder in die Realität zurück und bemerkte, dass ihre Augen nass und ihre Wangen tränenüberströmt waren. Verärgert wischte sie die Tränen mit dem Handrücken weg und fragte: »Was hast du gesagt?«

»Sie haben dich gesehen.«

Sie sah ihn verständnislos an.

»Osmans Leute haben dich gesehen, Milla. Wir müssen die Sache sein lassen. Bis … Bis es sicher ist.«

Es dauerte einen Moment, bis bei ihr der Groschen fiel. »Bis es sicher ist?«

»Bis es sicher ist? Bis es sicher ist?« Sie explodierte vor Empörung. »Sicher? Was soll das heißen, Lukas, was soll dieses Wort heißen? Was bedeutet es in diesem Land? Wie kommst du bloß darauf? Sicher!« Tränen der Wut liefen ihr über die Wangen, sie konnte es nicht verhindern. »Wie kannst du so etwas sagen? Es gibt keine Sicherheit! Du weiß es, du weißt es ganz genau, redest aber trotzdem von ›Sicherheit‹! Das ist ein leeres Wort, nur eine nackte Hülse …«

Er streckte die linke Hand nach ihr aus, aber sie schlug sie weg. Ihre Stimme stieg noch eine halbe Oktave höher. »Lass das, Lukas, versuch nur nicht, mich zu beruhigen, lass das … Warum macht ihr das? Warum wollt ihr uns raushalten, uns betrügen, wir haben ein Recht darauf, es zu erfahren …«

Er versuchte, sie zu unterbrechen, aber sie übertönte ihn mit einem düsteren Wortstrom: »Ihr versteckt diese Welt vor uns, ihr, die ihr sie geschaffen habt. Ihr, die ihr dieses Land geschaffen habt, diesen Schlamassel von Hass und Neid, Kriminalität und Gewalt, Armut und Elend. Und jetzt setzt ihr alles daran, das zu übertünchen und zu verbrämen. Ihr glaubt, ihr könntet uns mit Glitzerkram ruhigstellen, Glamour, Shopping, Zeitschriften – steckt eure Köpfe in den Sand, das sind alles Lügen, und du lügst jetzt auch

schon! Sicher! Bis du in Sicherheit bist, das wolltest du wohl sagen. Willst du mich irgendwo verstecken, Lukas? Willst du mir irgendwo eine Gehirnwäsche verpassen, mich hinter Mauern und Alarmanlagen verbergen und dich dann wieder zurück in eure Welt schleichen? Du willst deinen Plan aufgeben, weil eine Frau in dem Auto sitzt, das du gestohlen hast? Aber diese Wahl hast du nicht. Du wirst mich nicht los, du kannst mich nicht irgendwo rausschmeißen, ich will es sehen, ich will alles mit ansehen …«

Ihr Blick fiel auf die Pistole zu seinen Füßen, und sie bückte sich und hob sie auf. »Schau mal«, sagte sie, »ich bin nicht hilflos, ich kann …«

Sie weinte, schlug und schrie. Tiefe, unmenschliche Laute drangen aus ihr hervor und erfüllten das Innere des Wagens. Und er saß einfach nur da und ertrug es.

»Ich glaube, ich weiß, wie sie es gemacht haben«, verkündete Rajhev Rajkumar. »Sie benutzen die LRIT- und AIS-Transmitter eines anderen Schiffes.«

»Wie soll das funktionieren?«, fragte Mentz.

»Das SOLAS-Abkommen hat ein paar Lücken. Man muss

sich vor Augen halten, dass die Schiffseigner den Kurs ihres Schiffes verfolgen und die SOLAS-Behörden lediglich die Authentizität des Signals mit der globalen Position vergleichen. Angenommen, Sie sind ein Reeder in … Durban, nur mal theoretisch, der einige Schiffe im Indischen Ozean unterhält. Ich gehe zu Ihnen und sage: ›Mein islamischer Bruder, ich würde mir gerne die AIS-Identität eines deiner Schiffe für etwa einen Monat ausleihen und würde dich für deine Mühe angemessen entlohnen. Dann installiere ich die Geräte auf der *Madeleine*, und Sie verschließen beide Augen vor den Bewegungen Ihres AIS-Signals. SOLAS erfährt nichts, weil das Signal für die

»Und das Originalschiff? Das wird man doch im System erkennen, weil es nicht sendet. Die CIA hätte es ausfindig gemacht.«

»Nur, wenn Ihr Schiff tatsächlich auf dem Wasser ist.«

»Aber …«

»Schiffe müssen gewartet, neu gestrichen und repariert werden, in Trockendocks. Und darüber sind nur die Hafenbehörden informiert.«

Mentz dachte über das Argument nach und sagte schließlich: »Sie wissen, dass Sie ein brillanter Mann sind, oder?«

Rajkumar nickte bescheiden. »Wir können die Suche nach dem Schiff aber anhand einiger Faktoren eingrenzen. Der Hohe Rat muss mit jemandem zusammengearbeitet haben, den sie kannten und dem sie vertrauten. Das AIS muss sich im Prinzip auf einem Schiff mit Ankererlaubnis in südafrikanischen Häfen befinden, das normalerweise im Indischen Ozean unterwegs ist, bis hinauf ins Arabische Meer, und es muss ein Schiff mit ungefähr derselben Tonnage sein wie die *Madeleine*, vorzugsweise ein Fischtrawler.«

»Fangen wir mit der Suche an!«

Schweigend setzten sie ihren Weg fort. Die einzigen Geräusche stammten von dem Brausen des Windes durch das Loch in der Windschutzscheibe und dem offenen Seitenfenster. Sie fuhren erst die R27 in Richtung Norden und bogen dann an der Ampel in Melkbos rechts ab zur N7.

Milla starrte hinaus zu den Kornfeldern, die im Halbdunkeln lagen. Sie war leer, sie hatte alle Gefühle herausgelassen. Nach ihrem Ausbruch war sie zur Ruhe gekommen; geblieben war ein kleiner, harter Kern der Empörung und Entschlossenheit. Das Gesicht von Lukas abgewandt, ruhig, entschlossen und laut genug, um sich über die Windgeräusche hinweg verständlich zu machen, sagte sie: »Das Schiff trifft früher ein.«

Er reagierte verzögert. »Nein, Milla.«

»Was denn?«

Sie spielte ihren Trumpf aus. »Ich komme mit.«

»Nein.«

Sie starrte ihn wortlos an.

Er wurde wütend. »Hast du das gesehen? Sie haben auf uns geschossen!«

»Du hast nicht das Recht, über mein Leben zu bestimmen. Kein Mann darf das.«

»Herrgott, Milla.«

»Du wirst mich nicht ausschließen.«

»Wann kommt das Schiff an?«

Sie ignorierte ihn. Er fuhr schweigend weiter. Nach einer ganzen Weile sagte er: »Okay.«

»Sag es.«

»Du kommst mit.«

»Ich kann dich nicht hören.«

»Du kommst mit. Wir werden das Geld holen.«

»Gibst du mir dein Ehrenwort?«

»Ja.«

Sie wartete, bis er sie ansah, und versuchte einzuschätzen, ob er es ehrlich meinte. »Es kommt heute Nacht um 2:00 Uhr an. *Ankunft von Madeleine und Haidar jetzt 24 Stunden früher, um 02:00 Uhr.* Am selben Ort, mit denselben Koordinaten. Ich weiß allerdings nicht, was OPBC bedeutet.«

»Ich auch nicht. Was befördern sie?«

»Ich glaube, Waffen. Raketen. Aus Pakistan.«

Rajkumar drehte die beschädigte Festplatte in den Fingern hin und her und verzog skeptisch das Gesicht. »Vielleicht kann ich sie retten«, sagte er. »Aber ich brauche etwas Zeit.«

»Wie viel Zeit?«, fragte Mentz.

»Fünf, sechs Stunden.«

Madeleine eintrifft. Und wer weiß, vielleicht finden wir sie, bevor Sie fertig sind.«

76

Zum ersten Mal fragte er sie an der Autobahnanschlussstelle der N7 um Rat – er suchte einen Schleichweg nach Parow oder Goodwood. Mit seiner Erklärung bewies er, dass er sie mit einbezog: Sie mussten das Auto an einer unauffälligen Stelle loswerden und dann versuchen, in die Stadt zu kommen.

Sie riet ihm, über Philadelphia zu fahren.

»Welche Waffen hast du bekommen?«

»Gewehre.«

»Kannst du es mir nicht etwas genauer sagen?«

Ihre Entschlossenheit entlockte ihm ein halbherziges, flüchtiges Lächeln.

»Die Kleine ist eine Heckler & Koch UMP, das ist eine Abkürzung für ›Universale Maschinenpistole‹, denn sie kommt aus Deutschland. Sie ist an .45 ACP-Munition

angepasst, nicht an die normale 9 Millimeter. ACP steht für Automatic Colt Pistol, die hat eine größere Durchschlagskraft als die 9 Millimeter. Die anderen beiden sind AKs, eine 4B und eine 2A. Ich wollte bloß eine, aber sie wurden nur als Paket verkauft.«

»Woher hast du sie?«

»Von Nigerianern. Aus Parklands.«

»Wie viel haben sie gekostet?«

»Die Heckler & Koch war teuer. Viertausend. Die AKs haben beide zusammen siebenhundertfünfzig gekostet inklusive Munition.«

»Siebenhundertfünfzig Rand für zwei Gewehre.«

»Ich hätte sie für fünfhundert bekommen können, wenn ich es nicht so eilig gehabt hätte.«

»Wie geht es weiter, nachdem wir das Auto abgestellt haben?«

In der Leitstelle, vor dem großen Team, reagierte Janina Mentz mit stoischer Selbstbeherrschung – einem angedeuteten Nicken, einem Befehl, die Suche nach dem Fahrzeug auszuweiten.

Um 20:14 Uhr rief der Agent Quinn an. »Ich stehe hier auf

der Brücke der *Trident*, einem Stern Trawler von United Fisheries. Er liegt seit dem dreizehnten September im Robinson-Graving-Trockendock in der Nähe der Waterfront, zur Generalüberholung. Am sechzehnten September hat jemand eingebrochen und die komplette Elektronik gestohlen, Funkgeräte, Computer, Navigationssysteme, alles.«

»Ausgezeichnet. Haben Sie die AIS-Identität?«

»Nein, wir müssen in der Reederei nachfragen, hier sind nur Leute von der Überholungswerft. Ich habe hier Telefonnummern bekommen, aber jetzt, am Samstagabend, ist niemand mehr im Büro.«

»Geben Sie mir die Nummern!«, forderte Quinn, während er rasch zu Janina Mentz hinüberging.

Sie ließen den Nissan Sentra an der Dinglestraat in Vasco vor einer Kirche stehen und stiegen zwei Straßen weiter am Bahnhof in ein Minibustaxi. Lukas trug den Rucksack und die Tasche mit den Waffen, Milla nur ihre Handtasche. Lukas hielt sie an der Hand.

Zusammen mit neun farbigen Passagieren fuhren sie durch die Voortrekker-, Albert- und Strandstraat. Zunächst war die Atmosphäre gedämpft wegen ihrer Anwesenheit, und die Mitfahrer warfen neugierige, verstohlene Blicke auf

Millas schmutzige Bluse und ihre zerkratzen Arme, Beckers verletzte Schulter. Bis einer der Männer fragte: »Heftiges Wochenende, Bruder?« Lukas nickte grinsend, Milla lachte. Dann begannen die anzüglichen Bemerkungen, Betrachtungen und Anekdoten, und erst, als sie am Bahnhof einhielten, sagte eine Frau ernst: »Jetzt macht euch mal schön auf den Weg, ihr zwei.«

Rajkumar legte das Telefon auf und informierte Mentz und Quinn: »Er sagt, sie hätten das Lloyds-Konto für die *Trident* gekündigt, weil es rausgeschmissenes Geld wäre, während sie auf die neue Ausrüstung warten. Deswegen können wir das Schiff nicht aufspüren.«

»Und die elektronische Identität?«

»Er ist unterwegs zur Firma. Wir müssten sie in einer Stunde haben.«

»Und dann?«

»Dann werden wir mit den Amis reden müssen.«

»Haben wir eine andere Wahl?«

»Nein.«

Im großen Hotelzimmer stellte Becker den Rucksack und die Tasche hin, nahm Milla wortlos in die Arme und hielt sie fest. Lange Zeit standen sie so da, bis sie sagte: »Du solltest besser etwas essen.«

Die Hände auf ihre Schultern gelegt, sah er sie an, blickte ihr forschend ins Gesicht, als suche er etwas.

Sie streichelte ihm über die Wange. Dann sagte sie: »Ich möchte nur schnell baden. Ich beeile mich.«

Widerwillig ließ er sie gehen.

Dann bestellte er beim Zimmerservice belegte Brötchen.

»Mein Gott, Janina«, sagte Bruno Burzynski empört und erstaunt zugleich.

»Wir sollten versuchen, ruhig zu bleiben.«

»Trotz meiner Drittwelt-Simplizität und meines Geschlechts kann ich meiner Meinung nach durchaus das Risiko erfassen, Bruno.«

»Ach, wirklich? Allmählich glaube ich, Sie begreifen überhaupt nichts.«

»Ach, und Sie mit Ihrer Überheblichkeit? Sie haben wohl die Weisheit mit Löffeln gefressen?«

»Genug!«, blaffte Tau Masilo und richtete sich auf. »Das reicht jetzt wirklich.« Er stellte sich zwischen sie. »Sie setzen sich jetzt beide wieder hin.«

Lukas gab Milla eine Einführung in die Benutzung der AK47. Mit dem Daumen schob er die Munition ins Magazin, während er ihr erklärte, dass es eine einfache Feuerwaffe sei, robust, verlässlich, aber nicht besonders treffsicher. Er zeigte ihr, wie man das Magazin einrasten ließ, wie man die Waffe lud und den Sicherheitshebel herunterdrückte.

Er erklärte ihr, wie man von Halbautomatik auf Automatik umstellte, zeigte ihr, wie sie die Waffe halten, wie sie sich nach vorne beugen und den Abzug eher drücken als ziehen musste.

Er ließ sie alles so lange wiederholen, bis er zufrieden war.

Burzynski reagierte als Erster. Er atmete tief durch und

setzte sich, noch immer rot im Gesicht.

Mentz blieb stehen.

»Janina, bitte«, sagte Masilo.

»Ich verstehe besser, wenn ich stehe«, sagte sie mit dünnem Sarkasmus.

Bruno nickte und griff nach seinem Handy.

»Und dann wird es wohl Zeit, unsere Karten offen auf den Tisch zu legen«, fügte Masilo hinzu, ohne die Direktorin anzusehen.

»Das ergibt keinen Sinn«, seufzte Becker. »Hier sind viel zu viele Leute.«

Um 21:38 Uhr standen sie vor dem Radisson Hotel und blickten über den hell erleuchteten Grangerbaai-Hafen. Überall saßen Leute auf den Terrassen der Restaurants, auf den Wegen der schmalen Kais und auf den Decks der Segelyachten, die an langen Stegen hintereinander lagen, Masten und Takelage in Reih und Glied.

»Sind wir hier wirklich richtig?«, fragte Milla.

Wieder zog Becker sein Handy zu Rate. »Laut der GPS-Koordinaten muss es hier sein. Ganz sicher.«

»Sie kommen erst um zwei Uhr. Bis dahin sind es noch vier Stunden.«

Becker zeigte auf ein Pärchen, das auf dem Deck einer Yacht saß. »Solche Leute sitzen auch um zwei Uhr morgens noch hier. Ich hätte mir die Koordinaten aufschreiben sollen.«

»OPBC«, sagte Milla. »Ist das ein Fachbegriff aus der Navigation?«

Becker schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Ich suche mal im Internet.«

Sie beobachtete, wie er den Begriff in Google eingab.

Das erste Resultat lautete: *Oceana Power Boat Club*. Lukas klickte es an. Die Webseite öffnete sich, und man sah ein kleines Foto mit dem Meer im Vordergrund, Kräne und die Gebäude von Seepunt dahinter. Der dazugehörige Text war auf dem Display fast unlesbar klein. »Der Oceana Power Boat Club

»Warte«, sagte Milla und stieg die Treppe hinauf bis zu dem Holzdeck, auf dem zwei Männer mit einem Bier in der Hand vor der Laufplanke einer Segelyacht standen. Sie

hörte, dass sie Englisch sprachen. »Wissen Sie, wo wir den Oceana Power Boat Club finden?«, fragte sie auf Englisch.

»Sie müssen sich irren«, sagte Burzynski. »Sie haben es nicht auf unsere Fußballmannschaft abgesehen. Das Datum stimmt nur zufällig überein. Unser Geheimdienst befürchtet etwas vollkommen anderes.«

»Und was bitte?«

Zum ersten Mal zeigte Burzynski Zeichen der Unsicherheit. »Es tut mir leid, aber ich bin nicht befugt, Ihnen das mitzuteilen.«

Mentz stieß einen abfälligen Laut aus.

»Dann können wir also die für Montag geplanten Sicherheitsmaßnahmen absagen?«, fragte Masilo. »Sie wollen keinen besonderen Schutz für Ihre Fußballmannschaft?«

»Nein, sagen Sie sie ruhig ab.«

Masilo schüttelte verständnislos den Kopf.

Mentz brach ihr Schweigen. »Ich rekapituliere: Sie waren äußerst gesprächig, als Sie dachten, wir hätten Osman.«

Burzynski reagierte nicht.

»Und das Einzige, was Sie wirklich wollen, ist die neue elektronische Identität der *Madeleine*. Was bedeutet, dass Sie uns nicht mehr brauchen, sobald Sie das Schiff einmal gefunden haben.«

Burzynski starrte auf den Tisch. Mentz ging langsam auf ihn zu, ihre Stimme klang immer verständnisvoller. »Sie halten eine Entermannschaft bereit, oder? Lassen Sie mich raten, Bruno.

»Das ist absurd.«

»Nein, ist es nicht«, entgegnete Janina Mentz und setzte sich an den Tisch. »Und damit kommen wir zu der Frage: Was hat dieses Schiff geladen, das so wertvoll ist, dass sie das Risiko eines ernsthaften diplomatischen Zwischenfalls in Kauf nehmen, dass sie bereit sind, ihre guten Beziehungen zu uns und unserer Regierung zu opfern?«

»Sie irren sich«, sagte er, doch sie hörte den Anflug der Unsicherheit in seiner Stimme.

»Nein, ich habe recht. Endlich.« Janina griff zum Telefon, zog es heran und wählte eine Nummer. Burzynski verfolgte jede ihrer Bewegungen. »Raj«, sagte sie in den Apparat, »wir haben gerade der CIA die neue AIS-Identität gegeben. Wie lange wird es vermutlich dauern, bis sie die

Madeleine finden?«

Sie hörte zu und sagte dann: »Ich verstehe. Nun, sie haben uns hintergangen, deswegen haben Sie nur vier Stunden, um die Festplatte zu analysieren. Können Sie das schaffen?«

Mentz legte das Telefon hin und lächelte Burzynski an.

»Festplatte?«, fragte Burzynski. »Welche Festplatte?«

»Welche Fracht hat die *Madeleine* geladen?«, entgegnete Janina Mentz.

77

Der Oceana Power Boat Club lag wie ein Klumpen hässlicher, dunkler Steinkohle zwischen den funkelnden Diamantdiademen der Waterfront und des Segelyachthafens.

Drei gleiche Namensschilder in Blauweiß hingen an dem klapprigen hohen Drahtzaun, als sei eines nicht genug, die Besucher zu überzeugen, dass dies hier wirklich ein Bootsclub war. Denn der ganze Hafen wirkte provisorisch, primitiv, heruntergekommen,

Sie standen im dunklen Schatten links neben dem Tor. Milla beobachtete, wie sich Lukas' Körperhaltung veränderte, wie er fast unmerklich Schultern und Hals einzog, als wolle er sich kleiner machen, verbergen, stets auf der Hut. Mit den Augen erkundete er die ganze Umgebung, vor ihnen, rings um sie. Er analysierte die Lage, wog die Risiken ab.

»Ich möchte wissen, wie es da drinnen aussieht«, sagte er gedämpft. Er begann, rechter Hand den Zaun entlangzugehen.

»Tiger soll seine Einheit in zwei Teams aufteilen«, sagte Mentz zu Quinn. »Die eine Hälfte will ich bei Ysterplaat. Die Hubschrauber sind in einer Stunde einsatzbereit. Das zweite Team soll runter nach Simonstad fahren, wo der Kapitän der Korvette *SAS Amatola* sie erwartet. Raj müsste so gegen …« Sie sah auf ihre Armbanduhr, »zwei Uhr Neuigkeiten für uns haben.«

Quinn hätte sie gerne gefragt, wie sicher es war, dass das Schiff Kurs auf Kapstadt genommen hatte, aber er vermutete, dass es gute Gründe für die Annahme gab. Die Amerikaner standen vor demselben Dilemma – auch wenn sie das Schiff als Erste aufspürten, mussten sie es erst einmal erreichen.

»Irgendetwas Neues über den gestohlenen Nissan?«, fragte Mentz.

»Nein«, antwortete Quinn. »Absolut nichts.«

Sie folgten dem Zaun hundert Meter weit bis hinunter ans Meer. Dort endete er vor der abschüssigen Rampe, die zum Wasser führte und vor dem Durcheinander der aufeinandergestapelten, ankerförmigen Dolosse. Links befand sich ein Durchgang

Sie folgte ihm.

Jenseits des Containers lag die kleine, geschützte Bucht. Die Fahrrinne hinaus ins Meer war höchstens zehn Meter breit, die Bucht selbst gerade groß genug, um sechs bis acht Motorbooten auf einmal Platz zu bieten. In der Mitte befand sich ein schmaler Steg aus billigem Holz, der auf Stahlfässern schwamm. Dahinter führte eine leichtansteigende Betonrampe aus dem Wasser.

Von hier aus gesehen hoben sich die Konturen des heruntergekommenen Clubs noch stärker von der Umgebung ab. Rechts sah man die obersten Etagen der luxuriösen Häuser am Yachthafen, links die funkelnde Waterfront. Nach Süden hin, fünfhundert Meter hinter einem hohen Graswall jenseits des Strandwegs, ragte das neue Fußballstadion dramatisch und unwirklich empor, ein

glühendes Raumschiff, das vor dem dunklen Seinheuwel schwebte.

Becker betrachtete alles ganz genau. »Die wissen, was sie tun«, bemerkte er.

»Inwiefern?«

»Das ist ein fast perfekter Schmugglerhafen. Sieht so aus, als würde er demnächst abgerissen, hier kommt kein Autofahrer zufällig vorbei. Wenn man mit dem Boot anlegt, ist man so gut wie unsichtbar. Dabei hat man aber selbst eine gute Aussicht auf die Umgebung, man kann auf eine Entfernung von zweihundert Metern jemanden kommen sehen. Und man ist in fünf Minuten auf der N1, in zehn Minuten auf der N2, man ist schnell in Seepunt und in der Stadt, schnell rein, schnell raus …«

»Aber wie sollen wir dann …?« Milla wusste nicht, wie sie die Frage formulieren sollte, weil ihr schleierhaft war, wie man Raketen abfing und zu Geld machte.

»Noch vier Stunden«, korrigierte sie.

»Nein, zwei.« Er wandte sich wieder dem schmalen Grat zu.

Auf dem Tisch lag zwischen Computern, Werkzeugen und anderer Ausrüstung die Festplatte, überraschend klein, mit zwei dünnen Drähten verbunden.

»Die Festplatte ist ein bisschen krumm, deswegen mussten wir sie erst aus dem Gehäuse befreien«, erklärte Rajkumar, nahm das schwarze, verbeulte Metallkästchen in die Hand und zeigte es Mentz. »Wir haben ein neues, angepasstes Gehäuse gebaut, in das sie trotz der Krümmung reinpasst, denn sie muss sich auf jeden Fall drehen. Das ist die einzige Möglichkeit, schnell an die Daten heranzukommen. Das Problem ist, dass die Festplatte definitiv beschädigt ist.«

»Wie sehr?«

»Das wissen wir leider nicht. Es hängt davon ab, wie viel darauf gespeichert war, wie oft sie defragmentiert wurde … Wir brauchen ein bisschen Glück.«

Mentz sah ihn ausdruckslos an.

»Das Glücksrad muss sich drehen, Madam. Früher oder später muss sich das Rad drehen.«

Sie saßen im Mugg & Bean und tranken Kaffee. Sie fragte: »Warum haben wir nur noch zwei Stunden?«

»Der verabredete Zeitpunkt ist zwei Uhr morgens. Kommen sie zu früh, müssen sie lange warten, die Leute langweilen sich und werden ungeduldig. Nachlässig. Und das Risiko steigt – eine

»Wie sollen wir vorgehen?«

»Wir werden uns das Geld holen.«

»Welches Geld?«

»Bei einer solchen Transaktion ist immer Geld im Spiel. Bargeld. Das ist eine Szene, in der niemand jemandem vertraut. Man bezahlt nicht im Voraus oder mit Scheck, und man glaubt auch niemandem, der behauptet, die Summe überweisen zu wollen. Man will das Geld bar auf die Hand, und man will es nachzählen. Einer bringt die Schmuggelwaren, ein anderer inspiziert die Ware und händigt das Geld aus. Das ist immer so. Und wenn es um Waffen geht, wird in Dollars bezahlt.«

»Wir sind nur zu zweit.«

»Wir warten, bis die Transaktion über die Bühne gegangen ist. Wir interessieren uns nicht für die Waffen, wir wollen die Kerle, die mit dem Boot wieder rausfahren. Durch diesen engen Kanal. Sie haben das Geld …«

Aus einer Seitentasche seines Rucksacks holte er einen

Stift, zog die Serviette heran und zeichnete darauf in schnellen Strichen die Straßen, das Meer, den Wellenbrecher.

»Ich werde mich hier vorn verbergen, an der Spitze des Wellenbrechers. Du versteckst dich hinter dem Strandweg, hinter dem Graswall. So decken wir beide Ausgänge. Bei einer solchen Operation ist es üblich, dass die Lieferanten und die Empfänger beim Umladen helfen, denn es ist im Interesse aller, dass die Transaktion schnell über die Bühne geht und die Ware sicher abgeliefert wird.«

»Warum?«

Er griff nach seiner Tasse und trank den letzten Rest Kaffee aus. »Mein Gott, Lukas«, sagte sie.

Auszug aus: Eine Chaostheorie, Human & Rousseau, 2010

Er zog die logischen Schlüsse. Er glaubte, ich mache mir Sorgen über das, was uns bevorstand, legte seine Hand auf meine und sagte: »Wenn alles schiefläuft, legst du die Waffen hin und rennst weg. Dahin, wo es hell ist. Zum Hotel. Wasch deine Hände und Kleider, um die

Schmauchspuren zu entfernen. Warte im Hotel auf mich.«

»Das ist es nicht«, erwiderte ich, denn ich hielt es nicht mehr aus. »Ich habe dein Profil erstellt. Ich weiß, was du bei der Marine gelernt hast. Aber … Aber woher weißt du zum Beispiel, dass alle beim Abladen helfen oder wie man Handys ohne Ausweis kauft, wie man am Kap Waffen organisiert, wie man Autos stiehlt und kurzschließt? Und dass man Schmauchspuren abwaschen muss?«

Später, am Graswall, schämte ich mich für meinen Ausbruch und meine dumme Ausdrucksweise. Zu spät fiel mir ein, was ich hätte sagen sollen: »Es spielt keine Rolle, wo du all dieses Wissen herhast, es spielt keine Rolle, wo du das gelernt hast. Aber warum vertraust du mir nicht die Wahrheit an? Warum vertraust du meiner Liebe nicht?« Doch da war es bereits zu spät.

Ich sah, wie er erst an mir vorbeischaute, zu einem Punkt am Horizont. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich allmählich. Er wurde weicher, wie bei einem Menschen,

der eine traurige Nachricht überbringen muss. Und dann sagte er, mit einer Stimme in der Färbung eines Regentages, etwas sehr Merkwürdiges: »Ich habe studiert, um herauszufinden, wann wir unsere Unschuld verloren haben, und es ist mir gelungen.«

Erst dann sah er mich an. »Seit vierzehntausend Jahren steuern wir bereits auf das Chaos zu, Milla. Seit der Gründung der ersten Siedlung, des ersten Dorfes, der ersten Stadt. So langsam, dass niemand es bemerkt hat. Aber das ist vorbei. Inzwischen ist es zu einer heftigen Flutwelle geworden, überall. In Amerika, in Europa, hier, immer schneller, immer näher. In zehn, zwanzig, vielleicht auch erst in fünfzig Jahren wird sie uns verschlingen. Du hast es gesehen, du weißt es jetzt. Es wird dir noch leid tun, du wirst dich noch fragen, ob es nicht besser gewesen wäre, in glücklicher Unwissenheit zu leben. Du hast noch nicht den Punkt erreicht, an dem dir klar ist, dass das Chaos unaufhaltsam ist. Denn dann stehst du vor der Wahl. Kannst du es dir leisten, es zu ignorieren? Oder solltest du das Chaos dazu benutzen, aus allem rauszukommen?«

Er trank einen Schluck von seinem Kaffee und sagte

dann: »Das habe ich getan. Ich habe vom Chaos gelernt, so dass ich es mir zunutze machen konnte. Und gleich wirst du mit mir zusammen genau dasselbe tun.«

78

Er lag neben ihr auf dem Graswall, hinter ihnen das Fußballstadion, vor ihnen die Straße, jenseits davon der Bootsclub. Er hielt ein kleines Fernglas an die Augen, das er aus dem Rucksack geholt hatte. Lange und eingehend beobachtete er den Oceana Power Boat Club. Dann sagte er: »Sie sind noch nicht hier«, und erklärte ihr genau, wie es ablaufen würde. Er erzählte

Sie nickte mit ernster Miene.

Er prophezeite, dass die zwei Stunden Wartezeit der schwierigste Teil werden würden. Es sei mühsam, still liegen zu bleiben. Sie solle es sich gemütlich machen, sich eine Kuhle bauen. Ihr größter Feind sei ihr eigener Kopf. »Du wirst müde werden, dir werden Zweifel kommen, du wirst Gespenster sehen, dir wird alles Mögliche einfallen, was schiefgehen kann. Halte dich einfach an den Plan, vergiss alles andere, bleibe wach und halte dich einfach an

den Plan.«

Er ließ sie noch einmal den Drill mit der AK47 üben. Kurz bevor er aufstand und geschickt den Abhang hinunterlief, legte er ihr den Arm um die Schultern, küsste sie auf den Hals und auf die Schläfe. »Bis gleich.«

Um Viertel vor eins in der Nacht beobachtete Masilo Bruno Burzynski in der Einsatzzentrale. Der CIA-Mann lief ruhelos auf der anderen Seite des Raumes hin und her, das Handy am Ohr. In unregelmäßigen Abständen sagte er »a-ha«, ohne eine Miene zu verziehen.

Er unterbrach die Verbindung, wandte sich sofort zum Tisch und setzte sich. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und öffnete die Hände in einer Geste der Annäherung. »Sie müssen mit ihr reden, Tau.«

»Sie wird sich nicht umstimmen lassen, Bruno. Nicht, solange Sie ihr nicht sagen, worin die Fracht besteht.«

aufgeladen …«

»Damit können wir nichts anfangen.«

Burzynski gewann die Beherrschung wieder und saß reglos da. Sichtlich erschöpft lehnte er sich in seinem Stuhl zurück. »Ich weiß.«

Auszug aus: Eine Chaostheorie, Human & Rousseau, 2010

Die letzte halbe Stunde, bevor sie kamen, war die schwierigste.

Mir tat jede Faser des Körpers weh, weil ich zu lange auf den unsichtbaren, unauffindbaren Unebenheiten der Grasbollen und Steine gelegen hatte, ich wurde von nagender Unsicherheit zerfressen, und in meinem Kopf öffneten sich durch Markus' halbes Geständnis die Schleusen, so dass ich an meine eigenen Verfehlungen dachte, vor so langer Zeit.

Auf einem Graswall jenseits eines Hafens für kleine Boote, mitten in der Nacht, erinnerte ich mich an Cassie.

Casper. Vor achtzehn Jahren. Zehn Monate, bevor ich Frans traf. Ein Jahr, bevor ich schwanger wurde. Casper, der Musikstudent, der Cellospieler, der zusammen mit

mir eine Wahlveranstaltung besuchte. Cassie, der Wehrlose, Cassie, der Unansehnliche, Cassie mit den schiefen Zähnen, den kleinen, abstehenden Ohren und der Anhänglichkeit eines misshandelten Hundes. Cassie, die Nervensäge, mit seinen nervösen, zusammenhanglosen Gesprächen und seinem abrupten Schweigen. Und doch hatte ich nicht den Mut, ihn wegzuscheuchen. Es verlieh mir ein gutes Gefühl, es hatte etwas Aufopferndes, Edles und Altruistisches, Cassies Gespräche zu ertragen und den Anschein einer Freundschaft zu erwecken.

Cassie wollte aber immer mehr, rief mich an, lief mir hinterher, fragte am Eingang des Studentinnenwohnheims nach mir, bis es mir zu viel wurde, bis er das Fass zum Überlaufen brachte und ich meinerseits die Sache auf die Spitze trieb. Ich rannte die Treppen hinunter, nahm ihn an der Hand, ging mit ihm in seine kleine Wohnung, schloss die Tür hinter uns, stellte mich vor ihn hin und zog mich aus. Ich präsentierte mich ihm nackt und bloß. Ich sah Cassie an, seine Augen, die zwischen meinem Busen und meiner Scham hin und her huschten, seinen leicht geöffneten Mund, seinen Unglauben, seine Dankbarkeit, seine plötzliche Erregung, seine Verwandlung vom Schoßhund zum Wachhund. Wie meine Mutter hatte ich einem Impuls, einem Drang,

einem Befreiungsbedürfnis nachgegeben und empfand, genau wie sie, Vergnügen dabei. Es war ein Augenblick des Lichts und der Dunkelheit. Und der Wahrheit.

Ich erlaubte ihm nicht, mich zu berühren.

Sie sah zuerst den Bakkie, dunkelblau, schon älter. Zweimal fuhr er am Tor vorbei, dann kehrte er wieder um in Richtung Waterfront. Kurz darauf kam er zurück. In der Kabine saßen zwei Leute.

Viertel vor eins.

Um fünf vor waren sie wieder da. Sie hielten am Zaun, stiegen aus und suchten die Umgebung gründlich ab. Männer. Einer mit einem Handy am Ohr.

Milla verfolgte jede ihrer Bewegungen.

Um eins kam das zweite Fahrzeug, ein Lieferwagen, der vor dem Tor anhielt. Die Beifahrertür ging auf, ein Mann stieg aus, ging zum Tor, verschwand hinter dem Fahrzeug. Er tauchte wieder auf und stieß die Torflügel auf. Dann blieb er stehen, während der Lieferwagen hindurchfuhr,

wartete, bis der dunkelblaue Bakkie erschien und ebenfalls durch das Tor rollte. Dann stieß er es wieder zu, jedoch ohne abzuschließen.

Die Ladeklappe des Lieferwagens wurde geöffnet. Sechs, sieben, acht Männer stiegen aus, jeder mit einer Waffe in der Hand, sie erkannte sie an den Umrissen. AK47-Gewehre, genau wie das, was vor ihr lag.

Ein kräftiger Mann stand inmitten des Geschehens, gestikulierte, erteilte Befehle, und die anderen gingen zum Bakkie und holten Ausrüstungsgegenstände heraus, die wie große, wuchtige Zylinder aussahen.

O Gott, Lukas, sie werden dich sehen!

Die Fahrzeuge schalteten die Scheinwerfer aus.

Stille. Nichts geschah.

Siebzehn Minuten nach eins.

Mentz betrat die Einsatzzentrale. Die beiden Männer sahen die Selbstzufriedenheit in ihrem Gesicht. »Ich bin sicher, dass Sie inzwischen Bescheid wissen, Bruno. Die schlechte Nachricht ist, dass Osmans Laptop schwer

beschädigt wurde. Die gute Nachricht ist, dass die Festplatte relativ unversehrt geblieben ist. Wir müssten in der nächsten halben Stunde Zugang zu den Daten erhalten. Also lautet die Frage: Wie weit sind Sie gekommen, mit Ihren Satelliten und all dem Schnickschnack?«

Das Warten, das Warten – endlos. Ihr wurde warm in der Jacke, und sie hätte sie am liebsten ausgezogen, wagte es aber nicht, sich zu bewegen. Ihre Hände lagen feucht um den hölzernen Kolben der AK, sie blickte suchend zum Hafen hinunter, aber nichts regte sich.

Wieder und wieder sah sie auf die Uhr, weil die Minuten einfach nicht vergingen. Tatsächlich begann sie zu zweifeln und war schon dabei, sich in Hirngespinsten zu verlieren, doch sie erinnerte sich an seine Mahnung: Halte dich einfach an den Plan! Ihre Lippen formten die Worte, wieder und wieder, geräuschlos: Halte dich einfach an den Plan, bleibe wach!

Um siebenundzwanzig nach eins war es, als löse sie sich von ihrem Körper und steige auf: Sie sah sich selbst an dem Hang liegen, die vierzigjährige Frau mit den kurzen schwarzen Haaren, die Mutter von Barend Lombard, die Exfrau von Christo, und ihr Leben erschien ihr in diesem Augenblick irreal, als gehöre es zu jemand anders. Sie fühlte den Impuls, sich zu erheben

Das Klopfen ihres Herzens brachte sie wieder zurück in die Realität, es schlug so schnell und heftig, dass das Pochen aus der Erde zu kommen schien und sie zu überwältigen drohte. Sie wusste, es war die Anspannung, zwei Tage voller Dauerstress, sie sah auf die Uhr, sechzehn Minuten vor zwei, sie erschrak, ein Schock durchfuhr ihren Körper, wo war die Zeit geblieben?

Halte dich einfach an den Plan, vergiss alles andere, bleibe wach und halte dich einfach an den Plan.

Das hier war nicht ihre Welt. Das wusste sie jetzt.

Vierzehn Minuten vor zwei.

Rajkumars Hände huschten über die Tastatur wie zwei Vögel. »Wir haben die Codes, wir haben die Codes, ich exportiere jetzt, starte die Dechiffrierung, sagt der Direktorin Bescheid!«

Und dann: »Scheiße!«

Die Techniker, sein handverlesenes Team, seine genialen Kollegen starrten ihn an.

»Hier sind E-Mails. Vielleicht brauchen wir die Dechiffrierung gar nicht, der Scheißkerl hat sie mit einem Passwort geschützt, wollen wir doch mal sehen, du

Muslimbastard. Los, zeig, was du drauf hast …«

Die anderen lachten.

Er blickte nur flüchtig auf und sagte barsch und missgelaunt: »Holt die Direktorin, und zwar sofort!«

79

Um neun Minuten vor zwei traf das nächste Fahrzeug ein. Milla traute zunächst ihren Augen nicht – die Form, das Kennzeichen. Sie kroch weiter nach vorn und sah genau hin.

Aus der Dunkelheit kam ein Mann mit einem Gewehr in der Hand und öffnete die Torflügel.

Der Krankenwagen fuhr durch und hielt vor dem niedrigen Gebäude. Der kräftige Kerl näherte sich und sprach mit dem Fahrer. Dann ging er wieder weg und verschwand aus ihrem Gesichtsfeld.

Warum ein Krankenwagen?

Sechs Minuten vor zwei.

Janina Mentz sah auf den Bildschirm, wo in dem kleinen Programmfenster unlesbar schnell Dateinamen vorbeihuschten. Die Suche nach dem Passwort lief auf Hochtouren.

»Drei, vier Minuten«, versprach Rajkumar. »Wir haben es gleich.«

Das Telefon klingelte.

Rajkumar nahm ab und hörte zu. Er hielt die Hand über das Mikrofon, sah Janina an und sagte tief beeindruckt: »Der Direktor der CIA will Sie sprechen. Aus Langley. Über eine sichere Leitung.«

Sie musste sich dazu zwingen, auf die Uhr zu schauen, als Lukas schoss, sie musste sich die Zeit merken, sich konzentrieren.

Unten tat sich etwas.

Die hinteren Türen des Krankenwagens wurden geöffnet, ein gelblicher Lichtschein fiel nach draußen. Jemand bewegte sich im Innenraum. Die Gestalt eines Mannes,

gebeugt über eine leere Trage. Er machte sich im Wagen zu schaffen. Dann setzte er sich auf die Bank neben dem Bett.

Ein Krankenwagen. Zur Tarnung. Dorthinein würden sie die Raketen laden. Niemand hielt einen Krankenwagen an.

Erleichterung, sie empfand Erleichterung, denn ein Rätsel war gelöst.

Bevor Mentz reagieren konnte, meldete er sich: »Frau Direktorin?«

»Am Apparat.«

»Mir wäre es lieber gewesen, wenn wir uns zuerst persönlich und unter anderen Umständen kennengelernt hätten, bitte nehmen Sie meine Entschuldigung an. Als Kollegin und Staatsdienerin hoffe ich auf Ihr Verständnis. Manchmal müssen wir auf Befehl handeln.«

»Ich verstehe Sie und nehme Ihre Entschuldigung an.«

»Danke, Madam. Ich muss Ihnen etwas im Hinblick auf die Fracht erklären, die an die Küste Ihres Landes gebracht wird, aber vorher muss ich Sie um einen Gefallen bitten.

Würden Sie sich damit einverstanden erklären, AIC Burzynski als Begleitung mitzunehmen, wenn Sie eingreifen? Es wäre sehr wichtig für uns und unsere Regierung. Gleich werden Sie auch verstehen, warum.«

»Natürlich werde ich Bruno gerne mit einbeziehen.«

»Vielen Dank. Und jetzt möchte ich Ihnen …«

Plötzlich wurde es hell.

Vier Scheinwerfer tauchten das Gelände in ein sanftes Licht. Es waren die Zylinder, die die Männer aus dem Lieferwagen geholt hatten. Zwei standen unten am Kai, zwei an den Enden des Wellenbrechers, ganz in der Nähe von Lukas. Milla fuhr ein Stich durchs Herz und lähmte sie. Ihr Körper, ihre Arme und Hände wurden bleischwer, sie konnte die Augen nicht von dem Anblick abwenden.

In dem Lichtschein wurde die kleine Bucht sichtbar, eine fast surrealistische Szenerie, weil sich die nächtlichen Geräusche nicht veränderten. Nichts bewegte sich. Die Helligkeit war die einzige Veränderung.

Die Minuten schleppten sich dahin.

Dann hörte sie einen verhaltenen Schrei, leise und weit entfernt,

Aus zwei Stockpuppen wurden drei. Lukas, die Hände auf dem Kopf, der Rucksack aus der Ferne als kleine Rundung erkennbar. Milla versteinerte, das Blut wich ihr aus Gesicht und Gliedmaßen, und sie verfolgte mit den Augen die Gestalten, die Lukas mit Gewehrläufen vor sich her stießen und ihn wie ein Lamm zur Schlachtbank trieben.

Rajkumar stieß einen hohen Triumphlaut aus, öffnete das E-Mail-Programm, fand eine lange Reihe von Nachrichten mit unverständlichen Betreffzeilen im Posteingang. Er wählte eine aus der Mitte aus, überflog sie, fand Hinweise auf das Schiff, aber nichts Brauchbares. Er wählte eine neue, las flüchtig, dann noch eine:

Eintreffen der Fracht Montag, 23. Shawwal 1430 A. H. um 02:00 Uhr (GMT+2)

»Verdammt!«, fluchte er und blickte auf. Janina Mentz war noch nicht zurück.

Er las die nächste Mail.

Wir gehen mit Ihrer Einschätzung konform. Ankunft von Madeleine und Haidar …

»Haidar?«, fragte Raj laut. »Zwei Schiffe?«

…jetzt 24 Stunden früher um 02:00 Uhr (GMT+2) am Sonntag, 22. Shawwal 1430 A. H.

»Scheiße!«, stieß Rajhev Rajkumar hervor und schaute auf die Wanduhr. »Wo? Sag mir wo, verdammt!«

Er stand von dem Computer auf. Er musste Mentz holen. Auf dem Weg zur Tür sah er sie kommen.

Vier Männer traten aus dem Gebäude, eilten zum Krankenwagen, holten die Trage heraus, schoben sie um die Ecke.

Das Boot kam durch die Einfahrt, eine Fata Morgana, die aus der Dunkelheit heraus Gestalt annahm, schlank und schön, mit den Umrissen eines Raubvogels. Das tiefe, ferne Dröhnen der Motoren ebbte ab.

Ihre Augen waren auf Lukas gerichtet, ihr ganzes Wesen wie gelähmt.

Einige Männer hasteten im Laufschritt zum Holzsteg.

Der massige Mann erschien hinter dem Gebäude und ging mit den Händen in die Seiten gestützt auf Lukas zu.

Das Boot glitt langsam durch das stille Wasser des Hafens, Männer machten sich auf dem Deck zu schaffen, warfen und fingen Taue. Das Fahrzeug stieß weich gegen den Steg, der Bug glitt daran entlang, die Taue zogen sich stramm, das Gefährt kam zum Stillstand.

Alle wandten sich dem knienden Lukas zu.

Milla stand auf, gegen die Schwerkraft ankämpfend.

Der große Mann blickte auf Lukas hinunter und sagte etwas.

Dann trat er langsam hinter ihn. Stellte sich in Position. Ging einen Schritt zurück, streckte den Arm aus, berührte Lukas am Hinterkopf.

Milla sah die Waffe, eine Verlängerung seines Armes, lang und dünn.

Der ausgestreckte Arm zuckte.

Lukas fiel vornüber.

Der Knall schwappte dumpf an ihr vorüber. Lukas sank zu

Boden, sackte zu einem Bündel zusammen.

Sie musste ihn aufheben.

Den Blick auf ihn gerichtet, bückte sie sich, suchte blind nach der Pistole und fand sie. Griff nach dem Gewehr. Sie richtete sich auf, mühsam, langsam. Mit kleinen, vorsichtigen Schritten

Milla ging den geteerten Strandweg entlang. Die Pistole schob sie vorne in ihre Jeans, ohne das Scheuern des Metalls an ihrem Bauch zu spüren. Sie nahm die AK in beide Hände und strebte auf das Tor zu. Ihre Sportschuhe verursachten fast keinen Laut auf dem Kies.

Sie stieß das Tor mit der Hüfte auf.

Der Krankenwagen stand unmittelbar vor ihr. Der Innenraum war gelblich erleuchtet, der Mann darin war mit irgendetwas beschäftigt, mit gesenktem Kopf. Das Boot und die anderen Männer waren jetzt unsichtbar, hinter dem Gebäude verborgen.

Sie lud die AK, wie Lukas es ihr beigebracht hatte. Mit der linken Hand fasste sie unten durch, zog das Schloss zurück und ließ es wieder los. Mit dem rechten Daumen drückte sie den langen Sicherheitshebel hinein, von oben nach unten. Der Mann im Krankenwagen hörte die metallischen Geräusche, blickte auf, sah sie. Ein hochgewachsener Farbiger mittleren Alters mit schwarzer Haartolle. Auf der

Stirn hatte er ein dunkles Mal, direkt über dem linken Auge, groß und hässlich. Sein Mund öffnete sich.

Sie richtete das Gewehr auf ihn. Er hob die Hände. *»Asseblief!«* Bitte, auf Afrikaans, aus seinem Mund.

Von ihrem Standort aus konnte sie Lukas sehen. Er lag vornübergebeugt, noch halb kniend, den Kopf auf dem Beton, ihr zugewandt, als ruhe er sich aus. Das Blut glänzte im Licht, eine große, dunkelrote Pfütze. Eines seiner Augen war geöffnet, weit und starr, das andere war grauenvoll verstümmelt.

Etwas in ihr zerriss, eine Welt brach zusammen.

Rajkumar schwitzte, dunkle Flecken bildeten sich auf seinem Rücken und unter seinen Armen. Er rief den Postausgang auf. Mentz stand hinter ihm.

»Gott sei Dank«, schnaufte er und öffnete eine nach der anderen.

Milla hörte sie kommen, ein Rattern auf dem Zement.

Die Räder der Trage.

Mit zwei Schritten war sie beim Krankenwagen und stieg ein. Der Mann mit dem langen Schopf sah sie mit verängstigtem Blick an, die Hände schützend erhoben. »Ich bin nur der Arzt!«

Sie kroch bis ganz hinten in die Ecke, bis an das Schiebefenster zur Fahrerkabine. Sie bohrte dem Arzt den Lauf zwischen die Rippen, so dass er auf der Bank nach vorn rutschen musste.

Dann kamen sie, fünf von ihnen, die Gewehre über die Schulter gehängt. Einer hielt einen Tropf hoch, vier schoben das provisorische Bett. Eine Gestalt lag darauf, unter Decken, Bart und Haare graumeliert.

Die Träger sahen sie. Der Schreck huschte wie ein Schatten über ihre Gesichter.

Der Patient folgte ihrem starren Blick und sah sie ebenfalls. Langsam drehte er den Kopf zu ihr um und schaute sie an. Bleiche Haut. Tiefliegende, schwarze Augen, Falten, Umrisse, Gesichtszüge, Bart – es dauerte eine Ewigkeit, bis es ihr dämmerte.

Sie kannte ihn.

Fragmente taumelten ihr durch den Kopf, Stücke, Brocken, Worte, ein zersplitterter Spiegel, der sich zusammenfügte.

Sie erkannte, sie verwarf, sie verstand, ihr schwindelte, Synapsen blitzten, funkten und knisterten, eine bizarre Realität ergab endlich einen Sinn.

Der Arzt flüsterte respektvoll und flehentlich: »Bitte nicht schießen!«

Damit brachte er sie wieder zu sich. Milla atmete tief durch und befahl: »Schiebt ihn rein!«

Sie regten sich nicht.

Milla nahm dem Arzt den Gewehrlauf aus den Rippen und

Die Männer zuckten zusammen. Draußen brüllte jemand auf. Korditgeruch stach ihr in die Nase. Sie lehnte sich nach vorn und setzte dem Patienten den Lauf an den Kopf.

»Schiebt ihn rein!« Sie erkannte ihre eigene Stimme nicht wieder.

Sie hoben die Trage an und schoben sie langsam hinein.

Der große Mann erschien um die Ecke des Krankenwagens, eine Pistole mit Schalldämpfer in der Hand.

Rajkumar und Mentz standen in der Leitstelle und verfolgten das Geschehen über Funk. Die Turbomotoren des Super Lynx 300 dröhnten. Mazibukos Stimme sagte: »Sind unterwegs, verbleibende Zeit bis zum Ziel: sieben Minuten.«

Quinns Stimme klang ruhig, jedes Wort war deutlich zu verstehen: »Major, ich habe einen neuen Befehl, wiederhole, habe einen neuen Befehl. Fracht könnte menschlich sein, extrem wichtig, abfangen und schützen um jeden Preis, bitte bestätigen!«

»Roger, Leitstelle, Ziel ist möglicherweise menschliche Fracht, extrem wichtig, abfangen und schützen um jeden Preis!«

Rajkumar sah Mentz an, in der Hoffnung, sie würde das Geheimnis mit ihm teilen. Doch sie sagte nichts, ihre Miene war angespannt.

»Roger, Major. Halten Sie Ausschau nach einem schwarzen BMW X5, Rechtsanwalt Tau Masilo und ein Mitglied der CIA sind unterwegs, fünf, sechs Minuten vom Ziel entfernt, unbewaffnet. Sie warten, bis sie Blickkontakt mit ihnen haben, an der Ecke Portswood /Beach Roads und nähern sich dem Landeplatz von Osten her, die Beach runter, bitte bestätigen.«

»Roger, Leitstelle, schwarzer BMW X5, Eintreffen in fünf

Stille.

Rajkumar konnte sich nicht mehr beherrschen. Er flüsterte der Direktorin zu: »Haidar bedeutet ›Löwe‹, mehr habe ich nicht gefunden.«

»Versuchen Sie's mit *lion shaykh*«, erwiderte sie gereizt, mit vor Anspannung maskenhafter Miene.

Er stand auf, brauchte einen Moment, um die Ähnlichkeit ihres Begriffs mit *lion's cheek* zu verarbeiten, eilte dann zu einem unbesetzten Rechner, rief eine Suchmaschine auf und gab die Worte ein.

Als er das dritte Ergebnis las, riss er die Augen auf. Er klickte es an. Die Webseite war auf Arabisch, und er musste hinunterscrollen, bis er das Foto fand, das bekannte Gesicht und die englische Übersetzung der arabischen Bildunterschrift. *From The Lion Sheikh Usama Ibnu Laden May Allah Preserve Him.*

»Shit!«, fluchte Rajhev Rajkumar mit langgezogenem Vokal.

Der kräftige Mann draußen vor dem Krankenwagen,

derjenige, der Lukas erschossen hatte, hatte grobe, wie aus Granit gemeißelte Gesichtszüge und dicke, buschige Augenbrauen. Mit hasserfülltem Blick ließ er die Pistole sinken.

Milla starrte aus dem Hintergrund des Wageninneren heraus verächtlich zurück.

Der Arzt nahm den Tropf, hängte ihn an einen Haken und faltete die Hände auf dem Schoß. Die Träger zogen sich zurück.

»Lukas' Geld!«, forderte Milla.

Niemand reagierte.

Sie hob die AK, richtete sie auf das Gesicht des Patienten, auf Nase und Mund und stieß zu. Der Arzt schnappte nach Luft, der große Mann draußen brüllte, aber ihre Stimme übertönte alles, hoch, schrill und wütend an der Grenze zur Hysterie: »Bringt mir das Geld von Lukas!«

»Und seinen Rucksack«, fügte er beherrschter hinzu.

»Nehmt ihm den Rucksack ab«, befahl der Große.

Aus der Nase des Patienten lief Blut in seinen graumelierten Schnauzer hinein. Der Arzt sah es und warf

ihr einen fragenden Blick zu. Sie schüttelte den Kopf.

Dem Mann draußen wurde ein Koffer angereicht, ein weiteres Augenpaar sah sie erstaunt an und verschwand wieder.

»Aufmachen!«

Der Mann trat an den Krankenwagen, stellte den glänzenden Aluminiumkoffer auf den Boden, entriegelte ihn und hob den Deckel an.

Dollars, eingepackt.

Sie nickte.

Der Rucksack wurde gebracht. Der große Mann nahm ihn an und stellte ihn neben den Koffer.

Sie sah die Blutspritzer und Gewebefetzen an Lukas' Rucksack. Unwillkürlich schluchzte sie auf. Sie hob den Kopf und sah den verächtlichen Blick unter den buschigen Augenbrauen. Sie legte die AK an, lehnte sich nach vorn, wie sie es gelernt hatte, und erschoss den großen Mann. Drei knallende Stakkato-Schüsse schleuderten ihn rückwärts, er bäumte sich auf und fiel, der Arzt schrie nach dem Allmächtigen, der Patient versuchte, die Arme unter der Decke hervorzuheben. Sie schwang die Waffe herum und zielte wieder auf ihn, hielt ihm die Mündung direkt an den Kopf und zischte: »Losfahren. Sofort.«

Die Träger draußen vor der offenen Ladeklappe reagierten nicht.

Erneut stieß sie dem Patienten die Mündung des Gewehrlaufs ins Gesicht, diesmal auf den Wangenknochen. Der Arzt rief verzweifelt: »Holt jemanden, bitte, holt einen Fahrer!«

Einer der Träger, ein junger Mann, kam zu sich, verschwand, Milla spürte, wie das Fahrzeug federte, die Tür wurde zugeschlagen, das Fenster hinter ihr aufgeschoben.

In der Ferne hörte man das Dröhnen von Hubschraubern.

Der Parkplatz des Tygervallei-Einkaufszentrums war dunkel und verlassen.

Sie bedeutete dem Fahrer, sich dem Renault zu nähern. Die stechenden Augen des Patienten waren auf sie gerichtet. Voller Hass.

Sie hielten neben ihrem Auto an.

»Aufmachen!«, befahl sie dem Arzt.

Er zauderte.

»Ich will aussteigen«, sagte sie, »dann könnt ihr fahren.«

(Formblatt 92)

Februar 2010

Eine Vermisstenmeldung muss persönlich von demjenigen, der sie aufgegeben hat, bei der Polizeidienststelle, wo er sie aufgegeben hat, oder aber bei dem verantwortlichen Ermittlungsbeamten zurückgezogen werden, sobald die vermisste Person zurückgekehrt ist. Formblatt 92 der SAPS muss ausgefüllt werden, um die zurückgekehrte Person aus den Vermisstenlisten und -datenbanken zu streichen.

Richtlinien des Suidafrikaanse Polisiediens, 2008 (Zitat)

Er liebte es, sie anzusehen.

Margaret stand auf der anderen Seite der Frühstückstheke, morgens um zehn vor sieben, bereits fertig gewaschen, angezogen und zurechtgemacht. Ihre langen, rotbraunen Haare trug sie zu einem Zopf geflochten, und sie hatte zartrosa Lippenstift aufgelegt. Kaum sichtbare Sommersprossen sprenkelten ihre Wangen. Sie war einen Kopf kleiner als er, aber groß für eine Frau. Und üppig. Dabei hatte sie schlanke Unterarme und zarte Hände, mit denen sie jetzt geschickt seine Sandwichs richtete: ein Hauch Mayonnaise, Salatblätter, halbe Tomatenpaprikas, dünne Salatgurkenscheiben und ganz zuletzt die Scheiben geräuchertes Huhn. Dann schnitt sie die Brote mit dem Messer durch, genau in der Mitte.

Er saß ihr gegenüber und aß sein Joghurt mit Müsli.

Sie steckte jede Brothälfte in eine Frühstückstüte und

blickte mit ihren ungleichen Augen zu ihm auf, eines hellblau, das andere braun mit goldenen Einsprengseln.

»Und, wie fühlst du dich?«

»Komisch«, antwortete Mat Joubert. »Ein bisschen nervös.« »Das glaube ich dir gern.« Ihr englischer Akzent war entzückend, die wie »ch« ausgesprochenen G-Laute noch unsicher. »Es wird schon schiefgehen. Möchtest du jetzt deinen Kaffee?«

»Ja, bitte.«

Sie drehte sich zur Kaffeemaschine um. Er betrachtete ihre Kurven, noch betont durch ihre engen Jeans und die weißen, hochhackigen Sandalen. Achtundvierzig und noch eine solche Augenweide. »Du siehst sexy aus«, sagte er.

»Du auch.«

Sie zog die Milch und den Süßstoff heran. »Mat Joubert. Privatdetektiv. Klingt gut.«

»Leitender Sicherheitsberater«, verbesserte er. »Klingt eher nach einem Typen, der mit einem Klemmbrett und Besucherliste am Eingangstor sitzt.« Er gab eine Süßstofftablette in seinen Kaffee, fügte Milch hinzu und rührte um.

Sie trug die Joghurtschüssel zum Spülbecken. »Ich muss heute nach Stellenbosch, wegen Michelles Wäsche.« Michelle war ihre Tochter, Theaterstudentin im sechsten Semester, exzentrisch und zerstreut. »Um zwölf muss ich aber wieder zurück sein, da kommen die Käufer.«

»Meinst du, sie sind ernsthaft interessiert?« Er stand auf und griff nach den Frühstücksbroten. Auch sein Portemonnaie, sein Handy und die neue Aktentasche durfte er nicht vergessen.

»Ich hoffe. Ruf mich zwischendurch an, wenn du kannst. Ich bin sehr gespannt!«

Er ging auf sie zu, küsste sie auf die Schläfe und atmete wohlig ihre subtilen weiblichen Düfte ein. »Mache ich.«

»Du bist früh dran.«

»Die Baustellen … Wer weiß, wie der Verkehr ist. Und ich komme lieber zu früh als zu spät.«

»Ich liebe dich«, sagte sie. »Mein Philip Marlowe!«

Er lächelte. »Ich dich auch.«

Er kehrte um und holte ihn.

»Sie ist eine fünfundfünfzig«, bereitete ihn Jack Fischer draußen auf dem Flur vor, was im Polizeijargon auf das Formblatt für Vermisstenanzeigen verwies.

Im Sprechzimmer erkannte Mat, dass der Verlust noch frisch war: Ihre schmalen Schultern hingen etwas mutlos herunter, und sie starrte abwesend auf den Wandelgang von St. Georg drei Stockwerke unter ihnen. Sie hielt ein Handy an die Brust, als hoffe sie, dass es klingeln würde.

Jack Fischer ließ ihn vorgehen und sagte dann: »Mevrou Vlok?«

Sie erschrak ein wenig. »Entschuldigung …« Sie ließ das Handy sinken und streckte Mat Joubert die Hand hin. »Tanja Flint«, stellte sie sich vor. Ihr Lächeln war gezwungen, die Augen müde.

»Flint«, wiederholte Fischer, als wolle er sich den Namen einprägen.

Joubert schätzte sie auf etwas über dreißig. Kurze, dunkelbraune Haare. Ein energischer Zug um das Kinn und um den Mund, der jedoch durch den Kummer gemildert wurde. Und den Verlust. Das schwarze Jackett, die weiße Bluse und der schwarze Rock wirkten professionell, saßen aber ein wenig locker, als hätte sie kürzlich an Gewicht verloren.

»Mevrou Flint, ich bin Jack Fischer, und das ist unser Leitender Sicherheitsberater Mat Joubert.«

Sie schüttelte beiden flüchtig die Hand, als kleine zarte Frau etwas eingeschüchtert von den beiden großen Männern mittleren Alters.

»Bitte, setzen Sie sich doch.« Joubert fand, dass es ein bisschen nach einem Befehl klang, obwohl sich Fischer bemühte, galant zu sein.

»Danke«, sagte sie mit einem tapferen Lächeln. Sie nahm die Handtasche von der Schulter und ließ sich auf einem Stuhl nieder.

»Mevrou, zunächst möchte ich Sie bei Jack Fischer en Genote willkommen heißen …« Bei seiner Handbewegung blitzte der große Ring an Jacks Finger. Er war um die sechzig, aber seine dicken schwarzen Haare waren kaum von Grau durchzogen, der Seitenscheitel schnurgerade, der Schnauzer üppig.

»Danke.«

»Hat Mildred Ihnen etwas zu trinken angeboten?«

»Danke, das hat sie, aber ich möchte nichts.« Wieder

umklammerte sie mit beiden Händen das Mobiltelefon und rieb mit dem Daumen über die Rückseite.

»Ausgezeichnet, ausgezeichnet. Ich möchte Ihnen versichern, dass ich, auch wenn ich nicht selbst ermittle, täglich auf dem Laufenden gehalten werde. Mit Meneer Joubert bekommen Sie einen der Besten in ganz Südafrika. Er hat vor kurzem nach zweiunddreißig Jahren bei der SAPD den Dienst quittiert, war Senior Superintendent und Leiter des Dezernats für Schwer- und Gewaltverbrechen hier am Kap. Er hat Erfahrung, Mevrou, er kennt sich aus, er ist ein brillanter Ermittler. Nun, aber bevor ich Sie seiner Obhut überlasse, noch ein paar verwaltungstechnische Einzelheiten. Sie wissen, dass Sie eine Kaution hinterlegen müssen, falls wir den Fall übernehmen?«

»Ja, das habe ich gelesen …«

»Ausgezeichnet.« Ein breites Lächeln unter dem üppigen Schnauzer. »Wir arbeiten für einen Stundentarif von sechshundert Rand, hinzu kommen noch Reisespesen sowie Ausgaben für Laboruntersuchungen, externe Berater et cetera, aber wir klären alles mit Ihnen ab. Zwar sind wir nicht die Billigsten, aber die Besten. Und die Größten. Unser System verhindert außerdem, dass Sie mehr ausgeben, als Sie bereit sind zu investieren. Innerhalb der nächsten zwei Tage werden wir Ihnen Bescheid geben, ob wir die Ermittlungen in Ihrem Fall für erfolgversprechend

halten. Sobald unsere Arbeitskosten achtzig Prozent Ihrer Kaution aufgezehrt haben, melden wir uns bei

»Ich verstehe.«

»Auf diese Art und Weise bleiben Ihnen Überraschungen erspart, wissen Sie?«

Sie nickte.

»Haben Sie noch Fragen?«

»Nein … Nein, im Moment nicht.«

»Ausgezeichnet. Nun gut, Mevrou Flint, sagen Sie uns, wie wir Ihnen helfen können.«

Sie legte das Telefon behutsam vor sich auf den Tisch, holte tief Luft und sagte. »Es geht um meinen Mann. Danie. Er ist am 25. November letzten Jahres verschwunden.« Als ihr die Tränen in die Augen stiegen, blickte sie Mat Joubert an und fügte hinzu: »Ich werde nicht weinen. Ich habe beschlossen, dass ich heute nicht hier sitzen und weinen werde.«

Sie entrichtete die Kaution in Höhe von dreißigtausend Rand beim Leiter der Buchhaltung, Fanus Delport, während Joubert in seinem neuen Büro auf sie wartete. Er war ein bisschen angespannt. Zum ersten Mal in seiner Laufbahn musste jemand für seine Leistungen direkt bezahlen. Außerdem war es sechs, sieben Jahre her, dass er persönlich ermittelt hatte, an vorderster Front. »Es ist wie Fahrrad fahren«, hatte ihm Jack Fischer vor zwei Monaten beim Bewerbungsgespräch prophezeit, »du brauchst nur wieder aufzusteigen, und los geht's.«

Mat hoffte, dass er recht hatte.

Tanja Flint erschien in der Tür. »Kann ich reinkommen?«

»Natürlich«, antwortete er, stand auf und wartete, bis sie eingetreten war und Platz genommen hatte. Er beobachtete, wie sie sich in dem Zimmer umsah. Es war noch kahl, die Mahagoni-Wandpaneele leer. Die einzigen persönlichen Gegenstände waren

»Heute ist mein erster Tag hier«, erklärte er.

»Ah. Dann habe ich wohl Glück.«

Er war sich nicht sicher, wie das gemeint war.

Sie zeigte auf das Foto. »Ihre Familie?«

»Ja, meine Frau und … meine Stiefkinder.« Er hatte das

Wort noch nie leiden können.

»Sie ist sehr schön.«

»Ja, das finde ich auch.«

Ein unbehagliches Schweigen trat ein. Er klappte den Lederumschlag vor ihm auf, in dem sich ein Stift und ein DIN-A4-Schreibblock befanden. Oben auf jeder Seite stand in silbernen Lettern *Jack Fischer en Genote*, blass, wie ein Wasserzeichen. Er zückte den Stift und klickte die Mine heraus.

Sie stellte die Handtasche auf den Schoß, öffnete sie und holte ein Foto und ein Notizbuch heraus. Sie reichte ihm das Bild. Es zeigte in Postkartengröße und satten Farben einen Mann in den Dreißigern. Die hellen Haare militärisch kurz geschnitten, eine Grillzange in der Hand, nackter Oberkörper, lachend. Ein offenes Jungengesicht. Er hatte etwas Sorgloses an sich, wie jemand, der den Fausthieben des Lebens bisher meistens ausgewichen war.

»Das ist Danie«, sagte sie.

Sie wollte mit dem Tag beginnen, an dem er verschwunden war, aber Joubert bat sie, ganz von vorn anzufangen. »Ich brauche sämtliche Hintergrunddetails, die ich bekommen kann.«

Sie nickte entschlossen. »Ich verstehe.«

Und dann erzählte sie, mit einem Unterton unterdrückter Nostalgie in der Stimme.

Sie hatte Danie Flint vor sieben Jahren kennengelernt, als sie sechs- und er achtundzwanzig war, auf einem Fest bei gemeinsamen Freunden in Bellville. Es war keine Liebe auf den ersten

Flint war Routenplaner für die Atlantic Bus Company, das Riesenunternehmen, dessen Busse mit dem hellgelben ABC auf marineblauem Grund mittlerweile auf den Straßen der Halbinsel nervtötend allgegenwärtig geworden waren. Er war dabei, durch Fernstudium ein Diplom für Personenverkehr an der Universität von Johannesburg zu erwerben, er war fleißig, klug und ehrgeizig.

Sie hatte damals Solarheizanlagen für Swimmingpools verkauft, in dem Wissen, dass es nur vorübergehend war, nur eine Lehrzeit für ihr eigenes Unternehmen.

Eine Vorstadtliebe, weder aufregend noch sensationell. Dreizehn Monate nach ihrer ersten Begegnung hatte er ihr einen Heiratsantrag gemacht, und sie hatte voller Überzeugung ja gesagt.

Nach der Hochzeit hatten sie ein Stadthaus in Table View gekauft. Später, nach Danies Beförderung zum

Gebietsleiter bei ABC, hatten sie sich ein kleines Vierzimmerhaus in Parklands ausgesucht. Kinder, so hatten sie einvernehmlich beschlossen, würden warten müssen. Er wollte studieren, sie hegte den Traum von einer eigenen Firma. »Vor achtzehn Monaten habe ich mich in Montague Gardens selbständig gemacht. Wir produzieren Swimmingpoolabdeckungen und Blattkescher aus Plastik«, erklärte sie, holte eine Visitenkarte aus ihrer Handtasche und reichte sie Joubert. Die Silhouette einer Hut tragenden

»Mein Geschäft begann gerade zu laufen, da setzte die Wirtschaftskrise ein. Aber Danie hat mich mit seinem Gehalt unterstützt. Wir haben so hart gearbeitet … Aber dann, am 25. November, ist Danie verschwunden. Er war den ganzen Tag bei der Arbeit. So gegen halb vier haben wir miteinander telefoniert. Er sagte, er wolle noch ins Training, nachdem er um fünf Feierabend gemacht habe. Normalerweise kam er dann gegen halb sieben nach Hause, er versuchte, vier Mal die Woche ins Fitnessstudio zu gehen. Ich habe sein Auto dort auf dem Parkplatz gefunden, an diesem Abend um elf Uhr, aber er war einfach weg …«

»Mevrou Flint, ich habe …«

»Tanja«, sagte sie.

Joubert nickte. »Erzählen Sie mir alles, woran Sie sich

erinnern können.«

Sie schlug ihr Notizbuch auf. »Ich habe alles aufgeschrieben«, sagte sie mit großem Ernst.

»Sehr gut«, ermunterte sie Joubert.

Sie schaute in ihre Notizen. »Ich bin erst um Viertel vor sechs aus der Firma gekommen und habe noch beim Spar Brot, Milch und Salat eingekauft. Ich war so gegen Viertel nach sechs zu Hause und machte Essen, denn mittwochs schauen wir uns immer *Boston Legal* an, das war Danies Lieblingsserie, sie fängt um halb acht an. Das Essen war so gegen sieben Uhr fertig, aber da war er noch nicht zu Hause. Bei Danie wusste man allerdings nie, manchmal hat er sich noch mit irgendjemandem verquatscht, er ist so spontan, und deswegen hat er sich manchmal ein bisschen verspätet. Um zehn nach sieben habe ich ihn dann angerufen, sein Handy klingelte, aber er ging nicht ran. Ich habe keine Nachricht hinterlassen, denn ich dachte, er wäre vielleicht noch im Training. Um fünf vor halb acht habe ich mir allmählich Sorgen gemacht, denn *Boston Legal* verpasste er nie, er war ganz verrückt danach. Er hat immer ›Danie Flint‹ gesagt, Sie wissen

»Die Polizeidienststelle liegt genau neben dem Sportstudio in Table View. Ich bin hingegangen und habe gesagt, mein Mann sei verschwunden, aber der Beamte fragte, seit wann, und ich antwortete, er hätte um sieben

Uhr zu Hause sein müssen, und da sagte er, ›Mevrou, es ist doch erst neun Uhr‹, und ich antwortete, er hätte mir aber nicht Bescheid gegeben, Da hat er mich gefragt, ob wir uns gestritten hätten. Ich sagte nein, und er sagte, ›Mevrou, ich kenne die Männer‹, und ich sagte, aber nicht meinen Mann. Da sagte er: ›Er ist bestimmt bei seiner Freundin‹, und da fing ich an zu weinen.«

Joubert empfand spontan das Bedürfnis, die ehemaligen Kollegen in der Dienststelle zu verteidigen, die täglich mit häuslichen Problemen jeder erdenklichen Art konfrontiert wurden. Doch er schüttelte nur den Kopf und fragte leise: »Und dann?«

»Dann bin ich wieder nach Hause gefahren, denn ich habe befürchtet,

Joubert reagierte nicht. Das Formular sicherte die Polizei ab, falls die Vermisstenmeldung böswillig oder betrügerisch war. Was oft passierte.

»Sie sagten, wenn Danie bis zum nächsten Tag nicht auftauchen würde, müsse ich ein Foto vorbeibringen. Sie würden es auf ihrer Website veröffentlichen und sehen, was sie tun könnten. Aber sie haben gar nichts unternommen.«

Joubert blickte von seinem Schreibblock auf. »Was für ein Modell ist der Audi?«

»Ein A3, ein roter. Er hat ihn gebraucht gekauft. Hier ist

das Kennzeichen.«

»Nein. Ich habe am nächsten Tag das Foto vorbeigebracht und gefragt, ob ich das Auto mitnehmen könne, da sagten sie ja. Ich habe jeden Tag angerufen und einmal persönlich nachgefragt, aber sie sagten immer nur, es gebe nichts Neues. Wie ist das möglich? Wie können sie nur so gleichgültig sein? Wir bezahlen ihr Gehalt, es ist ihre Aufgabe, uns zu helfen. Aber sie tun es nicht! Ich habe Flyer drucken lassen und sie auf dem Parkplatz vor dem Sportstudio den Autos unter die Scheibenwischer gesteckt. Ich!«

»Steht der Audi jetzt bei Ihnen zu Hause?«

»Ja.«

»Ist ein Fahnder mit den Ermittlungen beauftragt worden?«

»Ja, eine Woche nach Danies Verschwinden. Er ist zu mir ins Geschäft gekommen und hat mich all die Dinge gefragt, die ich sowieso schon auf dem Formular angegeben hatte. Aber er hat mir gar nicht zugehört, sondern dauernd nur seine Haare zurückgestrichen. Ich habe bisher nicht wieder von ihm gehört.«

Wurde eine Person vermisst, gab es zwei Möglichkeiten: Entweder steckte ein Verbrechen dahinter oder der Betreffende war aus freien Stücken untergetaucht. Für die Angehörigen waren beide Möglichkeiten schwer zu ertragen. Deshalb stellte Joubert erst die einfachen Fragen.

Waren sein Portemonnaie und sein Handy im Auto gewesen? Nein, beides war weg.

Steckten seine EC- und seine Kreditkarte normalerweise im Portemonnaie?

Ja.

Fanden nach seinem Verschwinden irgendwelche Kontobewegungen statt?

Was war alles in der Sporttasche?

Nur Danies Sportsachen.

Hatte er Kleider aus dem Schrank genommen?

Der Schmerz huschte wie ein Schatten über ihr Gesicht. Nein, antwortete sie.

Waren irgendwelche Gegenstände aus dem Haus verschwunden?

Nein.

Wurde etwas anderes aus dem Audi vermisst?

Nicht, dass sie wüsste.

Keine Spur von den Autoschlüsseln?

Nein, sie musste die Ersatzschlüssel von zu Hause holen. Sie befanden sich in Danies Schrank.

Waren in den Wochen vor Danies Verschwinden irgendwelche ungewöhnlichen Anrufe gekommen?

Nein.

Hatte Danie in dieser Zeit mit irgendjemandem einen schlimmen Streit?

Nicht, dass sie wüsste.

Konflikte bei der Arbeit?

Nichts Besonderes. Er musste hart arbeiten, manchmal gab es Stress.

Welche Art von Stress?

Letztes Jahr hat das Personal gestreikt. Es gibt immer irgendwelchen Ärger mit den Angestellten. Die Busfahrer … Manchmal kommen sie einfach nicht zur Arbeit, manchmal kommen sie zu spät, manchmal fahren sie jemandem rein. Danie muss oft Fahrer entlassen.

Gab es einen besonderen Fall, über den er mehr als gewöhnlich geredet hat?

Nein, Danie hat zu Hause nur wenig über die Arbeit gesprochen. Er konnte gut mit Stress umgehen, er war immer so fröhlich. Nein, sie könne sich nicht erinnern, dass er irgendetwas erwähnt habe.

Sie nickte und ihre Augen sagten, dass sie wusste, was kommen würde.

»Waren Sie glücklich?«

»Ja, das waren wir!« Zum ersten Mal wurde sie emotional, als wolle sie sich selbst überzeugen. Sie straffte die Schultern. »Wir haben uns manchmal gestritten, aber nur ab und zu, wie jedes verheiratete Paar. Über das Übliche, aber wir haben uns immer ausgesprochen. Immer. Wir hatten eine Abmachung, dass wir nie zu Bett gehen

würden, wenn wir noch böse aufeinander waren.«

»Das Übliche?«

»Ach, wissen Sie … Ich wollte eine neue Sitzgruppe für das Wohnzimmer haben, er wollte eine Bar einbauen lassen. Er wollte zum Rugby, ich wollte ins Kino …«

»Und er ist nie spät nach Hause gekommen?«

»Doch, manchmal, wegen seiner Arbeit. Aber dann hat er angerufen, zwei, drei Mal. Er war so rücksichtsvoll, immer.«

»Sie sagten, Sie hätten ihn im Cubana und im Sports Club gesucht. War er dort oft?«

»Ja, letztes Jahr. Im Juli und August hatte ich bei Undercover sehr viel Arbeit. Wenn ich anrief, um ihm Bescheid zu sagen, antwortete er: ›Mach dir keine Sorgen, Liebes, ich esse mit den Kumpels eine Kleinigkeit in der Kneipe.‹ Ich bin dann nach der Arbeit auch dorthin gekommen, und wir haben zusammen noch etwas getrunken. Er ist nie irgendwo hingegangen, ohne mir Bescheid zu sagen. Er war der rücksichtsvollste Mensch …«

»Hat er sich in den ein, zwei Monaten vor seinem Verschwinden irgendwie verändert?«

»Nein, überhaupt nicht. Danie ist Danie. Immer derselbe.

Ich … Es war alles so viel, ich habe mich die ganze Zeit gefragt, ob ich etwas übersehen habe. In den ersten drei Wochen, nachdem er weg war, konnte ich nicht schlafen. Ich habe seine Sachen

»Wie war Ihre finanzielle Situation?«

»Mein Geschäft … Wir wussten, dass es hart werden würde, aber wir glaubten, irgendwann würde der Wendepunkt kommen. Letztes Jahr ging es uns schlecht, aber wir haben die ganze Zeit darüber geredet, wir haben uns niemals, niemals darüber gestritten. Er hat immer gesagt: ›Wir werden es schon schaffen, Liebling, du wirst sehen.‹ Aber jetzt … Ich weiß nicht, wie lange ABC sein Gehalt noch bezahlt …«

»Hat er einen Computer?«

»Er hat einen bei der Arbeit, zu Hause haben wir uns einen Laptop geteilt und hatten dieselbe private E-Mail-Adresse.«

»Haben Sie seine Handyabrechnungen?«

»Ja. Keine Hinweise. Sein letzter Anruf ging um ungefähr Viertel vor drei an einen unserer Freunde, Hennie Marx. Hennie sagt, Danie habe ihn wegen unserer Verabredung am Wochenende zurückgerufen, wir wollten mit ihm und seiner Frau zusammen Sushi essen gehen.«

»Haben Sie sein Handy auf die Liste setzen lassen?«

»Nein. Warum sollte ich?«

»Sie haben es also nicht als gestohlen oder verloren gemeldet?«

»Nein, ich … nicht, bevor ich weiß, was geschehen ist.«

»Schon gut«, beruhigte er sie. »Können Sie mir seine Handynummer und die IMEI-Nummer geben?«

»Welche Nummer?«

»*International Mobile Equipment Identity.* Jedes Handy hat seine eigene. Sie steht normalerweise auf der Verpackung oder irgendwo in der Beschreibung. Jedes Mal, wenn sich ein Handy im Netzwerk anmeldet, wird die IMEI-Nummer überprüft, um festzustellen, ob das Handy auf der grauen oder der schwarzen Liste steht.«

Er sah, dass sie ihn nicht verstand. »Wenn ein Handy gestohlen wird, hat der Besitzer die Möglichkeit, es auf die graue oder

»Aha. Wie meinen Sie das – ›orten‹?«

»Man kann feststellten, wo sich das Handy befindet, innerhalb eines Radius von achtzig Metern.«

»Wie denn?«

»Mit Hilfe des Mobilfunkanbieters. Wenn das Handy Ihnen gehört, genügt eine Anfrage. Wenn es jemand anderem gehört, müssen Sie mit Hilfe einer Subpoena nach Artikel zwei null fünf eine Auskunft einfordern. Es gibt aber noch andere Möglichkeiten, zum Beispiel Externe, die freiberuflich ein Handy aufspüren können.«

»Können wir das machen?«

»Wann haben Sie Danie zum letzten Mal auf dem Handy angerufen?«

»Ich rufe ihn jeden Tag an.«

»Was passiert dann?«

»Es kommt die Durchsage: ›Der Teilnehmer ist vorübergehend nicht erreichbar.‹«

Das konnte Verschiedenes bedeuten. »Wenn in dem Handy noch Danies SIM-Karte steckt …«, begann er. »Wissen Sie, wir können das Handy nicht orten, wenn es abgeschaltet ist. Aber wir können herausfinden, ob es noch benutzt wird.«

»Können wir das versuchen?«

»Ja, aber wir brauchen die IMEI-Nummer.«

Sie stand auf. »Ich gehe sie holen.«

»Tanja … Ich will Ihnen nicht verschweigen, dass dadurch zusätzliche Kosten auf sie zukommen. Ein gerichtlicher Beschluss … Oder für das Honorar der Externen.«

Sie setzte sich langsam wieder hin. »Wie viel?«

»Ich weiß es nicht genau. Bei der Polizei brauchten wir für die Subpoena nicht zu bezahlen. Ich müsste einen Kostenvoranschlag für Sie einholen.«

»Mat«, sagte er. »Alle nennen mich Mat.«

Sie nickte.

»Tanja«, sagte er mit allem Mitgefühl, das er für sie aufbringen konnte, »sind Sie sich bewusst, dass es schon drei Monate …?«

»Ich weiß«, hauchte sie fast unhörbar. »Ich … will nur … Gewissheit.«

»Was ist Ihnen Gerechtigkeit wert, Mister Bell? Gibt es dafür einen Preis?«, fragte Jack Fischer auf Englisch mit starkem afrikaansen Akzent am Telefon, winkte Joubert herein und bedeutete ihm, sich zu setzen.

Joubert betrachtete die Gemälde an Fischers Bürowänden, Öllandschaften des Bosvelds und des Bolands. Die andere Wand war vollständig von einem Bücherregal bedeckt, von oben bis unten gefüllt mit dicken Gesetzes-Folianten. Jack Fischer gab ganz offen zu, dass sie dazu dienten, Eindruck zu schinden. »Eindruck, Mat, alles hängt vom äußeren ersten Eindruck ab«, hatte er damals gesagt, als Joubert zum ersten Mal hier gesessen hatte. »Weißt du, die Leute kommen direkt von der Polizeiwache in Groenpunt, wo das reine Chaos regiert, hierher zu uns. Sie suchen Ordnung, sie suchen Beruhigung, sie suchen Erfolg. Und all das bieten wir ihnen.«

Er hatte sich nicht verändert, er war noch immer derselbe Jack, der vor Jahren Jouberts Vorgesetzter bei der Mordkommission gewesen war, schon damals eine Ikone, eine pompöse Präsenz, eine wandelnde Erfolgsgeschichte. Inzwischen waren seine Anzüge maßgeschneidert und die Falten in seinem langen Gesicht tiefer, aber das Selbstvertrauen, die große Klappe und seine Eitelkeit waren ungebrochen.

Offenbar wusste die Person am anderen Ende nicht, wer Wells war, denn Fischer erklärte: »Sie wissen schon, Jack Wells von General Electric …«

Dann: »Habe ich doch gesagt, Jack Welch. Jedenfalls hat er gesagt: ›Sieh die Realität so, wie sie ist, nicht so, wie du sie haben willst.‹ Die SAPS ist unsere Realität. Aber auch Jack Fischer en Genote sind Teil dieser Realität. Das ist Ihre Chance, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, Mr. Bell.«

Fischer hörte zu und verdrehte in Richtung Joubert die Augen. »Ich bitte Sie noch einmal, Mr. Bell, mir den Preis für Gerechtigkeit zu nennen. Was ist sie wert? Okay. Denken Sie darüber nach … Danke, ja, wir hoffen, bald von Ihnen zu hören.«

Er legte auf. »Geizkragen. Die Nigerianer haben ihn für eins Komma vier Millionen übers Ohr gehauen, aber ihm sind vierzigtausend zu viel, um sie zu schnappen.«

»Eine vier eins neun?«, fragte Joubert, eine Anspielung auf das Betrugsschema, das ironisch nach Artikel 4.1.9 des nigerianischen Betrugsgesetzes benannt war.

»Ja, und diesmal ganz besonders clever. Sie haben ihn angerufen und gesagt, er sei der einzige Erbe eines Mannes aus England, der denselben Namen trug wie er … Nun ja, aber wie geht es denn unserer Mevrou Vlok?«

»Flint.«

»Fanus hat gesagt, sie hat die Kaution hinterlegt.«

»Stimmt. Deswegen bin ich hier. Jack, die Frau hat gesagt, dass das alles ist, was sie hat. Wir werden auch unsere zusätzlichen Unkosten damit decken müssen.«

»Ach so«, erwiderte er enttäuscht. »Nicht ideal … Von welchen Unkosten reden wir?«

»Ich möchte das Handy ihres Mannes orten lassen.«

»Hat sie die IMEI?«

»Sie glaubt schon.«

»Ist das der Kerl, mit dem ihr … mit dem wir arbeiten?«

Fischer nickte. »Er sitzt hier in Seepunt und verlangt normalerweise eins fünf für eine Handyortung, wenn man ihm die IMEI geben kann. Aber wir sind einer seiner größten Auftraggeber, du könntest es also versuchen. Schaust du dir noch Vloks Kontoauszüge an?«

»Ja, ich hole sie heute Nachmittag bei ihr zu Hause ab. Ich möchte mich dort auch mal ein bisschen umsehen.«

»Hör mal, frag sie, ob sie die Auszüge über das Internet

abrufen kann, dann gibst du sie Fanus, er arbeitet sie in ein Spreadsheet ein – der baut dir Grafiken aus einfach allem –, und schon hast du eine praktische Übersicht, in der du Tricks schnell erkennen kannst. Uns kostet es nichts, aber ihr berechnen wir das doppelte Stundenkontingent, für dich und Fanus. Ach ja, und dein Laptop kommt heute Nachmittag, das Ding hätte schon gestern hier sein sollen. Wir haben eine zentrale Datenbank mit allen Kontaktnummern und so weiter. Und bitte Mildred bei Gelegenheit, die Innendekorateurin anzurufen. Sie soll mal auf einen Sprung vorbeikommen, wir müssen dein Büro ein bisschen aufbrezeln, schließlich spielst du jetzt in der Oberliga, alter Freund.«

»Ich wollte eigentlich Margaret darum bitten …«

»Ach was, nimm die Dekorateurin, das setzen wir alles von der Steuer ab.«

Das Depot der Atlantic Bus Company in Woodstock lag in der Bromwellstraat, gegenüber dem Industriegebiet, neben der Stadtbahnlinie. Joubert musste am Tor anhalten und sich bei einem Pförtner als Besucher eintragen, bevor er durchgelassen wurde. Das eingeschossige Bürogebäude lag in der Mitte des großen, umzäunten Geländes. Blaue Busse standen in Reih und Glied, dahinter befanden sich eine Werkstatt und zwei riesige Treibstoffbehälter. Ein Zug

ratterte in Richtung Muizenberg,

Es gab keinen Empfang. Mat ging den Flur bis ganz hinten durch, wo er schließlich eine Bürotür mit dem Schild *Neville Philander, Depot Manager* fand. Er klopfte an.

»Herein!«, rief eine Stimme.

Joubert öffnete die Tür. Philander hielt eine Hand vor das Mikrofon des Telefons, sagte: »Bin gleich bei Ihnen«, und fuhr dann mit seinem Gespräch fort: »Der Abschleppwagen ist unterwegs, Jimmy, sag ihm, er soll ihn einfach dranhängen … Nein, ich habe Besuch, ich muss Schluss machen, okay, bye.« Er legte das Telefon hin, stand auf, reichte Joubert die Hand und sagte: »Sie sind also der Privatdetektiv?«

Er würde sich daran gewöhnen müssen. Er betrat das klimatisierte Büro und schüttelte dem stattlichen farbigen Mann die Hand. »Ja, das bin ich. Mat Joubert.«

»Neville Philander, bitte setzen Sie sich, hier geht es ziemlich rund …«

Erneut klingelte das Telefon. Philander stand auf, ging zur Tür und rief den Flur hinunter: »Santasha, nimm bitte die Anrufe an, ich habe Besuch!«

»Mach ich, Liebchen!«, rief eine Frauenstimme zurück. Philander setzte sich wieder. »Das reinste Irrenhaus, ich

sag's Ihnen, wo waren wir stehengeblieben? Sie wollen sich bestimmt nach Danie erkundigen …«

»Ja, wenn Sie darüber reden dürfen.«

»Die Geschäftsleitung hat ihr Okay gegeben, Tanja hat eine offizielle Anfrage eingereicht.«

»Ich will Sie nicht lange aufhalten. Im Grunde habe ich nur zwei Fragen: Hatte Danie Probleme bei der Arbeit, und hat er sich im Zeitraum von ungefähr einem Monat vor seinem Verschwinden irgendwie seltsam verhalten, anders als sonst?«

»Bei uns auf der Arbeit gibt's immer Probleme. Waren Sie früher bei der SAPS?«

»Ja.«

Das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte. »Jesses!«, fluchte er, sprang wieder auf und schrie in den Flur: »Santasha, bitte!«

»Tut mir leid, Liebchen, mein Fehler!«

Er setzte sich wieder. »Einem Gebietsleiter obliegt die Koordination der Fahrer und Strecken in seiner Region. Danie war für das Gebiet Atlantic North verantwortlich, also

alles, was von hier bis Atlantis liegt, einschließlich Milnerton, Montague Gardens, Killarney, Du Noon, Richwoord, Table View, Blouberg und Melkbos. Es ist nicht das größte Gebiet, aber mit den Arbeiten an der N1 und den Autobahnkreuzen hat man ganz schön was am Hals, das kann ich Ihnen sagen. Das größte Problem sind aber die Fahrer, denn eine Hälfte macht Schwierigkeiten, und die andere Hälfte meckert, und als Gebietsleiter muss man jeden Monat drei oder vier von den Fahrern an die Luft setzen. Wenn Sie also fragen, ob er Probleme bei der Arbeit hatte, kann ich nur sagen, ja, die hatte er, aber Danie hatte seine Arbeit im Griff. Er konnte gut mit den Leuten umgehen, er ist freundlich und kommunikativ, er zeigt Respekt, hat nie den Weißen rausgekehrt, wenn Sie wissen, was ich meine. Er war, unter uns gesagt, der beliebteste unserer vier Gebietsleiter, deswegen glaube ich nicht, dass …«

Wieder klingelte das Telefon. Philander starrte es an, sprang auf zur Tür. Es hörte auf zu klingeln.

»Sorry, Neville, tut mir leid, Liebchen …«

»Jesses«, stöhnte Philander, »ich sage Ihnen, ABC steht für Anstalt bei Cape Town, man muss verrückt sein, um hier zu arbeiten. Zurzeit fehlt mir ein Mann, aber die Geschäftsleitung will keinen neuen einstellen, denn was ist, wenn Danie plötzlich wieder aus der Versenkung auftaucht, verstehen Sie? Womit kann ich Ihnen sonst noch

weiterhelfen?«

»Seine Frau hat erzählt, dass hier letztes Jahr gestreikt wurde.«

»Ging es um Geld?«

»Nein, um unser Risikomanagementprogramm für die Fahrer. Danie hatte aber nichts damit zu tun, das kam von Mister Eckhardts Seite.«

»Wer ist das, wenn ich fragen darf?«

»Mister François Eckhardt ist der Chef der Einsatzleitung. Wie dem auch sei, der Streik hat uns geschadet. Aber es hat keine Ausschreitungen gegeben, wir haben einfach nur rumgesessen und gewartet.«

»Wie hat Danie sich vor seinem Verschwinden verhalten? Ist Ihnen irgendetwas … Unnormales aufgefallen?«

»Tja, wenn Sie mir sagen können, was normal ist … Hier gibt es so etwas nicht, Sie sehen doch, wie es hier zugeht. Aber auch so ist es schwer zu sagen. Die Gebietsleiter sind tagsüber meistens unterwegs, besonders morgens und mittags, und überprüfen die Strecken. Nachmittags sind sie im Büro, aber da bleibt einfach zu wenig Zeit, um sich zu unterhalten. Selbst wenn er sich verändert hätte,

hätte ich es wahrscheinlich nicht bemerkt. Nein, mir ist nichts aufgefallen. Der alte Danie hatte immer ein Lächeln im Gesicht, seine Arbeit war tipptopp, er war ein Macher, ich habe immer zu ihm gesagt, demnächst sägst du an meinem Stuhl.«

»Die Gebietsleiter haben also einen ziemlich geregelten Tagesablauf?«

»Sehr geregelt. Früh am Morgen raus, zurück gegen elf, die E-Mails und die Aufzeichnungen des Risikomanagementsystems checken, Fahrplanregelungen, Zeitpläne, Personalfragen, dann müssen sie wieder raus …«

»Hat er sich im Oktober und November an diesen Tagesablauf gehalten?«

»Soweit ich weiß, ja.«

»Neville!«, rief die Frauenstimme aus dem Flur.

»Was?«

»Okay, stell durch.« An Joubert gewandt sagte er: »Das bedeutet normalerweise Ärger, bitte entschuldigen Sie mich.«

Joubert stand auf: »Seine Ehe …?«

Das Telefon klingelte. Philander antwortete: »Woher soll ich das wissen?«, und schüttelte Joubert die Hand.

»Gehst du jetzt mal dran, Neville, oder was?«

»Jesses!«, seufzte Neville. Er legte die Hand auf das Mikrofon.

»Unter uns gesagt?«

Joubert nickte.

»Sie ist eine kleine Nissen, diese Tanja …«

»Neville!«, kreischte die Frauenstimme.

Bevor Joubert fragen konnte, was eine »Nissen« war, nahm Philander den Anruf an.

85

Er ging über den asphaltierten Parkplatz zu seinem Auto und öffnete erst einmal die Türen des Hondas, damit die Hitze entweichen konnte. Dass es sich so aufheizte, war der einzige Nachteil an einem schwarzen Fahrzeug, aber

es machte ihm nichts aus, er hatte zu viel Freude daran. Vor dreizehn Monaten hatte Margaret eines Abends von ihren Finanzberechnungen aufgeblickt und gesagt: »Es wird Zeit, dass du dir ein neues Auto kaufst.« Da war sein Opel Corsa schon sechs Jahre alt, hatte über zweihunderttausend auf dem Tacho und hinterließ einen Ölfleck auf dem Garagenboden. Sie brauchte ihn nicht lange zu überreden. Dank ihrer Maklertätigkeit standen sie finanziell gut da, und Jeremy, Margarets Ältester, hatte gerade sein Studium abgeschlossen und war auf dem Weg nach Amerika zu seinem *gap year*.

Also fing er an, sich nach einem Auto umzuschauen, auf seine überlegte, penible Art. Er hatte sich erkundigt, Broschüren gesammelt und Preise verglichen, bis er eines Tages den Ausstellungsraum des Honda-Händlers in Buitengracht betrat,

Und er hatte seine wahre Freude an dem Auto. Die Federung war vielleicht ein bisschen stramm, die Sitze nicht die gemütlichsten, aber das Handling – einfach unbeschreiblich. Und die Power …

Er lehnte sich an den Honda, zog sein Handy heraus und rief Superintendent Johnnie October an, einen ehemaligen Kollegen, inzwischen Kripochef in Mitchells Plain.

»Sup!«, sagte October. »Das ist aber eine schöne Überraschung.«

»Ich bin kein ›Sup‹ mehr, Johnnie.«

»Du wirst immer ›Sup‹ für mich bleiben. Wie läuft's denn so in der Privatbranche?«

»Im Moment kann ich noch nichts dazu sagen, dafür ist es noch ein bisschen früh. Und wie geht's bei euch?«

»Hier ist schwer was los, seitdem Tweetybird das Land verlassen hat. Der Kampf um die Macht eskaliert allmählich.«

»Kann ich mir vorstellen.« Tweetybird de la Cruz, Anführer der Restless Ravens, war vor vier Monaten außer Landes geflohen, nachdem ein Haftbefehl gegen ihn ausgestellt worden war. Sowohl innerhalb der Ravens als auch zwischen den einzelnen Banden auf der Kaapse Vlakte waren daraufhin heftige Verteilungskämpfe um seine Geschäfte und sein Territorium entbrannt.

»Vier Morde letzte Woche, drei davon Driveby-Shootings.

»Das stimmt, Johnnie. Aber ich will dich nicht aufhalten, ich habe nur eine kurze Frage: Wenn jemand eine Frau als ›Nissen‹ bezeichnet, was bedeutet das?«

October lachte leise. »Tja, Sup, im Grunde sind doch alle Frauen Nissans.«

»Nissans?«

»Ja, Sup, wie das Auto. Nissan. Weißt du noch, der alte Werbeslogan? *We are driven.* Wenn man jemanden als Nissan bezeichnet, meint man, der oder die ist leidenschaftlich, getrieben.«

»Aha …«

»Es heißt, man solle lieber einen Toyota heiraten.«

»Alles läuft wie von selbst?«

»Genauso, Sup. Genauso.«

Die Albertstraat in Woodstock wimmelte vor Lkws, Kleinlastern, Minibussen, Pkws und Menschen.

Joubert steckte mitten in dem dichten Gewühl fest, kam nur im Schneckentempo voran und dachte an sein Gespräch mit Johnnie October. An sie beide, die mit der neuen Zeit nicht Schritt hielten. Anachronismen. Denn der Werbespruch von Nissan in Südafrika lautete längst nicht mehr *We Are Driven*, und Toyota hatte den Slogan *Alles läuft wie von selbst, jederzeit* durch irgendetwas anderes ersetzt, was sich kein Mensch mehr merken konnte. Als hätte Toyota vorhergesehen, dass sie Millionen von Fahrzeugen wegen erheblicher Mängel in die Werkstätten würden zurückrufen müssen.

Was sagte es über ihn und Johnnie aus, dass sie ein wenig in der Vergangenheit lebten, als wäre das Leben ab einem gewissen Punkt an ihnen vorübergegangen? Markennamen, Slogans, Moden, Technik, all diese In-Sachen, die Themen des Tages, der Zwang, immer das Neueste und Beste zu haben, diese ohrenbetäubende, marktschreierische Kakophonie war irgendwann zu einem weißen Rauschen verschmolzen, dessen er sich kaum

Joubert verlagerte seine Aufmerksamkeit nach draußen, sah den Verkehr, sah die Gebäude. Woodstock erinnerte ihn an das Goodwood seiner Jugend – die etwas heruntergekommenen ein- und zweigeschossigen Häuser mit Wellblechdächern, hübschen Vorderfronten und Säulen, die Tante-Emma-Läden in Familienbesitz, die alles anboten, von Halal-Fleisch bis zu Billigzigaretten, Rasenmäher, Fish & Chips, gebrauchte Möbel, Aufpolsterservice, Anhängerkupplungen. Leute auf den Bürgersteigen, die rannten, liefen, standen, quatschten, Geschäfte machten, günstige Gelegenheiten suchten. Muslime mit Fez, Fischer mit Wollmützen, Xhosas mit Kopftüchern, Weiße mit Glatzen, alle friedlich nebeneinander, farbenblind, wie die Voortrekkerstraat in den Sechzigern, bevor der ganze Schlamassel losging.

Doch auch hier würde es nicht so bleiben. Zwischen den alten Fassaden, von denen die hübschen Pastellfarben hier und da abblätterten, brüllte die Maschinerie des

Fortschritts: Restaurants in grellen Farben, neue Boutiquen, *CQlNZ Fashion, Mannequins Unlimited*. Weiter hinten die alte Biscuit Mill, frisch gestrichen in einem hässlichen Dunkelkackbraun mit Firmenschildern von *IMISO Clay, Exposure Gallery, Lime Grove, Shout, 3rd World Interiors*, so dass das ehrwürdige alte Gebäude all seinen Charme verloren hatte.

Verlust.

Seitdem ihm Tanja Flint heute Morgen ihre Geschichte erzählt hatte, war dieses Gefühl wieder da. Und sein Gespräch mit Johnnie hatte es nicht besser gemacht. *Ich bin kein »Sup« mehr, Johnnie.* Zwar hatte er viel Zeit gehabt, sich an den Gedanken zu gewöhnen, doch nun hatte er die Tatsache zum ersten Mal laut ausgesprochen. Er gehörte nicht mehr der SAPS an. Einunddreißig Jahre lang war er Polizist gewesen, Teil der Familie, der Bruderschaft, des exklusiven Clubs, und jetzt war das Band zerrissen. Er war draußen. In der »Privatbranche«, wie Johnnie es ausgedrückt hatte.

Während der letzten zwei, drei Jahre seiner Dienstzeit hatte er eine ganz andere Art von Verlust verspürt, eine Ernüchterung, eine Enttäuschung, eine Hilflosigkeit, eine Erkenntnis, dass Potential vergeudet, Chancen nicht wahrgenommen wurden. Er, der am Anfang so voller Hoffnung gewesen war, der geglaubt hatte, die Polizei könne verbessert werden, könne sich den neuen

Herausforderungen, den neuen Gegebenheiten anpassen. Dieses Ideal hatte er leidenschaftlich und aus tiefstem Herzen verfolgt, das von einer SAPD, die die Zusammensetzung der Bevölkerung widerspiegelte, die positive Diskriminierung dazu benutzte, altes Unrecht zu beseitigen, die sich in eine modernere, effektivere, stolzere staatliche Exekutive verwandelte. Doch er musste mit ansehen, wie dieses Ideal langsam von Politik und guten Absichten, Eile und Unbesonnenheit vergiftet wurde. Und letztendlich auch durch Geiz und Korruption. Und als er redete, mahnte, riet, warnte und plädierte, grenzten sie ihn aus, verstießen ihn aus der Truppe, gaben ihm zu verstehen, dass sie ihn nicht mehr haben wollten.

Die Arbeit eines ganzen Lebens. Umsonst.

Nein, so durfte er nicht denken. Wenn er mit Margaret darüber redete, würde sie wieder liebevoll lächelnd sagen: »Mein trauriger Polizist«, denn er neigte zur Schwermut. Er musste jetzt positiv denken, einen Neuanfang wagen, dankbar für diese Chance sein, diese Möglichkeit, seine Erfahrungen einzubringen und immer noch zu etwas nutze zu sein. Jack Fischer behauptete, es sei eine internationale Tendenz, ein globaler Trend: der Aufstieg des privaten Gesetzeshüters. »Und wir müssen auf diesen Trend aufspringen, Mat, wie Thomas L. Freeman sagt.«

Dieses Gefühl in ihm – vielleicht kam es daher, dass er jetzt wieder Ermittler war, nicht mehr der Manager, der Verwaltungsbeamte der letzten Jahre. Und wenn er in diesem Bereich arbeitete, als Ermittler, arbeitete er mit Verlust. Bestenfalls nur Verlust an Eigentum oder Würde. Schlimmstenfalls dem ganz großen Verlust.

Ich suche nur Gewissheit, hatte Tanja Flint gesagt.

Er merkte es ihr an, ihren Augen und Schultern, ihren Händen und ihrer Art zu reden, wie in ihrem Inneren Hoffnung und Wissen miteinander rangen, wobei das Wissen irgendwann siegen würde.

Neville Philander hatte behauptet, sie sei getrieben. Damit konnte er inzwischen etwas anfangen, wenn er sich ihre ausgeprägten Gesichtszüge und den verbissenen Zug um den Mund vor Augen hielt. Eine Frau, die ihre eigene Firma aufbauen wollte, die bereit war, Opfer zu bringen und schwere Zeiten durchzumachen. *Wir wussten, dass es schwer werden würde.*

Doch wie schwer war es geworden? Danies Gesicht auf dem Foto wirkte sorglos, es war das Gesicht eines Mannes, der lachen und das Leben genießen wollte. Der zusammen mit seinen Kumpels auf einen Drink in den Sports Pub gehen wollte. *Fröhlich*, hatte Tanja ihn genannt. Waren ihm die finanziellen Schwierigkeiten über den Kopf gewachsen?

Er hatte seinen Audi zurückgelassen, sein Handy und sein Portemonnaie mitgenommen und war abgehauen. Auf der Suche nach einem unkomplizierteren Leben.

Das war nur eine Möglichkeit. Von vielen. Nein, es war zu früh, um Schlüsse zu ziehen.

Mildred, die farbige Empfangsdame in den mittleren Jahren, reichte ihm einen Stapel Papiere. »Das ist unser Computerhandbuch, die Firma ist gerade dabei, Ihren Laptop zu installieren.« Sie wirkte ernst und effektiv.

Sie lächelte ihn nur humorlos an. »Und dies sind Ihre Visitenkarten.«

Sie reichte ihm ein in braunes Papier gewickeltes Päckchen. Obendrauf klebte eine Karte. *Jack Fischer & Associates* in den eleganten silbernen Lettern. Darunter, in Schwarz, *M.A. T. Joubert, leitender Sicherheitsberater. Ermittlungen*. Dann seine Büro- und Handynummern und eine neue E-Mail-Adresse.

»Vielen Dank.«

Er ging zu seinem Büro. »Die Firma« saß an seinem

Schreibtisch und bewegte eine Maus. Zu seiner Überraschung handelte es sich um eine junge Frau in einem grauen Arbeitsoverall. Kurze blonde Haare, Brille, große Augen dahinter. Sie blickte auf, als fühle sie sich ertappt. »Entschuldigung«, sagte sie leise, »ich bin gleich fertig.«

»Lassen Sie sich Zeit«, sagte er und stellte sich vor.

»Ich bin Bella van Breda«, sagte sie und reichte ihm eine weiche Hand. Auf ihrer Brusttasche prangten ein Logo und die Worte *The Nerd Herd*. »Ich ziehe nur schnell die Adressdatenbanken in Outlook, MS Project ist schon installiert. Kennen Sie sich damit aus?«

»Nein.«

»Sie benutzen Project 2007, das ist im Grunde ganz einfach, halten Sie sich einfach an das Handbuch und die JF-Dokumentvorlage«, erklärte sie und zeigte auf die Unterlagen in seinen Händen.

»Vielen Dank«, antwortete er, doch seine Stimme verriet ihn.

»Kennen Sie sich mit Computern aus?«, fragte sie sehr verständnisvoll.

Er nickte unsicher. »Ich habe mit dem BI-System der Polizei gearbeitet.«

»BI ist aber ein internes Programm, die sind normalerweise viel komplizierter als MS Project. Wenn Sie Probleme mit dem Handbuch haben, rufen Sie uns einfach an, die Nummer finden

Sie stand auf, sah ihn an und zögerte einen Augenblick, als wolle sie noch etwas hinzufügen. Dann griff sie nach einer Tasche mit Werkzeug.

»Könnten Sie mir nur kurz zeigen, wie man eine Telefonnummer aus der Datenbank herausholt?«

»Natürlich. Setzen Sie sich.«

Sie stellte sich neben ihn und griff nach der Maus. »Sie öffnen einfach Outlook … Dann wählen Sie ›Kontakte‹, und dann erscheinen hier im Navigationsfeld Ihre Kontaktgruppen. Ihre eigene Nummer speichern Sie unter ›persönliche Kontakte‹, JF-Kontakte finden Sie in der Datenbank. Wen suchen Sie?«

»Dave Fiedler.«

»Sie klicken einfach auf das F und scrollen herunter – da ist er. Sie können auch die Ansicht verändern und sich Visitenkarten oder Adressfelder anzeigen lassen, sehen Sie?«

Es ging zu schnell, es war zu viel, um sich alles sofort zu

merken, aber er sagte: »Ich verstehe, vielen Dank.«

»Gern geschehen.« Sie hob die Tasche wieder auf, ging zur Tür und blieb noch einmal stehen. »Kennen Sie Bennie Griessel?«, fragte sie und wurde aus einem unerklärlichen Grund puterrot.

»Ja«, sagte er, überrascht über ihre Erwähnung seines alten Kollegen und Freundes.

»Er … Wir wohnen im selben Wohnblock«, erklärte sie und schien es plötzlich eilig zu haben. »Bis dann!«, stieß sie hervor und verließ schnell sein Büro.

»Grüßen Sie Bennie von mir«, rief er ihr hinterher, ein wenig verblüfft. Dann sah er auf den Bildschirm des Laptops, klickte Dave Fiedlers Adresse an, zog das Telefon zu sich hin und rief an.

Erst als er das Freizeichen hörte, grinste er in sich hinein. Kripo-Kaptein Bennie Griessel, trockener Alkoholiker, mittlerweile geschieden, und eine errötende Blondine. Was da wohl dahintersteckte?

David Fiedler sprach Afrikaans und nannte Joubert *Boetie*. »Rabatt, Boetie?«, fragte er erstaunt.

»Jack hat gesagt, Sie sind uns noch etwas schuldig.«

»Nein, Boetie, ich schulde nur dem Auftraggeber etwas, mein Preis ist mein Preis. Frag doch Jack Fischer, ob der dir einen Rabatt gibt.«

»Wie hoch ist dein Honorar?«

»Tausendfünfhundert für ein IMEI-Profil, sechshundert für eine Ortung.«

»Also zweitausendeinhundert insgesamt?«

»Wenn nur eine Nummer im Profil steht. Ich berechne sechshundert pro Nummer.«

Joubert machte sich Notizen. »Wie lange dauert es?«

»Die Ortung kann ich heute noch für dich erledigen. Profile lassen wir von einem Kollegen im Bloemfontein ausführen, ich habe nicht die Ausrüstung. Es dauert normalerweise so anderthalb Tage.«

»Ich muss erst mit meiner Klientin sprechen.«

»In Ordnung, Boetie, du weißt, wo du mich erreichen kannst.«

Seine Verabredung mit Tanja Flint war erst um drei Uhr. Dadurch hatte er Zeit, in das Computerhandbuch hineinzuschauen, doch erst wollte er sich einen Tee zu seinen belegten Broten holen.

Er stand auf und ging in die Küche. Als er die Tür aufstieß, ertönte vom Empfang her Mildreds strenge Stimme: »Meneer Joubert!«

Er blieb stehen wie angewurzelt.

»Möchten Sie etwas zu trinken?«

»Ja, einen Tee, aber ich hole ihn mir schnell selbst.«

»Nein, Meneer, ich lasse ihn kommen«, antwortete sie in einem Ton, der keine Widerrede duldete.

Sie reagierte nicht.

In seinem Büro knöpfte er sich wieder das Handbuch vor. Eine schwarze Angestellte servierte ihm Tee auf einem Tablett und verließ hastig wieder sein Büro. Er holte die Sandwichs aus seiner Aktentasche, schenkte sich Tee ein und dachte daran, wie er jetzt bei der provinzialen Sondereinheit mit seinen Kollegen gemütlich in der

Cafeteria gesessen hätte und mit spöttischen Bemerkungen über seine Gourmetpausenbrote bombardiert worden wäre.

Er befolgte die Anweisungen im Handbuch. Fanus Delport, der Leiter der Bilanzbuchhaltung, hatte bereits unter dem Namen JF/Flint/02/10 ein Projekt für Tanja Flint angelegt und ihr Konto belastet *(Verwaltungskosten: R 600)*. Joubert stellte rasch Berechnungen an. Seine zwei Stunden plus die potentiellen Kosten von R 2100 für die Suche nach dem Handy ergaben bereits eine Gesamtsumme von fast R 4000. Und dabei hatte er noch gar nicht angefangen. Wenn man die drei oder vier Stunden addierte, die er heute noch an dem Fall arbeiten würde, ergäbe das bereits über sechstausend.

Der Gedanke verursachte ihm Beklemmungen. Bei dem Tempo wäre ihr Geld längst aufgebraucht, bevor er den Fall gelöst hätte.

Er würde sich beeilen müssen.

Zuerst fuhr er zum Sportstudio, dem Virgin Active in Table View, und stellte sein Auto auf dem Parkplatz vor dem Polizeigebäude ab. Er stieg aus, lief um seinen Honda herum und lehnte sich mit verschränkten Armen gegen die Kühlerfront. Vor ihm erstreckte sich das ausgedehnte

Parkgelände, zur Zeit nur halb besetzt, dahinter lag das Sportstudio. Rechts befand sich die öffentliche Bibliothek. Hier und da waren Leute unterwegs zu ihren Autos. Ein Parkplatzwächter in hellgrünem Oberhemd schlenderte zwischen den Fahrzeugen entlang.

Aber wo war dann Danie Flints Leiche?

Nein, das ergab keinen Sinn.

Viel zu nahe an der Polizeistation.

Warum hatte er sein Auto gerade hier abgestellt, wenn er untertauchen wollte?

Die einzige andere Möglichkeit war eine Entführung, aber warum ausgerechnet hier, vor der Nase der Bullen?

War er in eine Auseinandersetzung geraten? War er ausgestiegen, hatte dabei aus Versehen die Fahrertür gegen ein anderes Auto geknallt … Oder hatte er etwas beobachtet, einen Streit, eine Diskussion? Vielleicht hatte er sich mit einem steroidgesteuerten, aggressiven Muskelprotz angelegt, der ihn angriff und so schwer verletzte, dass er in Panik geriet und ihn hastig in seinen Kofferraum packte?

Um sechs Uhr nachmittags, bei hellem Sonnenschein,

während die Leute kamen und gingen?

Nein. Irgendjemand hätte bestimmt etwas gesehen.

Die Sporttasche auf dem Rücksitz ging ihm nicht aus dem Kopf. Sie hatte etwas zu bedeuten. Wenn Danie Flint verschwinden wollte, wenn er sich absichtlich aus dem Staub gemacht hätte, hätte er die Tasche mitgenommen.

An den Fassaden hingen keine Kameras.

Eine Frau kam vorbei, eine Sporttasche über der Schulter, und betrat das Studio. Joubert folgte ihr durch die automatischen Schiebetüren und beobachtete, wie sie an einem Drehkreuz stehen blieb, ihren Mitgliedsausweis herausholte und diesen durch ein elektronisches Lesegerät zog. Daher mussten sie gewusst haben, dass Danie Flint an jenem Abend nicht im Training gewesen war – ein Computersystem zeichnete das Kommen und Gehen der Mitglieder auf.

Joubert blieb stehen und sah sich um. Moderne Einrichtung. Chrom, Stahl und Glas. Kein Geruch nach Schweiß. Rechts befand sich eine Theke, hinter der eine junge Frau arbeitete. Sie lächelte ihn an. Er erwiderte ihr Lächeln, in Gedanken versunken. Das Computersystem.

Es musste manchmal abgeschaltet sein, da es, wie jede Technologie, nicht unfehlbar war.

»Guten Tag, Sir. Kann ich Ihnen helfen?«, fragte die junge Frau.

»Guten Tag …« Dann wusste er nicht mehr weiter, denn er besaß keinen Polizeiausweis mehr, der ihm seine Legitimation verlieh. »Ist das Drehkreuz mit einem Computersystem verbunden?«, fragte er und zeigte auf den Kartenleser.

»Ja, Meneer«, antwortete sie mit einem leichten Stirnrunzeln, als dächte sie: Was ist das für ein komischer Vogel? Doch sie lächelte stoisch weiter.

»Ja, aber wenn Sie Ihre Active Virgin-Mitgliedskarte vorzeigen können, können Sie jederzeit rein. Sind Sie Mitglied?«

»Nein«, antwortete er. »Wie oft ist das System abgeschaltet?«

Ihr Stirnrunzeln vertiefte sich, und er merkte, dass seine Vorgehensweise zu direkt war. »Warum wollen Sie das denn wissen?«

»Ach, nur aus Interesse.«

Sie antwortete nicht sofort, sondern musterte ihn erst einmal von Kopf bis Fuß. »Soll ich vielleicht einen der Geschäftsführer holen, damit Sie sich mit ihm unterhalten können?«

»Nein, danke«, sagte er. »Vielen Dank …« Er fühlte sich plötzlich unsicher und dämlich. Er hätte sich vorher etwas überlegen sollen, vorgeben, dass er Mitglied werden wolle oder so ähnlich, aber jetzt war es zu spät. Er wandte sich um und ging hinaus.

Er hatte nicht mehr die SAPS im Rücken. Er würden lernen müssen zu lügen.

Doch eines hatte er wenigstens erfahren: Das Computersystem des Sportstudios funktionierte nicht immer. Danie Flint hätte am Abend des 25. November durchaus trainiert haben können. Der Zeitpunkt seines Verschwindens würde sich damit um mindestens eine Stunde nach hinten verschieben.

Was immer das bedeuten mochte.

Er brauchte eine Weile, um sich im Straßenlabyrinth von Parklands zurechtzufinden, so dass er zehn Minuten zu spät kam. Es war ein junges Viertel mit versetzt gebauten Einfamilien-Neubauhäusern, vier Zimmer und

Doppelgarage auf einem kleinen Grundstück mit lediglich einem Stückchen Rasen im Vorgarten.

Er parkte auf dem Bürgersteig, stieg aus, nahm seinen ledergebundenen Schreibblock und klopfte an. Tanja Flint öffnete sofort und bat ihn mit einem müden Lächeln herein. Die Jacke vom Vormittag hatte sie ausgezogen, und ihre Arme ragten außerordentlich dünn aus den kurzen Ärmeln der Bluse. Joubert

Das Erdgeschoss war in offener Bauweise angelegt – Küche, Esszimmer und Wohnzimmer mit Fernseher und Möbeln von der Stange, aber geschmackvoll eingerichtet. Ihr Laptop stand auf dem Wohnzimmertisch, neben drei exakt ausgerichteten Aktenordnern.

»Sollen wir uns an den Tisch setzen?«, fragte sie.

Er nickte.

»Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten?« Sie wandte sich in Richtung Küche.

»Nein, danke, ich möchte nichts.«

Einen Augenblick lang blieb sie unschlüssig stehen, als habe sie nicht mit einer Ablehnung gerechnet. Dann kam sie zu sich. »Bitte setzen Sie sich. Ich habe die Unterlagen schon vorbereitet …«

Er merkte ihr eine gewisse Unsicherheit an, ein Unbehagen, als sei sie einen fremden Mann in ihrem Haus nicht gewöhnt. Er setzte sich an den Tisch aus Rattan und Glas. Der Stuhl war unbequem, zu klein für seine Statur.

Tanja Flint ließ sich ihm gegenüber nieder und griff nach dem ersten Order, einem hellgelben.

»Hier sind Danies Handyabrechnungen.« Sie klappte den Ordner auf, nahm ein Dokument heraus und schob es Joubert über den Tisch hinweg zu. »Die IMEI-Nummer habe ich auch gefunden, sie stand oben drüber. Ich habe neben jeder Nummer notiert, wen er angerufen hat.«

Joubert warf einen Blick auf die Unterlagen. In fein säuberlicher Handschrift hatte sie mit blauer Tinte neben jede Nummer einen Namen geschrieben. Es musste sie Stunden gekostet haben.

Als könne Tanja Flint seine Gedanken lesen, fügte sie hinzu: »Das war meine Beschäftigung im Dezember. Ich konnte einfach nicht untätig herumsitzen und abwarten. Hier, ich habe auch eine grafische Übersicht angelegt, auf der Sie genau erkennen

Er war beeindruckt und erleichtert, denn das würde ihm Zeit und ihr Geld sparen. »Das ist sehr praktisch«, bemerkte er.

»Ich musste es tun. Ich habe … nach irgendeinem Hinweis gesucht. Sie können alle Unterlagen mitnehmen, nur hätte

ich sie gerne zurück, wenn …«

Den Augenblick der Stille füllte er mit einem raschen »natürlich«.

»Dieser Ordner enthält die Unterlagen über unsere Finanzen. Wir haben mit Moneydance gearbeitet …«

»Moneydance?«

»Ein Programm für private Finanzverwaltung. Man kann die Kontoauszüge über das Internet abholen und damit alles Mögliche anstellen: Grafiken anlegen, sich an fällige Rechnungen erinnern lassen, einen Haushaltsplan ausarbeiten. Man erhält eine gute Übersicht.«

»Ich verstehe.«

Sie hielt ihm mehrere aneinandergetackerte Seiten hin. »Das hier sind unsere Ausgaben, nach Datum geordnet, für das ganze letzte Jahr bis November. Ich habe sie in Kategorien eingeteilt, allerdings hat man mit der amerikanischen Software das Problem, dass die Kategorien manchmal … Sie wissen schon … Die Übersicht umfasst alle unsere Konten, wir hatten beide unser eigenes Girokonto und unsere eigene Kreditkarte, aber man kann alles mit einbeziehen.«

»Das ist eine große Hilfe …« Joubert studierte flüchtig die Unterlagen. »Ist das eine Zusammenfassung all Ihrer

Konten?«

»Ja.«

»Könnten Sie mir Danies Auszüge gesondert geben?«

»Natürlich. Ich … Das dauert einen Moment. Wollen Sie auch Grafiken?«

»Nein, danke, so ist es perfekt. Ich brauche nur Danies Kontoauszüge getrennt von Ihren.«

»Ach ja?«

»Ich meine, es gibt keine Ausgaben, von denen ich nichts gewusst hätte. Und selbst wenn es sie gegeben hätte, wären sie mir aufgefallen, denn alle zwei Wochen habe ich anhand der Kontoauszüge unser Budget durchgerechnet. Das musste sein, denn durch das Geschäft … Es war sehr schwierig. Wir waren vollkommen abhängig von Danies Gehalt. Das meiste Geld gab er für Benzin aus, aber das bezahlte er mit seiner Tankkarte von ABC. Ich habe meistens die Einkäufe erledigt.«

Sie arbeitete mit der Maus und stand schließlich auf. »Ich muss nur mal an den Drucker im Schlafzimmer.«

»Tut mir leid wegen der Umstände.«

»Das macht doch nichts.«

Sie verschwand im Flur.

Er saß mit den Kontoübersichten in der Hand da und starrte darauf. Diese große Mühe, die sie sich gegeben hatte, diese Akribie, die Tabellen, die Recherche der Telefonnummern. *Ich meine, es gibt keine Ausgaben, von denen ich nichts gewusst hätte.* Das bedeutete, dass auch sie schon die Möglichkeit erwogen hatte, ihr Mann könne aus eigenem Antrieb verschwunden sein.

Was die Frage aufwarf: warum?

Was verschwieg sie ihm?

87

Der dritte Ordner enthielt weitere Fotos von Danie und eine Liste mit Kontaktpersonen, die Joubert »möglicherweise brauchen würde«, wie Tanja meinte. »Seine Kollegen, seine Mutter, unsere Freunde, der Ermittler, alle, die mir eingefallen sind. Und hier ist der Flyer, den ich vor dem Sportstudio unter alle Scheibenwischer gesteckt habe.«

Ein DIN-A4-Farbausdruck mit einem großen Foto von

Danie, *Haben Sie Danie gesehen?* Darunter eine kurze Information über sein Verschwinden am 25. November und ihre Handynummer.

»Hat niemand angerufen?«

»Doch, mehrere Leute. Aber niemand hat etwas gesehen.«

Er nickte, denn er wusste, was für seltsame Anrufe sie erhalten haben musste. Dann erzählte er ihr von der Suche nach Danies Handy: »Wenn Danies SIM-Karte noch im Apparat ist … Wenn ein Handy gestohlen wird, telefoniert der Dieb oft so lange wie möglich mit der vorhandenen Karte und holt sie dann heraus. Wir haben jetzt zwei Möglichkeiten. Wir können das Handy mit Hilfe von Danies Nummer orten lassen. Aber die Chance, dass die SIM-Karte nach drei Monaten noch darin steckt, ist gering. Das bedeutet, wir würden sechshundert Rand vergeuden. Die Alternative besteht darin, ein Profil des Handys über die IMEI-Nummer anzulegen. Dabei wird festgestellt, welche Karte ab November in dem Telefon war und vor allem, welche jetzt darin ist. Wenn wir das wissen, können wir die neue Nummer orten lassen und versuchen, das Handy aufzuspüren. Leider ist ein Profil ein bisschen teurer. Es kostet tausendfünfhundert, plus sechshundert Rand für Einzelheiten über jede SIM-Karte, die das Profil ergibt.«

Sie hörte aufmerksam zu und überlegte einen Moment, bevor sie fragte: »Glauben Sie, dass es sich lohnt?«

Es war alles, was sie zu diesem Zeitpunkt unternehmen konnten, aber er sprach es nicht laut aus. »Ermittlungen wie diese hier … Im Grunde ist es bei allen Ermittlungen genauso wichtig, Informationen zu sammeln, wie gewisse Möglichkeiten auszuschließen.«

»Welche Möglichkeiten?«, fragte sie, plötzlich ganz Ohr.

Joubert rutschte auf dem unbequemen Stuhl herum. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn ich mein Jackett ausziehe?«, fragte er, um Zeit zu gewinnen, denn er wusste nicht, wie ehrlich er ihr gegenüber sein konnte.

»Achtzig Prozent findet die Polizei wieder«, verteidigte er automatisch seine Kollegen.

»Gerade das ist das Problem. Die Polizei und die Medien konzentrieren sich auf die Kinder, aber was ist mit den Erwachsenen? Letztes Jahr wurden über zweitausend entführt …«

Er schüttelte den Kopf, während er sich wieder setzte, denn die Zahlen sagten im Grunde gar nichts aus, doch sie kam ihm zuvor. Tiefbewegt sagte sie: »Ich wollte damit nur ausdrücken, dass ich weiß, dass Danie … Ich meine … letztes Jahr hat es in unserem Land achtzehntausend Morde gegeben. Ich … Ich möchte Sie nur bitten, einfach

offen und ehrlich mit mir zu sein. Ich habe alle Möglichkeiten bereits durchgespielt.« Ihre Finger waren ineinander verknotet, die Adern auf ihren dünnen Armen traten vor Anspannung hervor.

Er sah, wie sehr sie sich beherrschen musste. In ihrem dünnen Körper und ihrem verbissenen Gesichtsausdruck las er die Einsamkeit, die Anspannung und Unsicherheit dreier verzehrender Monate und die Erschöpfung, gegen die sie jetzt ankämpfte. Er erinnerte sich daran, wie schwer es ihm damals im Dienst gefallen war, der Überbringer schlechter Nachrichten zu sein. Er konnte sein Mitgefühl nicht unterdrücken. In den letzten fünf, sechs Jahren war ihm das erspart geblieben. Jetzt hatte er das Bedürfnis, Tanja Flint die Hand zu reichen, sie auf irgendeine Weise zu unterstützen.

Er atmete tief durch. »Wissen Sie, ich kann mir vorstellen, was Sie durchgemacht haben und immer noch durchmachen müssen …«

»Mir geht's gut«, entgegnete sie, aber nicht überzeugend.

»Ich glaube nicht, dass Danie … freiwillig verschwunden ist«, sagte er und bedauerte sofort, so voreilig gewesen zu sein.

»Meinen Sie wirklich?« Ihre Augen waren starr auf ihn gerichtet, hungrig danach, ihm zu glauben.

»Danke«, sagte sie. Ihre Hände entspannten sich, und ihre Schultern sanken herunter, als sei ihr ein schweres Gewicht abgenommen worden. Dann flossen die Tränen.

Sie holte eine Schachtel Papiertücher aus ihrem Zimmer, kehrte zurück und erzählte ihm von all ihren Ängsten. Dass sie befürchtet hatte, ihren Mann mit ihrem Perfektionismus, ihrer Kontrollwut und dem Ehrgeiz, geschäftlich erfolgreich zu sein, vertrieben zu haben. Denn sie hatten ein so furchtbar schweres Jahr hinter sich, sie hatte so hart gearbeitet, so viele Stunden, sie hatte ihn manchmal zurückgewiesen, war oft körperlich und geistig abwesend und zu vorsichtig mit dem Geld gewesen. Seit seinem Verschwinden hatte sie tausend Mal gewünscht, sie hätte ihn die Bar einbauen lassen und ihm die Stereoanlage für seinen Audi gegönnt, denn durch seine Arbeit hatte er praktisch in seinem Auto gelebt. Währenddessen liefen ihr die Tränen über die Wangen, und sie schluchzte, schnäuzte sich, zerknüllte ein Papiertaschentuch nach dem anderen und legte sie ordentlich in einer Reihe neben den Laptop.

Wieder versicherte er ihr, dass er sie verstehe, und er glaube nicht, dass sie sich deswegen zu quälen brauche.

Dann erläuterte er ihr die verschiedenen Theorien, wie er

sie auf dem Parkplatz des Sportstudios durchgespielt hatte. Es sei nur eine Theorie, warnte er sie, das müsse sie verstehen. Er vermutete, dass irgendetwas vor dem Virgin Active vorgefallen sein musste, direkt nachdem Danie ausgestiegen war und noch bevor er seine Tasche herausholen konnte. Oder nachdem er mit dem Training fertig war und die Tasche gerade weggestellt hatte, denn er vermutete, dass der Computer des Kartensystems manchmal Mucken hatte.

Es gab einige Hinweise darauf, dass er nicht auf dem Parkplatz ausgeraubt worden war – Danie war verschwunden, aber das Auto und die Tasche waren noch da, und das inmitten von Passanten und Parkplatzwächtern und in unmittelbarer Nähe

Die andere Möglichkeit war, dass jemand auf ihn gewartet oder ihn verfolgt hatte, der ihm aus welchen Gründen auch immer etwas antun wollte. Vielleicht jemand, der ihn kannte, jemand, dem er so weit vertraute, dass er zu ihm ins Auto stieg.

Sie schüttelte den Kopf.

»Sie glauben nicht daran?«, fragte er.

»Nein, Danie hatte keine Feinde«, sagte sie hundertprozentig überzeugt.

»Er musste Busfahrer entlassen.«

»Waren Sie bei Neville?«

»Ja. Und er hat auch gesagt, dass Danie sehr beliebt war. Aber wir leben in einer merkwürdigen Welt. Ein labiler Mann genügt …«

Sie dachte darüber nach. »Kann sein«, sagte sie.

»Ich möchte ABC bitten, mir ihre Aufzeichnungen ansehen und Danies Büro durchsuchen zu dürfen. Das wird ihnen nicht gefallen.«

»Lassen Sie mich Meneer Eckhardt anrufen«, schlug sie vor. »Er war die ganze Zeit sehr verständnisvoll.«

»Dann würde ich in der Zwischenzeit gerne einen kurzen Blick auf den Audi werfen.«

Sie schaute auf ihre Uhr. »Ich … Kann ich Ihnen zeigen, wie das Garagentor funktioniert? Ich muss wieder ins Geschäft. Wir haben mehrere Bestellungen …«

»Natürlich. Haben Sie das Auto benutzt, seit …?«

»Nein. Es steht noch genauso da wie an dem Tag, an dem ich es abgeholt habe. Ich bringe Ihnen schnell den Schlüssel.«

Bevor Tanja Flint losfuhr, vereinbarten sie, dass sie Eckardt, den Chef von ABC, anrufen und um die Erlaubnis zu einer Durchsuchung bitten wollte und dass er ein Profil des Handys

Nachdenklich schaute er ihrem Auto hinterher, riss sich dann aus seinen Grübeleien, ging zu der kleinen Werkbank ganz hinten in der Garage, blieb dort einen Moment stehen und sah sich in dem Raum um. Danie Flint war kein Heimwerker. Die Garage war ein Abstellraum, kein Arbeitsplatz. An einer Wand stapelten sich Pappkartons, an der anderen reihten sich Regale mit alten Farbdosen, vergilbten Sonntagszeitungen, einem kaputten Kessel, einem halben Sack alter Grillkohle, einigen Werkzeugen und einem Rennradreifen.

Joubert holte sein Handy heraus, öffnete den Reißverschluss seines Schreibblocketuis, um die Nummer herauszusuchen, und rief dann Dave Fiedler an.

»Dave, hier spricht Mat Joubert, von Jack Fischer.«

»Ja, Boetie?«

»Wir wollen ein Profil über die IMEI erstellen lassen.«

»Leg los.«

Langsam las ihm Joubert die Nummer vor.

»Alles klar. Ich ruf dich an, wenn alles gut geht, morgen am späten Nachmittag.«

Joubert verschloss die Mappe wieder, drehte sich um und betrachtete den Audi.

Es dauerte einen Augenblick, bis ihm klar wurde, dass er nicht vorbereitet war. Er würde seinen Ermittlungskoffer zu Hause ausgraben müssen, in dem er Latexhandschuhe, Plastiktüten zur Sicherung von Beweismaterial, Pinzetten, Schaber, Watte, Klebeband, schwarzes und weißes Fingerabdruckpuder aufbewahrte. Margaret wusste sicher, wo er in den letzten fünf Jahren verstaut gewesen war. Doch jetzt musste er erst einmal improvisieren.

Er fand nichts, hatte aber das Gefühl, dass er irgendetwas übersah. Er grübelte darüber nach, jedoch ergebnislos.

Mit einem Taschentuch, vorsichtig, um keine Fingerabdrücke zu verwischen, öffnete er die Fahrertür.

Er bückte sich und warf zunächst einen Blick hinein.

Das Innere war ziemlich sauber. Auf der Fußmatte vor dem Fahrersitz lagen Sand und ein paar Steinchen, aber nicht mehr, als zu erwarten war. Die Innenverkleidung der Tür wies keine kürzlich entstandenen Schab- oder Kratzspuren auf, die auf einen Ringkampf hingedeutet hätten, darauf,

dass jemand unfreiwillig herausgezerrt worden war.

Er sah unter den Fahrersitz. Darunter war nichts, nur Staub.

Er rutschte auf den Sitz, ließ seine Füße aber außerhalb des Wagens und vermied es, etwas zu berühren.

Schwarze Lederausstattung, Navi, elektrische Fensterheber, Tempomat … Vollausstattung hätte ein Autohändler das genannt.

Plötzlich konnte er in Worte fassen, was ihn vorher irritiert hatte – dieses Auto, verglichen mit Tanjas. Ein blutroter Audi Sportback mit Zweilitermotor und allem Schnickschnack gegenüber dem blauen, einfachen 1,4 Liter Citi Golf. Tanja hatte vorhin erzählt, dass Danie seinen Audi gebraucht gekauft habe, aber selbst dann konnte er nicht billig gewesen sein. Er musste um die zweihundertfünfzigtausend Rand gekostet haben, während man so einen Citi Golf schon für um die siebzigtausend bekam.

Ein großer Unterschied. Er versuchte, diese Erkenntnis in Einklang mit dem zu bringen, was er über ihre Ehe wusste, aber es kam nicht viel dabei heraus. Dann öffnete er mit dem Taschentuch das Handschuhfach und lugte hinein. Ein Plastikhalter mit Handbuch und Scheckheft. Er holte beides heraus. Ein Brillenetui mit einer sportlichen Sonnenbrille. Adidas Xephyr. Er legte sie auf den Beifahrersitz neben

das Handbuch. Ein

Ein billiger Kuli, zwei vergilbte Benzinquittungen vom letzten Jahr und ein halbes Päckchen Kaugummi.

Joubert legte alles sorgfältig wieder zurück, schloss das Handschuhfach und stieg aus. Dann ging er auf die andere Seite, öffnete die Beifahrertür und schaute unter den Sitz.

Auch die Inspektion des Kofferraums ergab nichts.

Joubert holte seinen Schreibblock von der Werkbank, legte den Schlüssel an die Stelle, die er mit Tanja vereinbart hatte, betätigte den Schalter des automatischen Garagentoröffners und lief eilig hinaus.

Er fuhr zurück zum Virgin Active, weil es ohnehin auf seinem Heimweg nach Milnerton lag. Mitten im Berufsverkehr noch einmal zurück in die Stadt zu fahren, wäre sowieso sinnlos gewesen. Außerdem war es halb fünf, und er wollte ein Gefühl dafür bekommen, wie belebt das Studio am späten Nachmittag war, wie damals, als Flint verschwunden war.

Um die Zeit waren viel weniger Parkplätze frei. Er fand einen, stellte das Auto ab, blieb noch eine Weile sitzen und sah sich um. Dann schlug er Tanjas Mappe mit den Telefonnummern von Kontaktpersonen auf und ging die Liste durch. Ein Name fiel ihm ins Auge: *Inspekteur Keyter, SAPD, Table View*. Gründlich, wie sie war, hatte Tanja Flint auch die Aktennummer des Falls daneben geschrieben.

Konnte dieser Keyter womöglich Jamie sein, der junge Konstabel, der damals bei der Mordkommission angefangen hatte, bevor auch diese Einheit aufgelöst wurde? Schon möglich, denn so weit er sich erinnerte, war Keyter nach seiner Versetzung nach Table View befördert worden. Und Tanja Flint hatte von einem Ermittler gesprochen, der sich dauernd die Haare aus der Stirn gestrichen hatte.

Er hatte die Dienststelle Table View noch nie besonders gemocht. Margaret und er hatten nach ihrer Heirat zwei Jahre lang gegenüber in der Frerestraat gewohnt, bevor sie angefangen hatte, alte Häuser zu kaufen und zu restaurieren. Damals musste er von Zeit zu Zeit Faxnachrichten und Formblätter bei den Kollegen abholen oder ins Polizei-Intranet gehen. Schon damals waren ihm dort zu viele Cowboys und Angeber gewesen.

Auf der Wache war es heiß und ziemlich voll. Er wartete,

bis er an der Reihe war, und fragte, ob er Jamie Keyter sprechen könne, dessen Vorname nicht englisch, sondern wie *Jaa-mie* ausgesprochen wurde. Der schwarze Konstabel versprach, nachzusehen, kehrte kurz darauf zurück und meldete: »Der Inspector kommt gleich.«

Joubert stellte sich ein wenig abseits. Am liebsten hätte er seine Krawatte gelockert, und er wünschte, er hätte sein Jackett im Auto gelassen. Fünf Minuten lang wartete er und beobachtete und belauschte den Grenzposten, an dem zwei Welten aufeinandertrafen: die Bürger und die Polizei. Jede Dienststelle hatte ihren eigenen Rhythmus, ihre eigene Atmosphäre, ihre eigenen Geräusche. Die Stimmen der Geschädigten, die Anzeige erstatteten, manche ärgerlich, andere niedergeschlagen. Irgendwo aus einem Büro drangen die lauten Stimmen zweier Streitender. Telefone klingelten. Man hörte die geduldigen Schritte der drei uniformierten Beamten, die in der Wache Dienst schoben, die die Leute beruhigten und ihnen halfen, Aussageformulare auszufüllen. Sie waren schon seit mindestens sechs Stunden auf den Beinen, ihre Bewegungen waren von erschöpfter Routine geprägt.

Dann kam Keyter, mit einem Stirnrunzeln, das besagte: Wer stört mich jetzt schon wieder?, bis er Joubert sah, plötzlich den Rücken straffte und fragte: »Sup?«, als habe er ein schlechtes Gewissen.

Ein wenig verwirrt schüttelte ihm Keyter die Hand. »Sup?«, fragte er erneut, als käme die Information zu überraschend, um sie so schnell zu verarbeiten. Joubert sah, dass er sich kaum verändert hatte. Er trug immer noch die engen Golfhemden, deren Ärmel sich über dem gewölbten Bizeps spannten, heute eines in schwarz mit dem NIKE-Logo in silber auf der Brust, dazu eine schwarze Jeans und schwarze NIKE-Sportschuhe.

»Am Freitag war mein letzter Tag. Ich arbeite jetzt für Jack Fischer en Genote.«

»Oh. Oka-a-ay«, sagte Keyter mit einer Stimme, die Joubert reizte.

»Ich arbeite an einem fünfundfünfzig. Ein gewisser Danie Flint, wird seit letztem Jahr vermisst. Seine Frau sagt, es war dein Fall.«

»Danie Flint?«, fragte Keyter und kratzte sich am Kopf.

»Ja, letztes Jahr Ende November. Sein Auto stand hier auf dem Virgin-Active-Parkplatz.«

Ihm ging ein Licht auf. »Ach! Der da!« Erwartungsvoll sah er Joubert an.

»Ich wollte mich nur erkundigen, ob es neue Erkenntnisse gibt, Jamie.«

»Erkenntnisse, Sup?«

»Ich bin kein Sup mehr, Jamie.«

»Okay … Ich müsste die Akte raussuchen, aber wenn ich mich recht entsinne … Da war nichts. Der Typ ist spurlos verschwunden.«

Joubert unterdrückte einen Seufzer. »Das ist ja das Problem. Hast du mit den Leuten auf seiner Arbeitsstelle geredet?«

»Ich … Nein, ich meine … Da war kein … Du weißt doch, wie das ist, Sup, die Typen gehen mit den Kumpels angeln, sagen ihrer Frau nicht Bescheid … Ich meine, sein Auto stand hier …«

Joubert nickte und steckte eine Hand in die Innentasche seines

»Okay, Sup, dann rufe ich sofort an.«

»Ich bin kein Sup mehr.«

Er saß im Honda und beobachtete, wie sich seine Theorie allmählich bestätigte.

Der Parkplatz füllte sich, Leute mit Sporttaschen strebten

zum Studio, andere trugen Bücher zur Bibliothek. Zwischendurch war es zeitweise still, zwei oder drei Minuten, in denen irgendetwas mit Danie Flint hätte geschehen können, wenn jemand geschickt und effektiv vorgegangen wäre. Doch ein Kampf oder eine Auseinandersetzung, hier, ohne dass jemand etwas bemerkt hätte, erschienen immer unwahrscheinlicher.

Joubert blieb bis nach achtzehn Uhr sitzen und dachte über Jamie Keyter und den Flint-Fall nach. Er wusste, wie sehr Ermittler in den Dienststellen beansprucht wurden, selbst faule Hunde wie Keyter – zu viele Fälle, zu wenig Personal, zu wenig Zeit, so dass immer irgendetwas durch die Ritzen fiel. Tanja hatte recht: Vermisste Erwachsene genossen nicht immer Priorität, es sei denn, es gab deutliche Hinweise auf ein Verbrechen. Ansonsten fielen sie unter die Kategorie »häusliche Auseinandersetzung« – wie viele solcher Fälle hatte er als uniformierter Konstabel behandelt! Damals, vor dreißig Jahren.

Mein Gott, wie die Zeit verging.

Er fuhr nach Milnerton, wo er und Margaret seit sechs Monaten in der Tulbaghstraat wohnten, ihr fünftes Haus in fünf Jahren, aber es war ihm egal, denn ihre »Projekte« begeisterten sie so sehr. Sie suchte immer nach richtigen Schnäppchen, ein solides Haus in einer guten Gegend, das aber heruntergekommen war. »Das hässlichste Haus in einem schönen Viertel« war ihr Motto. Dann plante sie

mit Sachverstand und gutem Geschmack Umbau und Renovierung, machte es hübsch zurecht,

Er setzte sich zu ihr in die Küche, während sie das Abendessen zubereitete, und erzählte ihr von seinem Tag.

»Ist sie hübsch?«, war ihre erste Frage, unverhohlen eifersüchtig, noch immer, aufgrund der Tragödie ihrer ersten Ehe.

»Nein«, antwortete er. »Aber sie ist tapfer. Und ein Nissan.« Das musste er ihr erklären.

»Und was bin ich dann?«

»Mein Mercedes!« Was sie zum Lachen brachte.

»Und im Büro?«

Er zuckte mit seinen massiven Schultern. »Es ist schon ganz anders. Jack ist … sehr hinter dem Geld her. Aber das muss er wohl sein. Und es geht ziemlich förmlich zu.«

»Du wirst dich daran gewöhnen.«

Er trainierte vierzig Minuten lang an der Rudermaschine auf der Terrasse neben dem Swimming-Pool, duschte und schenkte ihnen beiden ein Glas Rotwein zum Essen ein – Nudeln mit Hähnchenteilen auf Cajun-Art, Feta und sonnengetrockneten Tomaten. Sie erzählte ihm von ihrem

Besuch bei ihrer Tochter Michelle und ihrem Plan, den morgigen Tag größtenteils in Constantia zu verbringen.

Mit Tanja Flints Unterlagen machte er es sich im Fernsehzimmer bequem, während sie auf dem BBC-Lifestylekanal Sendungen über Antiquitäten und Kochen anschaute. Sie legte ihm die Hand auf das Bein. Er ackerte die Finanzen und die Anrufliste durch.

Als sie später den Fernseher ausschaltete, fragte sie: »Und?«

»Hmm«, brummte sie.

»Die zweite logische Erklärung wäre, dass er sich absichtlich aus dem Staub gemacht hat. Aber in solchen Fällen findet man immer Hinweise. Telefonate mit einer anderen Frau, Vorbereitungen, Geldausgaben. Es sei denn, der Kerl ist besonders schlau, aber Danie … Und warum sollte er die Sporttasche einfach zurücklassen? Und sein Auto, seinen wertvollsten Besitz!«

»Welches Muster hast du entdeckt?«

»Sie … Es ist keine große Sache. Man muss genau hinsehen, aber … Er fährt einen Audi, der eine Viertelmillion gekostet hat, sie einen kleinen Citi Golf. Und die Kontobewegungen … Wenn man die üblichen

Ausgaben für Wasser, Strom, Lebensmittel und Benzin außer Acht lässt, hat sie sehr wenig für sich selbst ausgegeben. Das meiste ist für ihn draufgegangen – Friseur, Kleider, CDs … Ich habe irgendwie den Eindruck, dass sie ihn verwöhnt hat. Oder versucht hat, ihn bei Laune zu halten …«

Er war tief in Gedanken versunken und bemerkte plötzlich, wie Margaret ihn ansah, mit einem leichten Lächeln und einem Funkeln in ihren ungleichen Augen.

»Ich kann die Zahnräder regelrecht rattern hören«, antwortete sie und drückte leicht sein Bein. »Ich finde es toll, wenn du ermittelst.«

»Meine Zahnräder rattern nicht, sie haben sich festgefressen.«

»Quatsch. Du wirst den Fall lösen. Du schaffst es immer.«

»Die Zahnräder sind eingerostet.«

Sie schob die Hand auf seinem Bein höher. »Ist das alles, was eingerostet ist?«, fragte sie mit rollendem R, was er sexy fand.

Er legte den Arm um die Schultern seiner Frau. »Mevrou Joubert, ich könnte Sie wegen unsittlichen Verhaltens

verhaften.«

»Aber Sie sind doch Privatdetektiv.«

»O nein, ich bin leitender Sicherheitsberater, Recherche und Ermittlungen. Mit Visitenkarte.«

»Oh, mein Gott … Und wenn ich gegen die Festnahme Widerstand leiste?«

»Dann muss ich wohl körperliche Gewalt anwenden«, antwortete er und zog sie an sich.

»Und Ihren großen Knubbel herausholen?«, flüsterte sie.

»Knüppel«, korrigierte er.

»Ist doch egal, wie das geschrieben wird, es geht um den Einsatz!«

»Mevrou«, sagte er streng, »Sie lassen mir keine andere Wahl!«

»Ich weiß«, hauchte sie fast unhörbar, lehnte sich sanft gegen ihn, legte den Kopf in den Nacken und öffnete leicht die Lippen.

Er küsste sie.

Nachts um halb zwölf, während sie sich warm und weich an ihn schmiegte, tief und gleichmäßig atmend, setzten sich die Zahnräder in seinem Kopf allmählich in Bewegung.

Danie Flint war nicht auf dem Parkplatz des Virgin Active

Was bedeutete, dass sie seinen Tagesablauf kannten. Sie hatten ihn gekannt.

Was bedeutete, dass er den Audi auf Fingerabdrücke untersuchen musste.

Was bedeutete, dass er seinen Ermittlungskoffer heraussuchen musste. Das hatte er glatt vergessen, im Eifer der Verhaftung von Mevrou Margaret Joubert.

89

Die Besprechung verlief nicht so, wie er erwartet hatte.

»Denken Sie daran, Meneer, heute ist Morgenparade«, mahnte Mildred, als Joubert die Detektei betrat. Er hatte damit gerechnet, dass hier die Tradition des alten Raub- und Morddezernats weitergeführt würde, wo diese morgendlichen Zusammenkünfte ein Brainstorming bedeutet hatten. Die Ermittler erläuterten ihre Fälle

Vorgesetzten und Kollegen und erwarteten Rat, Kritik und neue Ideen.

Doch nun saß er zusammen mit den fünf anderen Ermittlern der Firma um den Tisch, während Chefbuchhalter Fanus Delport das Wort führte und Jack aufmerksam zuhörte. Die Ermittler erstatteten der Reihe nach Bericht über die Anzahl Stunden, die sie letzte Woche »verbucht« hatten, und gaben eine Schätzung über die voraussichtlichen Einkünfte der kommenden Woche ab.

Drei von ihnen erkannte Joubert als ehemalige Kollegen. Willem Erlank hatte noch bis vor etwa einem Jahr mit ihm zusammen bei der provinzialen Sondereinheit gearbeitet. Die anderen beiden, Fromer und Jonck, kamen vom Nordweskaap und aus Gauteng, doch auch sie waren unverkennbar ehemalige Polizisten, im mittleren Alter, groß, verlebt, leicht übergewichtig.

Sie waren gut vorbereitet; jeder legte mit tiefer Stimme und ernstem Gesicht ausführliche Schätzungen dar.

Joubert führte hastig Berechnungen durch, während die anderen redeten, addierte seine Stunden und beschloss, das Aktenstudium gestern Abend wegzulassen, um Tanja Flint Kosten zu ersparen. Schließlich hatte sie die ganze Arbeit geleistet. Dann erwog er die Möglichkeiten für die kommenden paar Tage, versuchte sich an einer groben Schätzung und fragte sich insgeheim, wie es möglich war,

die Stunden, die man zur Lösung eines Falls benötigte, im Voraus anzugeben.

»Und Mat, wie steht es im Fall Flint?«, fragte Delport schließlich.

»Gestern fünf Stunden«, antwortete er. »Plus das IMEI-Profil, dessen Ergebnis wir heute Nachmittag erwarten. Anschließend überlegen wir, ob wir die Handynummern orten lassen.«

»Ich habe gesehen, dass du deine Kilometer noch nicht im System eingetragen hast.«

Er hatte die Reisekosten vergessen. »Mache ich heute Morgen«, antwortete er verlegen.

»Kein Problem, wir mussten uns alle erst daran gewöhnen. Wie viele Stunden sind bei dem Fall drin, was meinst du?«

Joubert warf einen Blick auf seine Notizen. »Schwer zu sagen … Bestimmt so sechsunddreißig.«

Delport und Fischer nickten angetan.

»Ich möchte den Wagen ihres Mannes auf Fingerabdrücke untersuchen«, sagte Joubert. »Haben wir jemanden, der den Abgleich vornehmen kann, wenn ich etwas finde?«

»Ausgezeichnet«, sagte Jack Fischer. »Aber wir arbeiten

mit einem Externen, um die Fingerabdrücke zu nehmen. Er war Kriminaltechniker und hat im Labor gearbeitet, sich dann aber selbständig gemacht. Er bietet ein Gesamtpaket an. Da er einen heißen Draht zur SAPD hat, bekommen wir das Ergebnis innerhalb von vierundzwanzig Stunden. Nortier …«

Das hätte ich doch machen können, dachte Joubert. Dann hätte ich Bennie Griessel gebeten, die Abdrücke vergleichen zu lassen und dadurch Geld gespart. »Jack, Tanja Flint hat nur dreißigtausend …«

Fischer rieb sich grinsend über den Schnurrbart. »Sein erster Fall«, bemerkte er, und die anderen stimmten gutmütig in sein Lachen ein.

»Mat, das behaupten alle. Es ist ein Spiel. Wenn sie noch mehr braucht, wird sie es auftreiben. Übrigens, Kollegen, ich habe hier einen Meneer Benn …«

»Bell«, half ihm Delport wieder auf die Sprünge.

»Genau. Bell. Ein paar Nigerianer haben ihn mit einem Vier-eins-neun-Trick um eins Komma vier Millionen erleichtert. Wer hat Lust, seinen Bonus ein bisschen in die Höhe zu treiben?«

Während Joubert seine gefahrenen Kilometer in das System eingab, dachte er bei sich, dass es für Tanja Flint keineswegs ein »Spiel« war. Er kannte ihre finanzielle Situation. Dass man hier so auf das Geld fixiert war, missfiel ihm immer mehr. Irgendwann würde er sich mit Jack zusammensetzen und ihm sagen müssen, wie er sich fühlte. Doch erst musste er seine Arbeit leisten.

Er rief Tanja an. Sie klang müde. »Ich habe mit Meneer Eckhardt gesprochen. Er sagte, Sie könnten Danies Büro jederzeit durchsuchen, wir hätten die volle Unterstützung der Firma und überall freien Zugang. Sie müssen sich nur mit Neville absprechen.«

Joubert dankte ihr und erklärte anschließend, dass er vorhabe, den Audi auf Fingerabdrücke untersuchen zu lassen.

»Wie viel wird das kosten?«

»Ich werde es herausfinden und Sie zurückrufen.«

»Meinen Sie, das ist notwendig? Sollten wir nicht erst auf die Ergebnisse der Handyortung warten?«

Anschließend rief Joubert Jannie Cordier, den Kriminaltechniker, an und erklärte, wer er war und was er

wollte.

»Tagsüber bin ich ausgebucht, aber heute Abend könnte ich Sie dazwischenschieben«, antwortete er in hektischem Falsett.

»Was verlangen Sie?«, fragte Joubert.

»Soll ich das Auto von innen und außen überprüfen?«

»Ja, bitte.«

»Eins fünf, plus sechshundert für jedes Set Abdrücke, das ich für Sie identifizieren soll.«

»Ich melde mich bei Ihnen.«

Dann vereinbarte er für zwölf Uhr einen Termin mit Neville Philander im Depot der Atlantic Bus Company, nahm sich die Liste mit den Telefonnummern vor, die Tanja Flint zusammengestellt hatte, und rief einen nach dem anderen die Freunde ihres Mannes an. Immer wieder stellte er dieselben Fragen: Hatte sich Danie in den Wochen vor seinem Verschwinden merkwürdig verhalten? Hatte er von irgendwelchen Problemen erzählt, bei der Arbeit, in der Ehe? Hatte er Feinde? War er in irgendwelche Auseinandersetzungen oder Streitigkeiten verwickelt? Hätte er irgendeinen Grund gehabt, verschwinden zu wollen? Die Antworten, die ihm bereitwillig, ja eifrig gegeben wurden, waren immer dieselben: Danie sei ein

»netter Mensch«. Danie sei fröhlich, munter, ausgeglichen. Loyal und jedermanns Freund. Danie sei ein Partylöwe gewesen, die Seele jeder Feier, er habe für seine Frau, seine Arbeit und Ausgehen, Ausgehen, Ausgehen gelebt.

Nach dem letzten Gespräch lehnte Joubert sich in seinem Stuhl zurück und dachte über das Phänomen der Opferglorifizierung nach. Ein weit verbreiteter Mechanismus, gespeist aus Schuldgefühlen, weil man selbst am Leben war und dem universellen Motto »über die Toten nur Gutes«, was den Polizisten die Arbeit erheblich erschwerte. Es trug nämlich dazu bei, die Risse zuzugipsen. Und Risse gab es immer.

Gegen elf Uhr telefonierte er mit Mevrou Gusti Flint, Danies Mutter, um nachzufragen, ob er sie persönlich sprechen

In Neville Philanders Büro, vor der Geräuschkulisse des unablässig klingelnden Telefons und der auf Maximum gedrehten, fauchenden Klimaanlage, fragte Mat Joubert, ob er die Unterlagen aller Busfahrer einsehen könne, die Danie Flint zwischen dem 1. September und dem 25. November entlassen habe.

»Jesses!«, seufzte Neville Philander, der neben seinem Schreibtisch stand.

»Ich weiß, dass das lästig ist«, entschuldigte sich Joubert.

»Neville!«, rief die Frauenstimme über den Flur.

»Sofort!«, rief Philander zurück und warf einen Blick auf sein Telefon, als sei es eine Schlange. An Joubert gewandt sagte er: »Tun Sie mir einen Gefallen: Wenden Sie sich direkt an die Hauptgeschäftsstelle, wenn Sie Personalakten einsehen wollen, denn wenn ich sie jetzt anfordern muss, ist mein Tag im Eimer. Fahren Sie einfach hin und sehen Sie sie sich dort an. Die Erlaubnis von Mister Eckhardt haben Sie ja.«

»Mache ich. Wo finde ich die Hauptgeschäftsstelle?«

»Neville!«

»Santasha, bitte! In Epping Industria, Hewettstraat, vielen Dank. Kommen Sie, ich zeige ich Ihnen Danies Arbeitsplatz.«

Santashas Stimme, höchst ungeduldig: »Neville, Liebchen, gehst du heute noch dran?«

Joubert folgte Philander hinaus auf den Flur. »Nicht, wenn du dich so im Ton vergreifst!«

Er verschwand durch eine Tür, Joubert folgte ihm. Santasha rief: »Ich vergreife mich nicht im Ton, Liebchen, ich will dich nur mo-ti-vie-ren!«

Das Büro war durch Abtrennungen in Brusthöhe in vier Arbeitsplätze unterteilt, jeder mit einem Schreibtisch und einem Sideboard ausgestattet, alle in demselben hellen Holz. Auf den beiden Schreibtischen, auf die beim Eintreten der Blick fiel, lagen

»Motiviere lieber den Anrufer, ein bisschen zu warten«, rief Philander, umrundete eine Abtrennung, ging hinten durch ans Fenster und zeigte auf einen Schreibtisch. »Hier ist Danies Arbeitsplatz«, erklärte er. »Weitgehend unverändert, seitdem er zum letzten Mal hier war.«

»Vielen Dank«, sagte Joubert.

»Viel Glück.« Philander drehte sich rasch um und trabte zur Tür.

Joubert betrachtete Schreibtisch, Sideboard und Bürostuhl, eine schlichte Einrichtung auf hellbraunem Teppichboden. Der Schreibtisch hatte rechts drei Schubladen. Unter dem Tisch stand der Computer, auf der Tischplatte befanden sich Maus, Tastatur und Bildschirm. Dazu ein dünner Stapel Unterlagen und ein Klemmbrett, ein Kaffeebecher mit Porschelogo und einem inzwischen eingetrockneten Rest Kaffee. An der ausgebleichten, hellblauen Abdeckung der Trennwand hingen Fotos und Notizen.

Joubert setzte sich auf den Stuhl und betrachtete die Fotos. In der Mitte war eines, das hier vor dem Depot

aufgenommen worden war, offenbar von der ganzen Verwaltungsbelegschaft, sechs Männer, drei Frauen. Philander stand in der Mitte, Danie als zweiter von rechts in der hinteren Reihe, mit einem breiten Lächeln. Joubert fragte sich, welche der drei farbigen Frauen die diplomatisch-drängende Santasha war.

Daneben hing ein Foto von Danie und Tanja Flint, aufgenommen auf einer Betriebsfeier. Tanjas Gesicht war damals noch voller; sie blickte amüsiert Danie an, der mit einem Partyhütchen auf dem Kopf und einem Bier in der Hand ausgelassen lachte. Ein weiteres Foto zeigte Danie auf einem Boot, irgendwo auf einem Fluss, die Arme um die Schultern zweier Freunde gelegt. Drei Abbildungen von Sportwagen, aus Zeitschriften ausgeschnitten: ein Audi R8, ein Ferrari F430 Spider und ein Lamborghini Murciélago LP640. Gelbe Post-it-Zettel

Joubert zog den Stapel Unterlagen heran und ging sie durch. ABC-Formulare mit Zahlen und Verweisen, offenbar auf Busse. Eine hellbraune Mappe mit dem ABC-Logo darauf, dem Wort Bewerbungen und in mahnenden roten Buchstaben der Hinweis: *Bitte zurück an HG, z. H. Mrs. Heese!!*In der Mappe befanden sich Bewerbungen von Busfahrern, jede mit Foto, einem kurzen Lebenslauf und einem Bericht der Personalabteilung.

Er schob sie beiseite und versuchte, die oberste Schublade zu öffnen. Sie war abgeschlossen.

Die zweite Schublade enthielt ein Metallkörbchen für Schreibutensilien mit verschieden großen Fächern. Billige gelbe Kulis, zwei Bleistifte, ein Tacker, eine blaue Schachtel mit Heftklammern, ein unbenutzter Radierer, eine Rolle Klebeband, eine Schere, ein Postleitzahlenbuch, drei Päckchen Post-its, ein Nokia-Handyladegerät, Papierschnipsel, ein Bic-Feuerzeug ohne Zündrädchen, ein Ferrari-Schlüsselanhänger und zwei weiße Stecker.

Die unterste Schublade ergab auch nicht viel – sie enthielt die original Windows-XP-CD-Rom für den Computer, ein Handbuch für einen Tintenstrahldrucker, zwei alte FHM-Zeitschriften und eine *Sports Illustrated Swimsuit Edition*, dazu je eine Ausgabe der *Auto Trader* und der *Car*.

Joubert fuhr mit dem Stuhl an das Sideboard heran, so dass er die Tür aufschieben konnte. Die Fächer enthielten hellbraune Mappen, nach Datum sortiert, von 2004 bis 2006 sowie zwei Telefonbücher. Er nahm eine der Mappen heraus und blätterte sie durch. Unverständliche ABC-Dokumente. Er legte sie zurück und schob die Tür wieder zu.

Wo wohl der Schlüssel für die oberste Schublade war? An demselben Bund wie der Audi-Schlüssel, der zusammen mit Flint verschwunden war?

Er starrte den Monitor an. Ob es schaden konnte, das E-Mail-Programm zu öffnen? Bei der Polizei hätte er an diesem Punkt einen Computerspezialisten zu Rate gezogen, jemanden damit beauftragt, die oberste Schublade zu öffnen, und schon nach einer halben Stunde hätte er mehr gewusst. Jetzt bedeutete jedoch jeder Stolperstein zusätzliche Ausgaben, und er musste jedes Mal den möglichen Nutzen gegen die Kosten abwägen.

So konnte doch kein Mensch ermitteln!

90

Mat Joubert saß an Danie Flints Rechner, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in den Händen und erwog die Möglichkeit, auf eigene Faust Schritte zu unternehmen. Er wusste, dass das Folgen haben konnte, und außerdem war es gegen seine Überzeugung und wider besseres Wissen. Drei Jahrzehnte Erfahrung hatten ihn gelehrt, dass es besser war, sich an die Regeln zu halten, denn Verstöße hatten immer ein böses Nachspiel.

Am besten sollte er zu Jack Fischer hinfahren und ihm sagen, dass er mit seiner Methode, die Klienten hemmungslos zu melken, nicht umgehen konnte. Ehrlich und geradeheraus, so war er nun mal.

Andererseits wusste er auch, dass er nicht der Schnellste war. Nein, er ging langsam und methodisch vor und verlor sich manchmal in Details. Was würde er entgegnen, wenn Jack sagte: »Dann arbeite einfach schneller?« Gegen seine Natur konnte er nicht ankommen.

Dann fiel ihm ein, dass Jack Fischer vorgeschlagen hatte, er solle Dave Fiedler bei der Handyortung um Rabatt bitten. Indirekt

»Ich kann es versuchen«, sagte sie.

»Das Problem ist, dass meine Klientin nicht viel Geld hat … Was wird es denn kosten?«

»Kommt darauf an. Wenn Sie bis heute Nachmittag nach Feierabend warten, mache ich es umsonst.«

»Nein, ich möchte nicht, dass Sie es ganz umsonst tun.«

»Lassen Sie uns doch erst mal nachsehen, ob ich irgendetwas finde.«

»Wann machen Sie denn Feierabend?«

»So gegen sechs.«

»Soll ich Sie abholen?«

»Gerne.«

Er schrieb sich die Adresse ihrer Firma auf, beendete den Anruf und ging zu Neville Philander, um ihn zu fragen, ob er am späten Nachmittag wiederkommen dürfe.

In einem Kiosk kaufte er sich eine Dose zuckerfreie Cola, sah in dem Straßenatlas, den er unter dem Fahrersitz aufbewahrte, nach, wie er zu Gusti Flint kam, und aß seine Brötchen im Auto auf dem Weg nach Panorama. Margaret hatte sie ihm mit seinem Lieblingsbelag zubereitet, Avocado, *Biltong*-Tartar und dünn gehobelten Parmesan. Geschmack und Beschaffenheit waren genau richtig, wie bei allem, was sie zubereitete.

Er setzte die neuen Steine des Danie-Flint-Puzzles zusammen – die Fotos an der Wand, die Zeitungsausschnitte der Sportwagen, die Verwendung von gelben Notizzetteln als Erinnerungsstütze, die Zeitschriften in der Schublade. Ein ganz normaler junger Mann mit viel Stress und unerfüllbaren Träumen. Extrovertiert, fröhlich, immer lachend, dabei aber überaus fleißig, ehrgeizig und pflichtbewusst. Er war der Gegenpol zu

Wo waren die Risse?

Denn es musste welche geben. Sein Verschwinden war kein Zufall, und das war es, was Joubert am meisten Sorge

bereitete. Der Audi auf dem Parkplatz des Sportstudios schloss jeden Zufall aus. Danie war nicht das willkürliche Opfer eines Raubmords geworden.

Die entlassenen Busfahrer waren bislang der einzige Anhaltspunkt. Sie alle zu untersuchen würde zeitraubend werden, weil er jede einzelne Personalakte durcharbeiten und dann die potentiellen Verdächtigen auf Vorstrafen überprüfen musste. Denn er wusste, dass Gewalt immer eine Vorgeschichte hatte.

Und Zeit war Geld.

Er seufzte, trank den letzten Schluck Cola aus der Dose und bog an der Ausfahrt nach Panorama von der Autobahn ab.

Mevrou Gusti Flint beklagte sich bei Joubert, beherrscht und wohlformuliert, über die Ineffektivität der südafrikanischen Polizei, seitdem »sie« an der Regierung waren. »Dabei bin ich keine Rassistin.«

Sie war eine äußerst attraktive Frau, die wie Ende vierzig aussah, wahrscheinlich aber zehn Jahre älter war. Sehr gepflegt, mit einem teuren Kurzhaarschnitt, blond gefärbt, das breite Gesicht mit den ausgeprägten, ebenmäßigen Zügen geschickt geschminkt. Der hellviolette Kaschmirpullover mit kurzen Ärmeln und tiefem Ausschnitt

umspannte ihren üppigen Busen. Um den Hals trug sie eine einreihige Perlenkette. Zwei Chihuahua-Hündchen saßen auf ihrem Schoß, die hervorstehenden Augen misstrauisch auf Joubert gerichtet. Mit ihren großen Händen streichelte sie den Tieren zwischendurch immer wieder einmal kurz über das Fell, wenn sie vorwurfsvoll in seine Richtung blafften. An der rechten Hand trug sie einen Ring, einen

Er hörte sich ihre Klagen über die Polizei geduldig an, die schließlich in konkreten Vorwürfen wegen der schleppenden Ermittlungen im Fall ihres vermissten Sohnes mündeten. Sie fand, die Verantwortlichen müssten dafür belangt werden. »Er ist genau vor ihrer Nase verschwunden. Genau vor ihrer Nase. Und jetzt muss die arme Tanja für teures Geld Privatdetektive engagieren, dabei ist sie arm wie eine Kirchenmaus. Ihr Geschäft wirft bisher kaum Gewinn ab.« Joubert fragte sich, warum Gusti Flint ihrer Schwiegertochter nicht finanziell unter die Arme griff, wo sie doch in einem großen, luxuriösen Haus mit teuren Möbeln und einer effektiven, leise flüsternden Klimaanlage wohnte.

Als sie fertig war, fragte er: »Mevrou, wie regelmäßig haben …«, doch dann fingen die Chihuahuas an zu bellen.

»Fred! Ginger! Ruhig! Bitte nennen Sie mich Gusti.«

Die Hündchen richteten ihre Augen auf sie und wedelten mit den Schwänzen.

»Wie oft haben Sie Danie …«

Die Hunde kläfften.

»Einen Augenblick«, bat sie. »Ich will sie erst aussperren.« Sie nahm die Tiere auf den Arm, beugte sich nach vorn, setzte sie auf den dicken Teppich und präsentierte dabei ihr üppiges Dekolleté. Dann blickte sie rasch zu ihm auf, sah, dass er es sah, blieb einen Augenblick in dieser Position, stand dann auf und sagte zu den Hunden: »Kommt mit!«

Die Chihuahuas sahen Joubert vorwurfsvoll an, bevor sie ihr unwillig hinterdreintrippelten.

Er blickte ihr nach, wie sie sich hüftenschwingend entfernte. Die enge, weiße Hose spannte ein wenig um ihr Hinterteil.

Nicht ganz das, was er erwartet hatte.

Auf ihren hohen Absätzen kam sie zurückgeklappert. »Möchten Sie vielleicht etwas trinken?«

Sie setzte sich wieder, schlug die Beine übereinander und fuhr mit den langen Fingern über den Stoff der Hose. »Sie können manchmal ein bisschen anstrengend sein«, sagte sie. »Aber sie sind alles, was ich habe.«

»Danies Vater …?«

»Gerber ist vor neun Jahren gestorben. Er ist nur sechzig Jahre alt geworden. Am Sonntag hat er noch am Cape-Argus-Radrennen teilgenommen, am Montag ist er in seinem Büro zusammengebrochen. Schwerer Herzinfarkt, ganz plötzlich. Dabei war er so fit, er war immer kerngesund.« Die Geschichte klang, als hätte sie sie schon viele Male erzählt. »Es war die schlimmste Zeit meines Lebens. Von einem Tag auf den anderen war ich ohne Mann, mein Sohn war schon aus dem Haus. Plötzlich stand ich ganz alleine da. Aber man gewöhnt sich daran und organisiert sein Leben neu. Das habe ich auch zu Tanja gesagt, die Zeit heilt alle Wunden, man kommt schon wieder auf die Beine. Aber jetzt ist auch mein Sohn verschwunden, und das Schlimmste ist diese Ungewissheit! Von Gerber konnte ich mich verabschieden, wie schrecklich das auch war, aber es gab ein Begräbnis, einen Abschied. Für mich ist es schon schwer genug, aber ich denke an seine arme, arme Frau. Ich wünschte, ich könnte ihr alle Schmerzen abnehmen, sie auf mich nehmen. Sie leidet zu sehr.«

»Mevrou, haben Sie noch …«

»Gusti, bitte. ›Mevrou‹ lässt mich wie eine alte Tante erscheinen. Dabei ist man immer so jung, wie man sich fühlt.«

»Haben Sie noch regelmäßig Kontakt zu Ihrem Sohn gehabt?«

»O ja, ich habe einen ganz wunderbaren Sohn. Er hat mich zweimal die Woche angerufen, einmal pro Woche besucht, und ich weiß alles, was in seinem Leben vorgeht. Ich sage Ihnen, sein Verschwinden ist symptomatisch für die steigende Kriminalität in diesem Land, und es trifft einen ganz Unschuldigen, denn er hatte keine Feinde. Er war genau wie sein Vater. Alle

Beim Abschied stand sie zu dicht bei ihm und hielt seine Hand zu lange fest. »Sind Sie verheiratet, Mat?« Dabei hätte sie doch den schmalen Goldring an seinem Finger sehen müssen.

»Ja, das bin ich.«

»Kommen Sie ruhig noch einmal vorbei. Wann immer Sie wollen.« Ihr Parfüm duftete intensiv, ihre Augen blickten ihn bedeutungsvoll an.

Auf der Rückfahrt schwirrte ihm der Kopf. Er dachte über den Einfluss einer Mutter wie Gusti Flint auf ihren Sohn nach. Und darüber, wie er Margaret von diesem Erlebnis erzählen würde, denn das war das Einzige, was seine Ehefrau auf die Palme brachte: Wenn eine andere Frau ihm Avancen machte, obwohl sie genau wusste, dass er

verheiratet war.

Nachdem er bei Canal Walk abgefahren war, beschäftigte er sich wieder mit den Problemen bei den Ermittlungen. Wie konnte er die oberste Schublade von Danies Schreibtisch öffnen, ohne mehrere hundert Rand für einen Schlosser zu investieren? Als er die verschiedenen Möglichkeiten durchspielte, fiel ihm plötzlich Vaatjie de Waal ein. Am Otto du Plessis-Kreisel drehte er und fuhr den ganzen Weg bis nach Parow wieder zurück.

91

Vaatjie de Waal lag halb in einem Subaru Outback, so dass man nur seine kurze, dicke untere Hälfte in einem schmutzigen blauen Overall hervorragen sah, während Kopf und Oberkörper unter dem Armaturenbrett verborgen waren.

»Was ist denn?«, brummte er genervt und ungeduldig.

»Können wir uns unterhalten?«

De Waal richtete sich auf. Er erkannte Mat Joubert, schloss

die Augen, schüttelte langsam den Kopf und seufzte. »O nein!«

»Das ist ein privater Besuch«, erklärte Joubert.

»Red keinen Scheiß!«, erwiderte de Waal, tastete mit einer Hand auf dem Sitz herum, fand eine kleine Zange und verschwand wieder unter dem Armaturenbrett. Joubert nahm an, dass er dabei war, ein Radio ein- oder auszubauen, denn Vaatjie betrieb *Decibel Demons*, ein Geschäft für Auto-Stereoanlagen und Zubehör. Das Schaufenster an der Voortrekkerstraat verkündete: *Mad About Car Audio, Crazy Prizes, Insane Sound*. Wahrscheinlich eine kluge Werbestrategie seiner Frau, denn Vaatjies Talente lagen auf einem anderen Gebiet.

»Ich weiß von nichts.«

»Ich brauche dein Können, keine Informationen.«

»Wieso das?«

»Ich brauche jemanden, der mir eine Schreibtischschublade öffnet.«

»Dann hol doch den scheiß Kallie Deventer.«

»Ich bin nicht mehr im Dienst, Vaatjie.«

Vaatjie hielt mitten in der Bewegung inne, tauchte unter

dem Armaturenbrett auf, stieg erstaunlich behände aus und baute sich vor Joubert auf. Er war nur halb so groß wie sein Gegenüber, aber breiter, daher sein Spitzname Vaatjie, »Fässchen«. Sein Kopf war kugelrund, und als er die Stirn runzelte, bildete sich nur eine einzige Falte auf der hohen Stirn. »Was soll das heißen?«, fragte er und wischte sich die Hände an dem Overall ab.

»Ich habe den Dienst quittiert, Vaatjie.«

»Aber warum denn?« Die Hände in die Seiten gestemmt, war er noch genau der gleiche kleine Teufelskerl, als den ihn Joubert damals in der höheren Schule gekannt hatte.

»Es wurde Zeit zu gehen.«

»Und jetzt?«

Fässchens Blick huschte von Joubert zum Empfang, wo seine Frau außer Hörweite an einem Computer saß.

»Ich bin auch raus aus meinem alten Beruf«, sagte er, wobei sein alter Beruf Einbrecher gewesen war.

»Du kennst dich aber doch noch mit Schlössern aus. Und soweit ich sehe, stehen die Kunden bei dir nicht gerade Schlange.«

»Schlechte Zeiten, wenige Freunde.«

»Zweihundert Rand für fünf Minuten Arbeit.«

»Du bist wohl nicht mehr ganz dicht. Ich arbeite nicht für einen Dumpingpreis.«

»Was verlangst du denn?«

»Fünfhundert.«

»War nett, dich wiederzusehen«, sagte Joubert und drehte sich um. »Für den Preis kann ich auch einen Schlosser engagieren.«

Er war schon fast an der Tür, als Fässchen rief:
»Dreihundert!«

»Zweihundertfünfzig«, rief Joubert über die Schulter zurück.

Einen Augenblick herrschte Stille. »Okay. Okay, verdammt noch mal.«

Als er sein Büro betrat, klingelte das Telefon.

»Boetie, ich habe schlechte Neuigkeiten«, verkündete Dave Fiedler. »Das Profil hat nichts ergeben. Die letzte SIM-Karte gehörte dem Entführten, der letzte Anruf war am

25. November. Seitdem kein Mucks mehr. Tut mir leid, Boetie, ich wünschte, ich hätte euch weiterhelfen können.«

Joubert dankte Fiedler und setzte sich an seinen Schreibtisch. Er war enttäuscht, zum ersten Mal auch bekümmert. Er empfand ein tiefes Unbehagen. Ein Profil hätte ihre größte Chance auf einen Durchbruch bedeutet, die einzige Möglichkeit, nicht weiter völlig im Dunkeln zu tappen. Mehr noch, das Ergebnis sagte etwas über Danies Verschwinden aus. Ein Gelegenheitsräuber, ein rachsüchtiger entlassener Busfahrer, hätte das Handy

Außerdem hatten sie tausendfünfhundert Rand aus dem Fenster geworfen. Jetzt würden sie auch noch zusätzlich für die Fingerabdrücke Geld ausgeben müssen, ohne vorher zu wissen, ob es sinnvoll war.

Tanja Flint reagierte niedergeschlagen. Joubert hörte die Verzweiflung aus ihrer Stimme heraus, die Erschöpfung.

»Und was jetzt?«, fragte sie.

»Jetzt sollten wir erst einmal das Auto auf Fingerabdrücke untersuchen lassen. Und ich bin noch lange nicht fertig bei ABC. Ich möchte die Personalakten durcharbeiten.«

Sie schwieg lange und fragte dann: »Sagen Sie mir ehrlich: Gibt es Hoffnung?«

»Es gibt immer Hoffnung«, antwortete er, vielleicht ein wenig zu schnell. Dann fügte er hinzu: »Und wenn ich heute Abend fertig bin, können wir noch einmal gemeinsam überlegen. Bis dahin wissen wir bestimmt schon mehr.«

»Danke«, sagte sie, aber ohne Überzeugung.

Anschließend rief Joubert Jannie Cordier an, den Kriminaltechniker, und bat ihn, das Auto auf Fingerabdrücke zu untersuchen, möglichst nach halb sieben, wenn Tanja zu Hause war. Dann brachte er seine Daten im Verwaltungsprogramm auf den neuesten Stand, bevor er Bella van Breda abholen ging. Noch keine zwei Tage Arbeit, und die Kosten betrugen schon über zehntausend Rand. Und er konnte nichts daran ändern.

»So, du kennst also Bennie Griessel«, sagte er zu Bella, als sie in seinem Auto unterwegs zum ABC-Depot waren.

»Wir haben uns schon mal unterhalten«, antwortete sie, und als er ihr einen flüchtigen Blick zuwarf, sah er, dass sie schon wieder feuerrot geworden war.

»Wie geht es ihm?«, fragte Joubert, denn es war schon einen Monat her, dass er zuletzt mit Bennie gesprochen hatte. Sein

»Gut, soweit ich weiß. Bennie ist sehr beschäftigt, er hat eine Band gegründet. Und ich glaube, er hat eine neue Freundin.«

»Ach, wirklich?«

»Ja, irgendeine alte Sängerin.« Dann wechselte sie gezielt das Thema. »Verrate mir doch mal, was ich heute Abend tun soll.«

Er skizzierte ihr grob die Hintergründe und erklärte, dass er im Trüben fischte. Er suche nach irgendetwas, was Licht auf Danies Verschwinden werfen könne.

»Okay«, sagte sie. »Ich versuche, dir zu helfen, so gut ich kann.«

Es kostete Fässchen nicht mehr als vierzig Sekunden, die Schublade zu öffnen.

Joubert hatte sich bei einem müden Neville Philander angemeldet, der mit einer weiträumigen Armbewegung zu ihm sagte: »Legen Sie los, viel Glück, Santasha bleibt bei Ihnen, bis Sie fertig sind, ich gehe jetzt nach Hause.«

Sie gingen zu Danies Arbeitsplatz. De Waal rollte eine Ledertasche auf dem Schreibtisch auf, wählte ein dünnes, L-förmiges Instrument, das einem Allan-Schlüssel glich,

fummelte damit im Schlüsselloch herum, probierte es mit einem etwas dickeren Werkzeug, hielt das Ohr nah an die Schublade und nickte einmal zufrieden, bevor er sich aufrichtete und die Schublade aufzog.

»Zweihundertfünfzig«, sagte er und hielt Joubert die offene Hand hin. »Ich hätte noch Fahrgeld berechnen sollen.«

»Du bist kein Polizist mehr«, erwiderte de Waal nur und nahm das Geld. »Sag mal, wo ist eigentlich dieser scheiß Kallie Deventer abgeblieben?«

»Kallie hat schon vor vier Jahren aufgehört. Er und seine Frau betreiben jetzt irgendwo eine Pension. In Gansbaai, glaube ich.«

»Eine Pension?«, fragte er, als sei das wirklich das Letzte.

»Soweit ich weiß.«

Fässchen nickte. »Okay, ich bin dann mal weg, tschüs«, verabschiedete er sich, und seine kleine runde Gestalt verschwand hinter dem Raumteiler.

Bella sah ihm neugierig hinterher und blickte dann Joubert fragend an.

»Wir waren Schulkameraden«, erklärte er. »Sein Vater

hatte eine Schlosserei in unserem Dorf. Fässchen hat alles von ihm gelernt. Aber dann ist er Einbrecher geworden. Sieben Jahre lang hat er die Gegend unsicher gemacht, Tokai, Bischopscourt, Constantia, eine Ein-Mann-Einbruchsserie. Bis Kallie Deventer ihn eingebuchtet hat. Vaatjie wanderte ins Gefängnis und wurde kugelrund. Schon eine Woche nach seiner Entlassung schnappte Kallie ihn wieder, er war in Rondebosch in einem Küchenfenster steckengeblieben und hing halb drinnen, halb draußen.«

Sie lachte. Joubert zog die oberste Schublade ganz auf, schaute hinein und sah nur drei Gegenstände. Er nahm die aufgeschnittene Verpackung eines Vodacom Starter Sets heraus und legte sie auf den Schreibtisch. Dann einen Schlüsselbund mit zwei Schlüsseln und einer Metallmarke, auf der das Logo *37B* prangte. Der letzte Gegenstand war ein DIN-A4 Blatt, das in der Mitte durchgerissen war. Auf der Vorderseite standen

2044 677 277

9371

L66pns8t9o

speedster430

Joubert drehte das Papier um. Es war ein unbenutztes, unausgefülltes Formblatt der Busgesellschaft. Erneut betrachtete er die Symbole auf der weißen Rückseite. War das erste eine Telefonnummer? Nein, das konnte nicht sein, denn alle Nummern in dieser Gegend begannen mit einer Null.

Erst jetzt dachte er wieder an Bella, die neben ihm stand. »Entschuldige, wenn du dich setzen möchtest?«, sagte er und zeigte auf den Bürostuhl und den Computer. »Fang doch einfach an.«

»Okay«, sagte sie, kniete sich aber erst auf den Boden, zog den Computer näher heran und schaute dahinter. Dann schaltete sie den Rechner ein und setzte sich auf den Stuhl.

Joubert legte das Blatt Papier auf den Schreibtisch und sah wieder die beiden Schlüssel an. Der eine trug nur das Yale-Logo, auf dem anderen standen sechs Zahlen. Er drehte die Metallmarke am Schlüsselbund hin und her. Das SS-Logo. Es kam ihm irgendwie bekannt vor. Und 37B? Was sollte das bedeuten? War es eine Hausnummer? Durchaus möglich. Ein Hotelzimmer?

SS.

Er rieb mit dem Finger über die eingestanzten Symbole und zerbrach sich den Kopf. Ihm fiel nichts ein. Dann legte er die Schlüssel beiseite und öffnete die Handyverpackung. Er fand eine kleine Anleitung, einen leeren Plastikhalter, in dem die Karte gesteckt hatte und eine Karte mit der Handynummer und der PIN-Nummer.

Auf einmal zog er die Verbindung zwischen dieser Packung mit etwas, was er schon früher hier gesehen hatte. Er öffnete die mittlere Schublade und starrte hinein. Zwischen den Büroartikeln

»Er hatte ein zweites Handy«, bemerkte er.

»Wie bitte?«, fragte Bella, aber Joubert antwortete ihr nicht. Er holte sein Handy aus der Tasche und rief Tanja an.

»Danies Handy, welche Marke war das nochmal?«

»Ein Diamant«, sagte sie. »Ein HTC Diamant.«

Er fragte sie, wie lange ihr Mann das HTC bereits gehabt

habe.

»Ich glaube, er hat letztes Jahr im April ein Upgrade bekommen.«

»Und was für ein Gerät hatte er vorher?«

»Auch schon ein HTC, ich glaube das TyTN, das man so aufschieben kann. Warum?«, fragte sie hoffnungsvoll.

Er wollte auf keinen Fall falsche Hoffnungen wecken. »Ich wollte nur sichergehen. Wir sind gerade in seinem Büro, und ich habe ein Blatt Papier mit verschiedenen Zahlenkombinationen gefunden. Kann ich sie Ihnen vorlesen?«

»Natürlich.«

Er las ihr die erste Reihe vor und fragte sie, ob sie wusste, was das zu bedeuten hatte.

»Nein.«

Nach der dritten Reihe sagte sie: »Das klingt wie ein Passwort, vielleicht für seinen Computer.«

»Könnte sein«, pflichtete er ihr bei. »Und *Speedster430*?«

»Ich weiß nicht. Nein, dazu fällt mir nichts ein.«

»Vielen Dank. Wir sehen uns, wenn wir hier fertig sind.«

»Bitte rufen Sie mich an, wenn Sie etwas finden.«

Nachdem er den Anruf beendet hatte, legte er den Zettel mit

»Vielleicht«, sagte sie, klickte verschiedene Symbole an, öffnete ein Fenster in dem stand: *Netzwerkverbindung*, dann noch eines. »Nein«, sagte sie. »Sein Netzwerkpasswort ist nicht dabei. Möchtest du dir seine Mails ansehen?«

»Ja, bitte.«

»Es sind sehr viele«, sagte sie und zeigte auf den Posteingang. »256 neue Nachrichten.«

Gebückt stand er vor dem Bildschirm.

»Bei den meisten handelt es sich um *DRMP Notifications*, ich bin nicht sicher, was das ist. Auf seinem Desktop hat er auch ein entsprechendes Icon«, erklärte sie.

Joubert versuchte, sich daran zu erinnern, wofür das Akronym stand.

»Es hat etwas mit der Verwaltung der Gesellschaft zu tun. Aber ich bin mehr auf der Suche nach persönlichen Dingen. Augenblick mal.« Er umrundete die Absperrung,

holte sich von nebenan einen Stuhl, zog ihn neben sie und setzte sich.

»Der Rest stammt von ABC HR. Bulletins. Dazu ein paar Spams. Alle anderen Nachrichten stammen von ABC E-Mail-Adressen, schau mal«, sagte sie und scrollte die Liste hinunter. »Ich kann nichts Außergewöhnliches entdecken.«

»Kannst du die ganze Liste für mich ausdrucken?«

»Nur die Köpfe?«

Sie sah, dass er sie nicht verstand. »Damit hast du den Absender und den Betreff.«

»Ja, bitte.«

»Okay«, sagte sie und arbeitete beeindruckend schnell mit der Maus. »Ich weiß nur nicht, wo der Drucker ist.«

»Darum kümmern wir uns gleich. Was hast du sonst noch gefunden?«

»Gib mir noch ein bisschen Zeit.«

»Gut, ich suche so lange den Drucker.«

»Santasha?«

»Ja. Sie müssen der Privatdetektiv sein.« Sie kicherte und reichte ihm die Hand. Sie war mollig und hatte große, schalkhaft braune Augen, die leuchteten, wenn sie lachte. »Sie sind der erste Detektiv, dem ich je begegnet bin.«

Er schüttelte ihr die Hand. »Nett, Sie kennenzulernen.«

»Haben Sie gerade etwas ausgedruckt?« Sie hielt ihm einen Stapel Papiere hin.

»Ja, das waren wir. Vielen Dank.«

»Haben Sie etwas gefunden?«

»Ich weiß es noch nicht. Wir beeilen uns.«

»Lassen Sie sich ruhig Zeit, die Überstunden bekomme ich bezahlt.«

Er zeigte ihr die Zahlenkombinationen. »Wissen Sie vielleicht, was das ist?«

Sie sah sich die Kombinationen aufmerksam an. »Nein, keine Ahnung.«

Er setzte sich neben Bella und starrte die Reihen von Zahlen und Buchstaben an.

Warum sah die erste wie eine Telefonnummer aus? Er erinnerte sich an die Telefonbücher im Sideboard, holte eines heraus und suchte nach den Vorwahlen in der Umgebung. Er fand nichts Sinnvolles. Er suchte bei den internationalen Nummern, aber auch davon passte keine.

Bella stieß einen Laut aus.

»Hast du etwas gefunden?«

»Seine Browsergeschichte – kann ich mir diese Passwörter nochmal ansehen?«

Er reichte sie ihr und schaute auf den Monitor. Sie war im Internet auf die Webseite von *Yahoo! Mail* gegangen. »Seine Browsergeschichte zeigt, dass er diese Webmail benutzt hat.«

»Bingo!«, sagte sie, als der Browser eine neue Seite öffnete. »Er hat ein Yahoo-Mail-Account. ›Speedster430 @ yahoo.com‹ ist seine Adresse und diese L66-Serie sein Passwort.«

»Aha«, sagte er. Es war ihm immer noch schleierhaft, wie sie so schnell darauf gekommen war. Doch als sie sein Postfach öffnete, fanden sie – nichts. Keine E-Mails.

»Ich habe den Eindruck, als hätte er alles gelöscht. Sehen wir doch mal nach, ob etwas im Postausgang liegt.« Sie klickte die Zeile an. Der Ordner war leer. »Das ist ja

komisch«, sagte sie.

»Wieso?«

»Schau dir doch mal sein Outlook und die Ordner auf seiner Festplatte an. Er hatte seinen Computer nicht gerade gut organisiert. Aber in seinem Yahoo Account herrscht Ordnung.«

»Es ist leer.«

»Pieksauber.« Sie zögerte einen Augenblick. »Aber da ist noch etwas.« Wieder arbeitete sie mit der Maus und dem Browser. »Seine Geschichte zeigt auch, dass er oft auf der Website seiner Bank war.« Die Login-Seite für das Internet-Banking der Absa-Bank erschien auf dem Bildschirm.

»Nein, die Flints sind bei der Nedbank«, warf Joubert ein, denn das wusste er durch die Auszüge, die Tanja ihm gegeben hatte, ganz genau.

»Kann schon sein«, sagte Bella. »Lass uns mal die oberste Nummer versuchen.« Die, die er für eine Telefonnummer gehalten hatte.

»Und die kürzere könnte seine PIN-Nummer sein.«

Eine neue Seite öffnete sich.

Guten Tag, Meneer D. Flint.

Ihr letzter Besuch auf der Internetseite der Absa war am 25. 11. 2009.

Bitte geben Sie nur die Stellen Ihres Passworts ein, die rot unterlegt sind.

Bella gab die dritte Zahlenreihe an den Stellen ein, wo die roten Kästchen es verlangten. Der Bildschärfe änderte sich.

»Woher hast du das gewusst?«, fragte er.

»So sind die Leute. Sie benutzen immer wieder dieselben Benutzernamen, dieselben Passwörter. Das ist einfacher zu merken.«

Sie schauten auf den Bildschirm:

Kontostände

Klicken Sie die Bezeichnung oder die Nummer eines Kontos an, um eine Umsatzübersicht zu erhalten.

Warnung: Der ausgewiesene Betrag auf Ihrem Konto kann Beträge enthalten, die noch nicht verbucht sind und noch zurückgerufen werden können.

Konto

Sparkonto

Kontonummer

2044 677 277

Guthaben

134155,18

Verfügbarer Betrag

134105,18

Offene Beträge

0,00

Joubert pfiff durch die Zähne. Hundertdreißigtausend Rand. Das änderte alles. »Kannst du das ausdrucken?«, fragte er eindringlich.

»Das hat keine Eile, es geht nicht verloren«, bremste ihn Bella. »Wir sollten uns mal die Bewegungen auf diesem Konto ansehen.«

Sie klickte die Kontonummer an, und eine Übersicht erschien auf dem Bildschirm.

Joubert lehnte sich unwillkürlich in seinem Stuhl zurück. »Unfassbar«, sagte er. »Unfassbar.«

»Vierhunderttausend Rand?«, fragte Tanja Flint mit entsetzensstarrer Miene.

»Es hat anscheinend zwei Einzahlungen gegeben«, erklärte Joubert. Sie saßen im Wohnzimmer ihres Hauses, er auf dem

Tanja saß am Rande des Sessels, schlug die Hände vor

das Gesicht und konnte die Augen nicht von den Kontodaten abwenden. Ein Zittern durchlief ihren Körper. »O mein Gott!«, seufzte sie.

93

Sie sagte Mat Joubert, sie wisse nicht, wo das Geld herkomme. Sie habe noch nie etwas von einem M. Marshall oder HelderbergUp gehört.

Er fragte sie, ob Danie irgendetwas verkauft haben könne. Er fragte, ob Gusti Flint ihrem Sohn das Geld gegeben oder geliehen haben könne, ob ihr irgendeine Quelle einfalle, wie abwegig auch immer, ein Lottogewinn, irgendetwas, aber sie antwortete auf jede Frage kategorisch und verzweifelt mit »nein«. Dann sagte sie: »Wie konnte er mir das nur verheimlichen?« Auf ihrem Gesicht spiegelten sich der Schmerz und die Enttäuschung über den Verrat wider.

Bevor Joubert zu dem Versuch einer Erklärung ansetzen konnte, rief jemand aus der Küche: »Hallo-o-o-o!«

Tanja Flint hatte ihm bei seiner Ankunft gesagt, dass der Kriminaltechniker in der Garage beschäftigt war, aber sie war zu gespannt auf die Neuigkeiten, die Joubert ihr zu

berichten hatte, daher hatte er den Mann noch nicht begrüßen können. Er stand auf.

»Jannie Cordier?«

Cordier sah aus wie eine wandelnde Reklame für den Herrenausstatter Edgar: gelb-blau kariertes Hemd, dunkelblaue Chinos,

»Ich bin Mat Joubert. Haben Sie etwas gefunden?«

»Das Auto wurde saubergewischt«, sagte er. »Ich habe nur ein Set Abdrücke gefunden, auf der Tür und dem Lenkrad. Für den Abgleich werde ich die Abdrücke von Mevrou nehmen müssen.« Seine helle Stimme passte zu seinem jungenhaften Gesicht.

»Saubergewischt?«, fragte Tanja.

»Ja, von vorne bis hinten. Der Kofferraum, das Radio, das Handschuhfach, alles blitzsauber. Da hat sich jemand richtig Mühe gegeben.«

Tanja Flint nahm die Neuigkeit verwundert auf. »Was hat das zu bedeuten?«

»Wenn Sie mich fragen, nichts Gutes, Mevrou«, antwortete Cordier. »Ganz und gar nichts Gutes.«

Sie sah Joubert an. Er schüttelte den Kopf, sauer über

Cordiers Taktlosigkeit. Dann pflichtete er ihm seufzend bei: »Stimmt, das klingt gar nicht gut.«

Cordier wartete geduldig darauf, dass sich Tanja Flint beruhigte, ehe er ihre Fingerabdrücke nahm. Während sie sich die Hände waschen ging, brachte Joubert den Kriminaltechniker zur Tür. »Takt ist wohl nicht gerade Ihre Stärke«, bemerkte er.

»Wieso? Ich bin nur ehrlich.«

Joubert sah ihn wortlos an.

»Irgendjemand hätte es ihr früher oder später sagen müssen.«

»Ja, aber später wäre besser gewesen.«

Cordier zog beleidigt ab. Auf dem Weg zu seinem Kleinbus rief er über die Schulter zurück: »Ich schicke Ihnen die Rechnung!« Joubert schloss die Tür und setzte sich in Gedanken versunken wieder hin.

Jetzt musste er ihr noch die Sache mit dem zweiten Handy und den Schlüsseln beibringen. Das würde ein schwieriger Abend werden.

»Tanja …«, begann er.

»Das war noch nicht alles, oder?«, fragte sie ahnungsvoll.

»Stimmt.«

»Erzählen Sie es mir. Lassen Sie uns einfach weitermachen.«

»Er hatte ein zweites Handy.« Er erzählte ihr von dem Vodacom Starterset und dem Nokia-Ladegerät. Reglos saß sie da, starrte auf den Teppich und fragte schließlich: »Was noch?«

Er zog die Schlüssel aus der Tasche und legte sie vor sie hin. Missmutig sah sie sie an.

»Lagen die auch in der Schublade?«

»Ja.«

Sie nahm sie in Hand. Die Schlüssel klirrten, so sehr zitterte sie.

»Wissen Sie, was das hier ist?«, fragte sie und zeigte ihm den Anhänger mit dem SS-Logo.

»Nein, aber ich …«

»Self Storage«, sagte sie.

Jetzt fiel ihm ein großes Reklameschild ein, das er auf seinen Fahrten in der Umgebung öfter am Straßenrand sah. Es bewarb Lagerräume, in denen man für gewisse Zeit etwas unterstellen konnte. »Wissen Sie darüber Bescheid?«

»Nein, aber ich kenne das Logo. Die Firma betreibt ein Lagerhaus in Montague Gardens, ganz in der Nähe meiner Firma.«

»Ich werde mich dort umsehen müssen.«

Sie gab ihm die Schlüssel nicht zurück, sondern umschloss sie mir ihrer Hand wie ein kostbares Kleinod.

»Ich komme mit«, verkündete sie.

Um das Lagerhaus der Firma Self Storage zog sich ein hoher Drahtzaun, in dem sich rechts außen ein Flügeltor befand, bewacht von einem Aufseher in einem Pförtnerhäuschen. Im Scheinwerferlicht des Hondas versuchte Joubert, mit den beiden

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Dieser Schlüssel scheint nicht zu passen«, sagte Joubert.

»Lassen Sie mich mal sehen.«

Er nahm die Schlüssel und sah sie sich an. »Die gehören nicht zu unserem Depot. Woher haben Sie die?«, fragte er geduldig und höflich.

»Sie gehören dem Mann dieser Dame. Er wird vermisst.«

»Schlimm«, sagte er Mann. »Sehr traurig. Vielleicht passen sie zu einem unserer beiden anderen Depots.«

»Wo finden wir die?«

»Eines ist in Kenilworth und das andere in Salt River.«

Soutrivier. Ganz in der Nähe von Danies Arbeitsplatz bei ABC. Joubert wusste sofort, dass es dieses sein musste.

»Vielen Dank.«

»Ich hoffe, Sie finden ihn«, sagte der Mann und reichte ihm die Schlüssel zurück.

In der Otto-du-Plessislaan, kurz hinter Woodbridge Island, sagte Tanja: »Es muss für jemand anders sein.«

»Wie meinen Sie das?«

»Danie … Ich kenne Danie. Ich kenne ihn. Das Geld … Er hilft damit einem anderen. Er schützt jemanden. So ist er. Sehr mitfühlend.«

»Vielleicht haben Sie recht«, sagte er, denn etwas anderes wäre in dem Moment sinnlos gewesen.

Sie hielt die Hand vor den Mund, während Joubert im Soutrivier-Depot die Tür des Lagerraums 37B aufschloss, sich bückte und die Tür öffnete.

In dem dunklen Raum, der ein wenig größer als eine normale

Joubert sah einen Schalter an der Wand und schaltete das Licht ein.

Tanja, die immer noch draußen stand, starrte wortlos den grauroten Wagen an, der mit dem Kühler zu ihnen geparkt war und dessen Scheinwerfer wie Augen aussahen. Joubert erkannte das Modell sofort, ging aber erst näher heran und versuchte, durch die geschlossenen Fenster etwas im Innenraum zu erkennen.

Nur der Schlüssel steckte im Zündschloss.

»Sehen Sie etwas?«, fragte sie.

»Nein.«

»Porsche«, las sie auf dem gelb-rot-schwarzen Emblem.

»Das ist ein 911er Carrera. Bitte fassen Sie nichts an, ich hole meine Handschuhe.« Joubert ging zu seinem Auto. Heute Morgen hatte er seinen Ermittlerkoffer in den Kofferraum gestellt.

Tanja stellte sich neben die Fahrertür und sah ihm zu, einen merkwürdigen Ausdruck im Gesicht, eine Mischung aus Erstaunen und Verlust.

»Danie«, seufzte sie. »Danie, was hast du getan?«

94

Um zwanzig vor zwölf saß er mit einem Glas Rotwein in der Hand bei Margaret in der Küche, und während sie das Ribeye-Steak in der Pfanne briet, erzählte er ihr von seinem seltsamen Tag.

»Er hat den Porsche von einem gewissen Mark Marshall in der Sweet Valleystraat in Bergvliet gekauft. Sein Name stand in dem Inspektionsheft vorne im Handschuhfach. Auch das Nokia-Handy lag vorne drin, mit drei SMS-

Nachrichten von der Absa, dass er sich für das Internetbanking angemeldet habe. Ich

»Und sie hat nichts davon gewusst?«

»Nichts«, sagte er und naschte schon mit den Fingern von dem Salat auf seinem Teller, denn der Duft des Steaks machte ihn hungrig. Mit diesem Ritual hatten sie begonnen, als die Kinder noch zu Hause wohnten. Wenn er spät von der Arbeit kam, briet sie ihm ein Steak, denn sie meinte, das habe er sich verdient. Dann blieben sie in der Küche sitzen und unterhielten sich, so dass sie noch zwei Stündchen für sich hatten.

»Wie hat sie es aufgenommen?«

»Nicht gut. Sie … Ich glaube, die Trauerphase hat sie schon im Dezember durchlebt. Und jetzt wird die Wunde wieder aufgerissen. Heute Abend hat sie, angefangen mit der Verdrängung über Schuldgefühle bis zur Wut, wieder alles aufs Neue durchgemacht. Für mich war es schwer, sie … Bei der Polizei gibt es das ungeschriebene Gesetz, Distanz zu den Angehörigen zu halten und sich emotional nicht zu engagieren. Als Ermittler steht man immer einen Schritt abseits. Man kann die Hiobsbotschaften überbringen, sich ins Auto setzen und weiterarbeiten. Aber jetzt ist das anders. Sie bezahlt mich, deswegen hat sie ein Recht darauf, dabei zu sein.«

»Und jetzt musst du sie auch noch trösten«, bemerkte Margaret, während sie den heißen Teller mit einem Topflappen aus dem Ofen holte.

»Das fällt mir schwer.«

Margaret legte das Steak auf den vorgewärmten Teller und stellte ihrem Mann das Abendessen hin. »Du bist eben ein mitfühlender Mensch.«

»Ich muss einen Weg finden, damit umzugehen.«

Sie zog sich einen Stuhl heran, setzte sich ihm gegenüber und schob ihm das Salz und den schwarzen Pfeffer rüber. »Er hat also von irgendwoher dieses Geld bekommen und sich dafür einen Porsche gekauft …«

»Na ja, der Wagen ist Baujahr 1984 und hat über zweihunderttausend

»Wieso?«

Joubert aß erst einen Bissen Fleisch. »Schmeckt sehr gut, danke. In Anbetracht der Tatsache, dass Tanja das meiste Geld für ihn ausgegeben hat, meine ich. Er war … sorglos, das passt wohl am besten. Ein Einzelkind. Vielleicht hat ihn schon seine Mutter verwöhnt. Ich war heute bei ihr. Ich weiß nicht, aber ich hatte irgendwie den Eindruck … Sie hat etwas Oberflächliches, Materialistisches … Du kennst doch diese Häuser, in denen alles schreit: ›Wir haben Geld.‹ Und

… Ach, ich erzähle dir einfach meine Theorie: Schon die Mutter hatte einen schlechten Einfluss auf ihren Sohn. Ich halte sie für eine von diesen Frauen, die ihre Männer dazu treiben, ein möglichst großes Haus und ein möglichst dickes Auto anzuschaffen, um ihren Wohlstand zu demonstrieren. Als Statussymbole. Das muss ein Kind doch beeinflussen, wenn es sieht, wie sein Vater schuftet und die Mutter das Geld ausgibt. Vielleicht hat Danie deswegen das Geld für sich behalten, obwohl Tanja und er finanzielle Probleme hatten. Wie kann man sich einen Porsche kaufen, wenn man weiß, dass seine Frau so zu kämpfen hat? Das verrät etwas über ihn. Das verrät etwas über den Ursprung des Geldes. Ich weiß nur noch nicht, was.«

»Iss erst mal«, sagte Margaret und legte ihm sanft die Hand auf den Arm. »Dein Steak wird sonst kalt.«

Er rauchte schon seit zehn Jahren nicht mehr, aber als er den Teller wegschob und den letzten Schluck Rotwein trank, hatte er auf einmal große Lust auf eine Zigarette. Er wusste, dass es an der Erschöpfung und dem Stress lag.

Er räumte seinen Teller und sein Besteck in die Spülmaschine und dankte Margaret für das Steak und die Brötchen, die sie ihm mitgegeben hatte.

»Du verwöhnst mich.«

Sie lächelte. »Solange du nicht irgendwo einen Porsche in der Garage stehen hast.« Sie nahm die Pfanne vom Herd und stellte sie in die Spüle. »Was hast du als Nächstes vor?«, fragte sie.

»Ich suche nach der Herkunft des Geldes.«

Sie kehrte zu ihm zurück und wirkte plötzlich ernst. »Du wirst ihn nicht lebend wiederfinden, oder?«

»Nein, das ist unwahrscheinlich. Seine Frau weiß das inzwischen auch. Sie hat gesagt, sie sei sich darüber im Klaren, aber trotzdem hatte sie die Hoffnung nicht aufgegeben. Bis heute Abend.«

»Meinst du, sie kommt allein zurecht?«

In tiefem Schweigen waren sie vom Self Storage in Soutrivier zu ihrem Haus in Parklands zurückgefahren. In sich zusammengesunken hatte sie auf dem Beifahrersitz gesessen, gebrochen, die Hände auf dem Schoß, reglos. Als sie vor dem Haus anhielten, fragte Joubert, ob er sie nicht lieber zu ihrer Schwiegermutter bringen solle.

Sie hatte heftig den Kopf geschüttelt, trotz ihrer Erschöpfung.

»Sie können heute Abend auch mit zu mir und Margaret kommen.«

Sie war sitzen geblieben und hatte auf ihre Hände gestarrt. Schließlich hatte sie tief durchgeatmet, ihn mit ihren müden Augen angesehen und erwidert: »Nein, vielen Dank. Ich werde lernen müssen, allein zu sein.«

Sie hatte die Tür geöffnet. Als er dasselbe tat und aussteigen wollte, um sie zum Haus zu bringen, sagte sie: »Nein, bitte nicht.«

Er hatte ihr nachgeschaut. Auf halbem Wege zur Tür war sie auf dem Plattenweg stehen geblieben, hatte die Schultern gestrafft und den Kopf gehoben.

»Ich glaube schon«, beantwortete er Margarets Frage.

Am nächsten Morgen um kurz nach acht, noch bevor er seine Kilometer eingetragen und die Stunden verbucht hatte, rief er bei Mevrou Gusti Flint an.

»Entschuldigen Sie die frühe Störung«, begann er. Im Hintergrund hörte er die Hunde bellen.

»Sie stören nicht im Geringsten. Ich kann sowieso nicht lange schlafen, den Grund dafür hören Sie sicher.«

»Mevrou, ich weiß, dass das möglicherweise eine vertrauliche Vereinbarung zwischen Ihnen und Ihrem Sohn war, aber es ist sehr wichtig für mich, dass Sie offen mit mir sprechen. Hat sich Danie in den letzten Jahren Geld von Ihnen geliehen?«

Einen Augenblick lang war nur das Kläffen der Chihuahuas zu hören. Dann fragte sie: »Warum? Was ist passiert?«

Er hatte mit der Frage gerechnet, aber er würde es ihr nicht verraten. »Gar nichts ist passiert. Ich möchte nur so gründlich wie möglich recherchieren.«

»Nein. Niemals«, erwiderte sie mit verhaltener Empörung. »Danie wusste schließlich, dass ich Witwe bin.«

Die im Luxus lebt, dachte Joubert. »Er hat Sie also nie um ein Darlehen gebeten?« Sein Handy klingelte. Er nahm es aus der Jackentasche.

»Nein. Aber es muss doch einen Grund dafür geben, dass Sie mich danach fragen?«

»Entschuldigen Sie, Mevrou, ich erhalte gerade einen anderen Anruf. Vielen Dank.«

»Ich habe das Recht zu wissen …«

Er legte auf, denn er erkannte die Nummer auf seinem Display. Es war Tanja Flint. Er meldete sich.

»Tanja?«

»Können Sie bitte kommen?«, fragte sie. Ihre Stimme klang drängend.

»Wo sind Sie? Ist etwas passiert?«

»Sind Sie in Sicherheit?«

»Ja«, sagte sie. »Die Polizei ist hier.«

Ihre Firma lag in einem Gewerbegebiet für kleine Unternehmen in der Stellastraat in Montague Gardens. Draußen hing nur ein meterbreites Schild mit der Aufschrift: *Undercover. Schützen Sie Ihren Pool.* Zwei Streifenwagen standen vor der Tür.

Beim Eintreten sah er sie mit zwei uniformierten Polizisten zusammen in der Werkstatt stehen. Ringsum lag blaues und schwarzes PVC-Material in breiten Rollen, eine Schwimmbadabdeckung, die fast fertig zugeschnitten war,

Werkzeugschubladen an der Wand. Tanja sah ihn und zeigte sofort auf die hohe weiße Wand rechts von ihm.

In großen roten Buchstaben hatte jemand daraufgesprüht: HÖR AUF DAMIT.

Er gesellte sich zu ihr.

»Die haben da oben einiges kaputtgemacht«, sagte sie. Ihre Stimme klang zu seiner Überraschung ruhig, ja, zufrieden.

Eine Betontreppe führte hinauf zu einer Holzempore. Er sah die Beine eines umgeworfenen Schreibtischs.

»Sind Sie der Privatdetektiv?«, fragte einer der Beamten, ein schwarzer Sersant.

»Ja, der bin ich«, antwortete Joubert und überreichte ihm seine Visitenkarte.

»Bitte warten sie auf Inspector Butshingi. Er ist unterwegs.«

Dann sagte Tanja Flint beinahe fröhlich: »Ich wusste, es geht um jemand anderen. Ich wusste es!«

Joubert antwortete nicht. Er sah sich die Infrarot-Alarmsensoren an den beiden Seitenwänden an und fragte: »Warum ist die Alarmanlage nicht losgegangen?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Tanja, als spiele das keine Rolle.

»Ich kann mich nicht daran erinnern.« Die Euphorie war verflogen, das Adrenalin abgebaut.

Butshingi zog die Augenbrauen hoch.

»Gestern Abend … Mister Joubert hat mich in dem Moment angerufen, als ich gerade abgeschlossen habe, wegen des Handys meines vermissten Mannes. Ich … Vielleicht habe ich es deshalb vergessen.«

Der Inspekteur seufzte. »Und Sie sind sicher, dass nichts gestohlen wurde?«

»Nein, sie haben nur alle PC-Monitore kaputtgemacht und die Akten zerfleddert.«

Butshingi zeigte auf die großen roten Buchstaben an der Wand. »Und Sie wissen vermutlich, was das zu bedeuten hat, Sup«, sagte er, denn er kannte Joubert.

Joubert hatte lange darüber nachgegrübelt, wie er diese Frage beantworten sollte, wenn sie ihm gestellt wurde. Mit offenen Karten zu spielen, würde Folgen haben. Es würde stundenlange Vernehmungen bedeuten. Der Porsche, der Audi, das Handy, die Handyrechnungen und die Finanzunterlagen würden beschlagnahmt und damit seine Ermittlungen blockiert werden. Tanjas Dreißigtausend

würden bei den vielen Stunden wegschmelzen wie Schnee in der Sonne. Aber lügen wollte er auch nicht.

»Mrs. Flint hat uns damit beauftragt, ihren vermissten Mann zu suchen«, sagte er auf Englisch. »Aber zuerst hat sie eine Vermisstenanzeige bei der Dienststelle Table View erstattet, dort gibt es eine Akte.«

»Table View«, wiederholte Butshingi, der in der Dienststelle Milnerton arbeitete.

»Inspector Jamie Keyter bearbeitet den Fall. Bestimmt weiß er mehr als ich.«

»Ich habe seine Autos, seine Finanzen und sein Büro durchsucht …«, sagte Joubert achselzuckend.

»Und, nichts?«

»Ich habe keine Ahnung, wo er ist.«

»Wer wusste von Ihren Ermittlungen?«

Die Antwort auf diese Frage hätte ihn selbst brennend interessiert. »Mrs. Flint natürlich und ihre Schwiegermutter, Flints Kollegen und Jamie Keyter.«

Butshingi sah Tanja an. »Und was ist mit Ihren

Angestellten?«

»Nein, sie wussten von nichts«

Der Inspekteur starrte auf das Graffito. »Sup«, sagte er langsam und vorsichtig, »sind Sie sicher, dass Sie mir nichts zu sagen haben?«

»Wenn Sie möchten, Inspector, können wir Ihnen Einsicht in alle Unterlagen gewähren. Vielleicht entdecken Sie etwas, was ich übersehen habe«

Der Fahnder schüttelte den Kopf. »Vorher rede ich erst einmal mit Keyter.«

Als sie allein waren, fragte Tanja ihn, was er davon hielt.

»Haben Sie wirklich mit niemandem sonst über die Untersuchung geredet?«

»Unsere Freunde wissen davon. Dann Sie und seine Arbeitskollegen.«

Joubert dachte nach und schüttelte den Kopf. »Es gibt so viele Möglichkeiten. Es könnte uns sogar jemand bei Self Storage gesehen haben. Oder den Wachmann gebeten haben, sich zu melden, wenn jemand den Lagerraum öffnet. Ich werde versuchen, dahinterzukommen.«

»Das waren die Leute, die Danie etwas Schlimmes angetan haben. Sie versuchen, uns aufzuhalten.« Doch sie klang nicht mehr so überzeugt wie zuvor.

»Aber zuerst muss ich dieses Chaos hier beseitigen«, sagte sie und zeigte auf den Schaden im Geschäft. »Ich muss jemanden von der Versicherung kommen lassen und versuchen, neue Monitore zu bekommen.«

»Sie erreichen mich im Büro.« Er wandte sich zum Gehen, drehte sich aber noch einmal um. »Sie sollten besser nicht allein bleiben. Wir werden uns etwas einfallen lassen müssen.«

Im Büro suchte er ein Telefonbuch, schlug es unter »H« auf und fuhr die Einträge hinunter, bis er auf *Helderberg Upholstery* stieß.

Er rief an und fragte die Frau am Telefon, ob sie die Sitze seines Porsche neu beziehen könnten.

»Darauf sind wir spezialisiert, Meneer«, antwortete sie.

»Gut, dann bringe ich ihn vorbei, damit Sie mir einen Kostenvoranschlag machen können«, schwindelte er.

Ein weiteres Rätsel war gelöst, und trotz des Einbruchs bei Tanja Flint und dem Menetekel an der Wand empfand er eine gewisse Genugtuung. Er hatte Fortschritte erzielt. Trotz der eingerosteten Zahnräder. Er war auf das Ermittlerfahrrad gestiegen und losgefahren. Und jetzt sah es danach aus, dass er den Fall lösen konnte, bevor das Geld verbraucht war.

96

Im Telefonbuch fand er auch die Festnetznummer von Mark Marshall und rief an. Eine Frauenstimme meldete sich fröhlich mit: »Hallo, hier ist Helen.«

»Einen Moment. Er ist gerade draußen und raucht heimlich, und ich darf nichts davon wissen.«

Er hörte die Frau rufen, kurz darauf Schritte, und dann meldete sich ein Mann: »Mark Marshall.«

Joubert fragte ihn, ob er im Oktober einen 1984er Porsche Carrera 911 an einen Danie Flint verkauft habe.

»Ja, habe ich. Warum? Will er ihn wieder verkaufen?«

»Nein. Er wurde als vermisst gemeldet, und ich arbeite an dem Fall. Wir versuchen nur, eine Übersicht über seine Ausgaben im letzten Jahr zu erhalten.«

»Ist der Wagen weg?« »Nein, Sir. Mr. Flint wurde von seiner Frau als vermisst gemeldet.«

»Ach, du meine Güte! Geht es ihm gut?« »Das wissen wir nicht, Sir.«

»Um Himmels willen! So ein netter junger Mann. Es war wirklich ein Vergnügen, mit ihm … Wann ist er verschwunden?«

»Letztes Jahr im November. Laut unseren Unterlagen hat er den Wagen von Ihnen gekauft.«

»Ja, das hat er. Der Verkauf ging problemlos über die Bühne.«

Joubert fragte, wie Flint von dem Auto erfahren habe.

»Ich habe im *Auto Trader* inseriert, letztes Jahr im September.«

»Und wann hat er sich bei Ihnen gemeldet?«

»Da müsste ich … Es ging ziemlich schnell, ein paar Tage, bevor er ihn gekauft hat, das muss so … So ist das, wenn man alt wird, man kann sich an solche Einzelheiten nicht

mehr erinnern. Ich müsste mal nachsehen.«

»Er hat ihn am 27. Oktober bezahlt.«

»Stimmt, das kommt hin. Dann muss er mich um den 25. herum angerufen haben, morgens, er hat mir ein paar Fragen gestellt. Und er hat nicht gehandelt, was wirklich mal eine angenehme Abwechslung war, alle anderen Interessenten haben mir lächerliche Summen geboten. Jedenfalls kam er dann um

Joubert machte sich Notizen auf seinem Schreibblock. »Ein Ferrari. Hat er einen Preis erwähnt?«

»Nein. Aber er wurde ebenfalls im *Auto Trader* angeboten, und ich habe mir daraufhin das Inserat angesehen. Ich weiß es nicht mehr genau, aber er sollte über vierhunderttausend kosten. Zwei Tage später rief mich Flint jedenfalls an, sagte, er würde den Porsche nehmen, und fragte mich nach meinen Bankdaten. Er hat online überwiesen und kam am nächsten Tag mit einem Taxi den Wagen abholen. Ein wirklich netter Kerl, gute Manieren …«

»Das war also am 28.?«

»Ja, einen Tag, nachdem er bezahlt hatte.«

»Hat er erwähnt, wie er an das Geld gekommen war?« Ein Schuss ins Blaue.

»Tja, nicht direkt. Ich habe ihn nach seinem Beruf gefragt, und er sagte, er sei selbständig. In welcher Branche, erkundigte ich mich, weil ich selbst früher Unternehmer war. Er hat irgendetwas von Import-Export gesagt.«

»Import-Export.«

»Ja, Genaueres hat er nicht erwähnt, aber wissen Sie, heutzutage gibt es so viele Makler und Geschäftemacher, ich verstehe davon sowieso nicht mal die Hälfte. Und es stand mir auch nicht zu, neugierig zu sein.«

»Mr. Marshall, können Sie sich an irgendetwas anderes erinnern? Irgendetwas, was er gesagt hat?«

»Hm … Nicht direkt. Wenn zwei Autofanatiker aufeinandertreffen, reden sie natürlich über Autos. Und er war ein Fachmann, er kannte die Geschichte des 911ers, wusste, dass die Franzosen in den frühen Sechzigern gegen den Originalnamen 901 Einspruch erhoben hatten und Porsche ihn ändern musste und so weiter. Ich erinnere mich daran, dass er fand, das 1967er S Coupé sei das schönste Modell, aber ich mag den Carrera lieber,

»Nein, bisher nicht.«

»Und das Auto?«

»Das haben wir gestern Abend gefunden.«

»Nun, dann kann er nicht weit sein.«

Joubert riss seine Notizen heraus, legte sie neben den Schreibblock und begann, einen Zeitplan auszuarbeiten:

17. Oktober: Einzahlung von R 250 000

25. Oktober: Ruft wegen Porsche an. Besichtigt ihn

27. Oktober: Bezahlt R 248 000 für den Porsche via Internetbanking

28. Oktober: Holt den Porsche ab

29. Oktober: Einzahlung von R 147 000

3. November: Barabhebung von R 1000

9. November: Barabhebung von R 1500

12. November: Bezahlt Helderberg Upholstery R 11 000 (Internet-Banking)

25. November: Verschwindet

Er betrachtete die Aufstellung und ging noch einmal seine Notizen durch. Acht Tage zwischen der ersten Einzahlung und Danie Flints Erkundigungen über den Porsche. Er hatte sich erst auf dem Markt umgesehen. Und warum hätte er sich für einen Ferrari für über vierhunderttausend Rand interessieren sollen, wenn er nur zweihundertfünfzigtausend auf der Bank hatte? Oder hatte er das Mark Marshall gegenüber nur behauptet, um den Preis zu drücken? Nein, Marshall hatte erwähnt, dass er nicht gehandelt habe.

Joubert schrieb unter sein Zeitschema: Ferrari? Für über R 400 000??? Versuchen, Verkäufer ausfindig zu machen. Auto Trader von September organisieren. In Danie Flints Schublade hatte eine Ausgabe gelegen. Vielleicht war das die richtige.

Dann schrieb er: Datum Kontoeröffnung? Art der Einzahlungen?

Und: *Self Storage – Datum Mietvertrag? Kosten?* Denn es gab nur zwei Barabhebungen, und zwar erst fünf Tage nach dem Kauf des Porsche. Wo hatte das Auto vorher gestanden?

Er dachte noch einmal nach und schrieb dann Import-Export auf, mit drei Fragezeichen dahinter. Und zuletzt: WOHER STAMMT DAS GELD?

Tanja Flint rief an, als er vor dem Depot von Self Storage in Soutrivier parkte. Sie sagte, sie habe bei der Bank einen Termin für halb zwei vereinbart, in der Filiale an der Heerengracht, denn dort sei das Konto eröffnet worden.

Er vereinbarte, sich fünf Minuten vor dem Termin mit ihr bei Absa zu treffen. Dann nahm er seinen Schreibblock, stieg aus und ging ins Büro des Depots, das am Abend zuvor geschlossen und verlassen gewesen war.

Eine farbige Frau in den Dreißigern saß am Empfang und blätterte in einem *Huisgenoot*. Sie schob die Zeitschrift beiseite und fragte ihn, ob sie ihm helfen könne. Er legte eine Visitenkarte auf die Theke und erzählte seine Geschichte.

Als er den Namen Danie Flint nannte, fragte sie: »37 B?«, als ginge ihr ein Licht auf.

»Stimmt.« Er holte die Schlüssel aus der Hosentasche.

»Mary!«, rief die Frau nach hinten. »Das Geheimnis von 37B ist gelüftet!«

Mary kam hinter einer Trennwand hervor. Sie war ebenfalls farbig, etwas älter, untersetzt und empört.

»Wo waren Sie denn, Meneer?«, fragte sie und musterte ihn von oben bis unten.

»Er ist es nicht, der Vertrag lief auf Danie Flint, und der ist spurlos verschwunden«, sagte die Zeitschriftenleserin.

»Verschwunden?«, fragte Mary.

»Er wird vermisst«, erklärte ihre Kollegin.

»Und wer bezahlt dann den ausstehenden Betrag?«

»Am Monatsende hätten wir dieses schicke Auto verkauft, denn dann wäre die letzte Zahlungsfrist nach der dritten Mahnung abgelaufen gewesen.«

»Sie haben ihm Mahnungen geschickt?«

»Ja, aber er hat nicht reagiert, und unter der angegebenen Telefonnummer hat sich eine Frau gemeldet, die behauptete, sie hätte noch nie von ihm gehört. Und im Vertrag heißt es klipp und klar, dass die eingelagerten Gegenstände versteigert werden, wenn drei Monate lang keine Miete gezahlt wird.«

»An welche Adresse haben Sie die Mahnungen geschickt?«

»An die auf seinem Vertrag.«

»Darf ich ihn mir ansehen?«

»Nein, leider nicht, Datenschutz«, erwiderte Mary, aber nicht sehr überzeugt.

Joubert hakte nach: »Wenn Sie mir helfen, könnte ich erreichen, dass der ausstehende Betrag beglichen wird.«

Die ältere Frau dachte darüber nach, nickte, drehte sich um und ging den Vertrag holen. Sie kehrte mit dem aufgeschlagenen Aktenordner zurück. »179 Greenpark Road in Monte Vista«, sagte sie. »Und hier ist seine

Handynummer.« Sie legte die Dokumente auf den Empfang, damit er sie sich ansehen konnte.

Er schrieb sich die Einzelheiten auf. »Ist das das Datum, an dem er den Vertrag unterzeichnet hat?«

»Richtig.«

Der 28. Oktober. Der Tag, an dem Danie Flint seinen neuen, gebrauchten Porsche abgeholt hatte.

»Ist er mit dem Porsche hier angekommen?«

»Ja, hier vorne hat er geparkt.« Die jüngere Frau zeigte auf die Stelle, an der Joubert seinen Wagen abgestellt hatte. »Ich kann mich gut an ihn erinnern, wegen des schicken Autos. Er hatte ein jungenhaftes Gesicht, als könne er kein Wässerchen trüben, und er hatte Humor. Er sagte zu mir, seine Garage zu Hause sei

»Und die Miete beträgt dreitausend Rand?«, fragte Joubert und zeigte auf den Betrag unten auf der Rechnung.

»Nein, es sind tausendfünfhundert Kaution und tausendfünfhundert Miete pro Monat.«

»Wie hat er bezahlt?«

»Er muss bar gezahlt haben, denn hier ist keine Kreditkartenquittung angeheftet.«

Joubert warf einen Blick auf seinen Zeitplan. Flint hatte erst am 3. November begonnen, Bargeld von seinem geheimen Konto abzuheben, und laut Tanjas Bilanzen konnte das Geld nicht von seinen normalen Konten stammen. Dann fiel sein Blick auf eine Einzahlung vom 27. Oktober. *R 147 000*.

Dreitausend dazu ergaben runde hundertfünfzigtausend.

97

Er nahm seinen Straßenatlas von der Kaphalbinsel mit ins Büro, stellte den Aktenkoffer auf seinen Schreibtisch, öffnete ihn und holte seine Brötchen heraus. Während des Essens suchte er im Index den Greenparkweg in Monte Vista. Der neue Belag auf den Brötchen schmeckte ihm gut. Er aß langsam und genüsslich.

Er fand keine Greenparkstraat, nirgendwo am ganzen Kap. Es gab eine Greenstraat, einen Greenfield-Singel, Green Valley Close, Greenside Close und noch eine lange Liste von anderen Namen mit »Green« darin, aber ein Greenpark bestand in keiner Form als Straße.

Flint hatte absichtlich eine erfundene Adresse angegeben.

Es war nicht anders denkbar.

Joubert schlug seinen Schreibblock auf und ergänzte seinen Zeitplan. Zwischen 28. Oktober: Holt den Porsche ab. und 29. Oktober: Einzahlung R 147 000 fügte er ein: 28. Oktober: Bezahlt R 3000 Kaution und Miete bei Self Storage.

Eine Frau meldete sich. Er fragte, ob er mit Danie Flint sprechen könne.

»O nein!«, seufzte sie. »Noch einer!«

»Sie kennen keinen Danie Flint?«

»Nein, keine Ahnung, wer das sein soll.«

»Es haben Sie aber auch schon andere Leute angerufen und nach ihm gefragt?«

»Nur die Leute vom Lagerhaus.«

»Darf ich fragen, wo Sie wohnen, Mevrou?«

»In Paulpietersburg, Meneer. In KwaZulu.«

Nachdem er das Gespräch beendet hatte, sah er sich die Nummer noch einmal genau an. Warum kam sie ihm so bekannt vor?

Es dauerte mehrere Minuten, bis er dahinterkam. Er blätterte in seinem Schreibblock zurück zu der Seite, auf der er sich Tanja Flints Nummer notiert hatte. Sie war fast identisch. Bei der Nummer, die Danie Flint bei Self Storage hinterlassen hatte, waren nur die letzten vier Zahlen vertauscht.

Schweigend warteten sie darauf, dass die Angestellte der Absa-Bank an den Informationsschalter zurückkehrte, nachdem sie an höherer Stelle die Genehmigung eingeholt hatte, Informationen über Flints Konto herauszugeben. Sie blieb lange fort.

Joubert fragte sich, worüber Tanja nachdachte, während sie die Wand anstarrte. Er wusste, dass er ihr irgendwann sagen musste, dass ihr Mann nicht nur sie belogen und betrogen hatte. Und zwar äußerst geschickt. Ohne mit der Wimper zu zucken, hatte er falsche Adressen und Telefonnummern angegeben, Geschichten über volle Garagen und fiktive Berufe erfunden. Joubert ahnte, dass all das nur Vorboten von weit Schlimmerem waren. Betrug war immer Teil eines allgemeineren Verhaltensschemas. Er würde noch weitere Leichen im Keller finden. Nach dem

Einbruch in der vergangenen Nacht glaubte Tanja,

Es ging um das Geld. Vierhunderttausend Rand. Wenn er die Geldquelle fand, fand er auch die Einbrecher, die Graffiti-Künstler. Danie Flint war in irgendetwas verwickelt gewesen. Das Geld war Schwarzgeld, irgendwo gestohlen, und Danie war nicht der Einzige, der davon wusste.

Hatte er es zu schnell ausgegeben, so dass sich seine Komplizen Sorgen machten und beschlossen, er sei ein zu großes Risiko?

So etwas kam durchaus öfter vor.

War der ursprüngliche Betrag höher gewesen und unter den Komplizen verteilt worden? Waren die Vierhunderttausend Danies Anteil gewesen?

Dann wäre es einfacher, die Herkunft zu ermitteln.

Doch wie sollte er Tanja das alles beibringen? Denn diese Seite ihres Mannes war ihr bislang verborgen geblieben.

Als die Bankangestellte zurückkehrte, lächelte sie, denn sie hatte gute Neuigkeiten. Sie rief die Kontodaten in ihrem Rechner auf. Danie Flint hatte das Sparkonto am 15. Oktober eröffnet, mit einer Einlage von R 200. Er hatte alle benötigten Ausweispapiere vorgelegt. Die E-Mail-Adresse, die er hinterlassen hatte, lautete speedster430@yahoo.com. Die Handynummer war die

des Apparats, den sie in seinem Porsche gefunden hatten.

Die Beträge über zweihundertfünfzigtausend und hundertsiebenundvierzigtausend Rand waren bar eingezahlt worden, eine Aussage, die Tanja Flint mit ungläubigem Kopfschütteln aufnahm.

»Kann ich bitte die Ausweiskopie sehen?«, bat sie und sagte zu Joubert gewandt: »Das kann nicht Danie gewesen sein.«

Er war nicht sicher, wie sie darauf kam.

»Sie muss im System abgespeichert sein«, sagte die Angestellte,

Danies Foto auf seinem Ausweis.

Tanja runzelte die Stirn.

»Ist das sein Ausweis?«, fragte die Angestellte.

Tanja nickte nur.

»Was hat er als Wohnortnachweis erbracht?«, fragte Joubert, denn laut der FICA-Gesetzgebung reichte ein Ausweis nicht. Wenn man ein Konto eröffnen wollte, musste man auch eine Energiekostenabrechnung seiner Immobilie oder eine Festnetz-Telefonrechnung vorlegen.

»Sehen wir mal nach«, sagte die Frau und arbeitete wieder am Rechner.

Sie fand etwas und drehte erneut den Bildschirm. Eine eingescannte Stromrechnung, offensichtlich eine Kopie. Die Rechnung war adressiert an D. Flint, Greenparkstraat 179, Monte Vista.

»Das ist nicht unsere Adresse«, seufzte Tanja zutiefst erleichtert.

»Die Adresse gibt es gar nicht«, fügte Mat Joubert hinzu. »Die Rechnung ist gefälscht.«

Unter dem Sonnenschirm eines Cafés am Tulbaghplein schenkte er ihr reinen Wein ein. Da er wusste, dass er körperlich einschüchternd wirken konnte, lehnte er sich zurück und sprach bewusst leise. Er fragte sie, wie es ihr nach den Ereignissen der letzten zwei Tage ginge.

Sie behauptete, es ginge ihr gut, aber er sah ihr an, wie kaputt sie war.

Er fragte, ob sie schlafen könne.

»Nicht besonders gut.«

»Haben Sie schon einmal daran gedacht, einen Arzt zu

konsultieren? Der ihnen etwas gegen die Anspannung verschreiben könnte?«

»Nein.« Energisch schüttelte sie den Kopf.

»Irgendwann muss ich der Wahrheit einmal ins Auge sehen.«

»Aber das muss noch nicht unbedingt jetzt sein.«

Wieder schüttelte sie den Kopf.

Er dachte genau über die richtige Formulierung nach und sagte dann: »Vor Jahren war ich schon einmal verheiratet, mit einer Kollegin bei der Polizei. Ich habe sie sehr geliebt. Sie war … in vieler Hinsicht so, wie ich gerne hätte sein wollen. So wie Danie. Extrovertiert. Klug, lustig und … sonnig. Sie hat gestrahlt. Hell. Jeder mochte sie. Ich war jeden Tag dankbar dafür, dass ich sie gefunden hatte. Doch eines Tages entdeckte ich eine andere Seite von ihr. Durch Zufall. Es war … schmerzlich. Ich fühlte mich verraten. Betrogen. Als hätte sie mir absichtlich Schaden zugefügt. Mir. Persönlich …«

Tanja Flint wendete den Blick ab. Sie wollte das nicht hören.

»Ich habe Jahre gebraucht, um zu erkennen, dass ich mich

geirrt habe«, fuhr er fort. »Es war einfach nur ein Teil ihrer Persönlichkeit. Ein Aspekt, ein Teil des großen Ganzen. Vielleicht hatte sie Gewissensbisse, vielleicht wollte sie nicht so sein, aber ich glaube, sie konnte nichts dagegen tun. Wir alle sind in gewisser Weise von unserem Wesen her festgelegt.«

Ihre Augen blickten ins Leere, ihre Körpersprache war abweisend.

Doch er redete weiter. »Seit gestern Nachmittag haben wir sehr viel erfahren, und alles deutet darauf hin, dass Danie nicht der Mann war, den Sie gekannt haben. Das wird Ihnen wehtun. In vielerlei Hinsicht. Aber bitte machen Sie sich bewusst, dass es nur eine Facette von ihm war. Es gab noch viele andere …« Auf einmal hatte er das Gefühl, dass seine Worte hohl klangen, so dass er unsicher war, ob er fortfahren sollte.

Doch dann blickte sie ihn wieder an. »Danke«, sagte sie.

Schweigend saßen sie da, während das Leben vorbeieilte. Schließlich fragte sie: »Was haben Sie noch herausgefunden?«

Im Büro erwarteten ihn zwei Nachrichten von Inspekteur Fizile Butshingi von der Dienststelle Milnerton, der dringend um Rückruf bat, doch Joubert setzte sich erst an seinen Rechner und erledigte den Verwaltungskram. Er wollte genau wissen, wie viel Geld Tanja Flint übrig hatte.

Die Rechnung belief sich auf etwas über einundzwanzigtausend Rand, wenn man Cordiers Fingerabdrucksrechnung sowie seine letzten Stunden und Fahrtkosten dazuzählte. Noch neuntausend übrig. Also würde er den Porsche nicht auf Fingerabdrücke untersuchen lassen. Er fragte sich, ob er das Profil des neuen Handys und die Anrufliste beantragen sollte, beschloss aber abzuwarten, was sein Besuch in der Zentralverwaltung der ABC Busgesellschaft ergab. Denn er hatte den starken Verdacht, dass das Geld irgendetwas mit Danies Arbeit zu tun hatte.

Er vereinbarte telefonisch einen Termin mit Mevrou Heese, der Chefin der Personalabteilung. Sie sagte, er könne am späten Nachmittag kommen, so gegen vier. Dann rief er Margaret an.

»Wie war das neue Rezept?«, fragte sie.

»Phantastisch.«

»Gut. Und die Untersuchung?«

»Läuft auch gut. Ich mache große Fortschritte. Aber ich sorge mich um Tanja. Gestern Nacht hat jemand bei ihr im Geschäft eingebrochen und eine Botschaft an die Wand gesprüht. ›Hör auf damit.‹ Könnte ich sie nicht fragen, ob sie zwei Nächte bei uns verbringen möchte?«

»Natürlich. Aber was ist mit ihrer Mutter? Wohnt sie nicht in Panorama?«

»Es ist ihre Schwiegermutter, und ich hatte den Eindruck, als stehe Tanja ihr nicht besonders nah. Und sie wären dann auch nur zu zweit.«

»Sie kann gerne kommen. Ich mache ihr Jeremys Zimmer zurecht.«

Er rief Tanja an und unterbreitete ihr diplomatisch sein Angebot.

»Vielen Dank, aber ich lasse mich nicht so leicht einschüchtern.«

»Überlegen Sie es sich noch mal«, bat er, aber er kannte ihre Antwort im Voraus.

»Übrigens hat der Inspekteur aus Table View eine Nachricht hinterlassen. Sie sollen ihn anrufen.«

»Keyter?«

»Ja.«

Die SAPD hatte aufgehorcht, nachdem Inspekteur Butshingi am Morgen den Einbruch aufgenommen hatte. »Er muss sich noch etwas gedulden«, sagte Joubert. »Wenn er noch einmal anruft, sagen Sie, er soll auf jeden Fall mit mir reden.«

Zuletzt rief er bei der Dienststelle Milnerton an und fragte nach Butshingi.

»Die Kollegen in Milnerton haben den Fall vernachlässigt«, sagte der Fahnder. »Ich habe mit dem Dienststellenleiter gesprochen, und er wird sich darum kümmern. Aber ich muss auch dringend mit Ihnen reden.«

Nicht jetzt. Das würde ihn zu sehr ausbremsen.

»Ich habe im Augenblick viel zu tun.«

»Wann können wir uns treffen?«

»Morgen? Gegen Mittag?«

»Sie wohnen in Milnerton, oder?«

Joubert sank der Mut. »Ja.«

»Wie sieht es mit heute Abend aus, nach Feierabend?«

»Ich weiß noch nicht, wie lange ich heute arbeiten muss«, versuchte Joubert sich aus der Affäre zu ziehen.

»Ich bin noch sehr lange im Büro. Bitte rufen Sie mich an. Ich gebe Ihnen meine Handynummer.«

Auf dem Weg hinaus traf Mat Jack Fischer und Bilanzbuchhalter Fanus Delport auf dem Flur.

»Ja, ich mache Fortschritte.«

»Ach ja?«

Joubert gab ihm einen kurzen Überblick.

Fischer pfiff leise unter seinem Schnurrbart hervor. »Das bedeutet, dass Vlok hinüber ist. Man lässt nicht seinen Porsche zurück, wenn man sich aus dem Staub macht.«

»Flint«, verbesserte Joubert. »Und ich werde die SAPD informieren müssen. Nach der Sache mit dem Einbruch letzte Nacht. Es gibt eine offizielle Anfrage.«

»Immer langsam«, beschwichtigte ihn Fischer. »Zwar sind

wir von Gesetzes wegen dazu verpflichtet, der Polizei ›Auskunft im Zusammenhang mit laufenden Ermittlungen‹ zu erteilen, aber man kann natürlich unmöglich sagen, was alles in einem Zusammenhang steht.«

»Ich werde mit offenen Karten spielen, Jack.«

Fischer fuhr sich über sein üppiges Haar. »Ja, ja … Sie werden sowieso nicht viel damit anfangen können. Wer übernimmt den Fall?«

»Inspekteur Fizile Butshingi, Milnerton.«

»Da haben wir's.«

Als sich Joubert zum Gehen wandte, rief ihm Fanus Delport hinterher: »Beeil dich nur nicht zu sehr!«

An der großen Baustelle auf der N1-Stadtautobahn merkte er, wie ungeduldig ihn der dichte Verkehr und langsame Tempo machten. Als hätte sein Kopf in einen höheren Gang geschaltet.

Er sah den Fall jetzt glasklar vor sich, er brauchte seine Notizen und seinen Zeitplan gar nicht mehr. Er hatte jetzt alle Puzzlesteine beisammen, war voll konzentriert, seine Gedanken kreisten nur noch um die Fahndung, seine Hypothesen standen fest, seine Schlussfolgerungen

ergaben einen Sinn, als stehe er auf einer Anhöhe und könne weit blicken, auch wenn er nicht genau wusste, was sich am Horizont abzeichnete.

Er kannte das, diesen inneren Drang, die Klarheit und die unterschwellige

Es war fünf, sechs Jahre her, seit er sich zum letzten Mal so gefühlt hatte.

Er hatte eine wesentlich ältere Frau erwartet. Vielleicht hatte er sich von ihrem Namen täuschen lassen, aber Bessie Heese war erst in den Dreißigern. Und schön war sie. Kurze braune Haare mit Ringellöckchen, ein fein geschnittenes Gesicht, eine rahmenlose silberne Brille, die ihr etwas Professorinnenhaftes verlieh. Elegant in einen grauen Bleistiftrock und eine weiße Bluse mit Spitzenbesatz gekleidet.

Sie bat ihn, ihr in den »Konferenzraum« zu folgen. Ein runder Tisch, vier Stühle, keine Fenster. Sie nannte ihn »Inspekteur«, und er beließ es dabei.

»Sie müssen wissen, Inspekteur, dass die ABC unter normalen Umständen vertrauliche Informationen nur an die Polizei weitergeben kann. Aber weil Flints Ehefrau einen offiziellen schriftlichen Antrag eingereicht hat, bin ich befugt, Ihnen manche Fragen zu beantworten.« Ihre Stimme

klang gleichmäßig und professionell. Sie bewegte sich nicht beim Reden, sondern saß stocksteif und reglos da. Vollkommen beherrscht.

»Das weiß ich zu schätzen«, sagte Joubert.

»Womit kann ich Ihnen helfen?«

Er öffnete den Reißverschluss seiner Schreibmappe, schlug eine leere Seite auf und zückte seinen Stift. »Hatten Sie den Verdacht, dass Danie Flint in irgendwelche kriminellen Machenschaften verwickelt war?«

Sie verbarg es geschickt, aber er bemerkte trotzdem, dass die Frage sie überraschte. »Kriminelle Machenschaften? Nein, keineswegs.«

»Bei ABC sind keine größeren Summen abhandengekommen?«

»Und auch keiner seiner Mitarbeiter hatte irgendwie mit Geld zu tun?«

»Seine Busfahrer, aber dabei geht es nicht um große Summen, höchstens um ein paar hundert Rand täglich.«

»Mevrou, sind letztes Jahr irgendwelche großen Summen bei ABC verschwunden? In bar, um genau zu sein.«

»Ich … Ich muss sagen, mit solchen Fragen hatte ich nicht gerechnet.«

»Es wäre uns eine große Hilfe, wenn Sie sie beantworten könnten.«

»Inspekteur, die Arbeit eines Gebietsleiters … Die Art, wie wir Geld einnehmen – das hat rein gar nichts mit den Aufgaben von Danie Flint zu tun.«

»Können Sie mir erklären, wie das bei Ihnen funktioniert?«

Sie dachte nach, nickte und erzählte es ihm. Die Buspassagiere konnten im Grunde auf drei Arten Karten kaufen: direkt im Bus, beim Fahrer, in den ungefähr fünfzig Schaltern, die strategisch über die Kaphalbinsel verteilt waren, oder bei den größeren ABC-Geschäftstellen, bei denen auch die Busfahrer und Streifenkartenverkäufer täglich ihre Einnahmen abliefern mussten.

»Daher«, fuhr sie fort, »ist ein Gebietsleiter nicht im *flow*.«

»Ich verstehe«, sagte Joubert. »Aber er kennt Leute im *flow*. Er arbeitet täglich mit Personen zusammen, die Teil des Systems sind.«

»Dann könnte er höchstens indirekt beteiligt sein.«

»Das wäre in diesem Fall sehr gut möglich. Also, hat es

letztes Jahr größere Diebstähle gegeben? Im September, Oktober?«

Sie saß reglos da und blinzelte lediglich ein paar Mal hinter ihren Brillengläsern. »Inspekteur, muss ich Ihren Fragen entnehmen, dass Danie Flint in eine Straftat verwickelt war?«

Joubert wusste, dass seine Antwort die Loyalität von ABC

Sie verarbeitete die Information, runzelte ansatzweise die Stirn. »Aber warum glauben Sie, das Geld hätte etwas mit ABC zu tun?«

»Aus statistischen Gründen.«

»Ach ja?«

»Wenn ein Angestellter ohne irgendwelche Vorstrafen eine finanzielle Straftat begeht, beträgt die Wahrscheinlichkeit über achtzig Prozent, dass sein Arbeitgeber oder sein Arbeitsumfeld davon betroffen sind.«

»Ich verstehe.«

Erneut fragte er: »Wurde letztes Jahr eine größere Summe Bargeld gestohlen?«

Bessie Heese dachte über die Frage nach. »Würden Sie mich einen Augenblick entschuldigen?«

»Natürlich.«

Sie stand auf und verließ den Raum.

Er starrte ihr nach, unbewusst ihre wohlgeformten Waden und Knöchel registrierend. Dabei war er jedoch nur auf die Frage konzentriert, ob sie die Genehmigung einholte, ihm ein Geheimnis zu enthüllen, das einen Durchbruch in dem Fall bedeuten würde.

Doch er wurde enttäuscht.

Sie kehrte erst nach zehn Minuten zurück und zog sorgfältig den Rock glatt, bevor sie sich wieder ihm gegenüber setzte. Dann sagte sie: »Sie müssen wissen, Inspekteur, dass ich als Leiterin der Personalabteilung nur bei Disziplinarverfahren hinzugezogen werde. Wenn Geld abhandenkommt, ohne dass man

Joubert nickte. Er wusste, dass die meisten großen Unternehmen je nach Höhe des fehlenden Betrags die Sache intern regelten. Und darüber schwiegen wie ein Grab, aus Angst vor negativer Publicity.

»Unser Geschäftsführer hat mich ermächtigt, die Information an Sie weiterzugeben, jedoch mit der Bitte, uns unverzüglich zu benachrichtigen, falls Danie Flint in irgendeiner Form an einer Straftat beteiligt war.«

»Selbstverständlich.« Eine Hand wusch die andere.

»Tatsache ist, dass unser größter finanzieller Verlust im letzten Jahr knapp sechzigtausend betrug. Die Summe wurde in einer unserer Kartenverkaufsstellen entwendet, im Juni. Wir haben es innerhalb von vierundzwanzig Stunden nach dem Diebstahl bemerkt, die Schuldigen ausfindig gemacht und die Sache innerhalb von zwei Wochen erledigt. Flint war jedoch nicht daran beteiligt.«

»Sechzigtausend«, wiederholte Joubert, der seine Enttäuschung nicht verbergen konnte.

»Sie müssen sich bewusst machen, Inspekteur, dass wir mit der modernsten Technik ausgestattet sind. Ich weiß, dass man das von einer Busgesellschaft nicht erwartet, aber wir benutzen die besten verfügbaren Systeme, vor allem, was unsere Finanzen angeht. Bei uns werden täglich die Bilanzen geprüft, so dass wir Unregelmäßigkeiten sofort feststellen. Sogar bei relativ kleinen Beträgen.«

Er konnte die schlechten Nachrichten noch immer nicht so recht akzeptieren. »Sind Sie ganz sicher, dass keine höheren Beträge verschwunden sind? Vierhunderttausend

oder mehr?«

Ihre Augen weiteten sich ein wenig bei diesem Betrag, aber sie erholte sich rasch. »Nein, ich gebe Ihnen mein Wort.«

»Vierhunderttausend? Danie Flint hat vierhunderttausend gestohlen?«, fragte Bessie Heese, und zum erstenmal klang ihre Stimme lebendig.

Er stellte den Honda auf dem Firmenparkplatz ab, ging aber nicht ins Büro. Er verließ die Garage durch den Keller und spazierte durch die Galerie der St. George's Mall in Richtung Kathedrale. Er hatte keinen Blick für die Straßenverkäufer, die Buden, die Touristen, die Leute, die an den Tischen vor den Restaurants aßen und tranken. Er nahm nicht wahr, dass sich der Strom der Büroangestellten auf dem Weg nach Hause für seine große, breite Gestalt teilte, als er ihnen entgegenkam. Alles, woran er dachte, war die eine große Frage: Woher stammte das Geld?

Die Statistik gab ihm doch recht, jene allgemeine Regel, die besagte, dass ein Weißer um die dreißig mit einem guten Job und ohne Vorstrafen in erster Linie auf der Arbeit betrog. Diese Theorie basierte auf der universellen Regel, dass man Veranlagung + Milieu + Lebensumstände in

Betracht ziehen musste, was den Fahndern in jedem Kriminologiekurs eingebläut wurde. Mit anderen Worten: Der angeborene Hang des Verdächtigen zur Kriminalität plus seine Sozialisierung plus die Gelegenheit machten den Dieb. Und Letzteres spielte in diesem Fall eine besonders wichtige Rolle. Die Gelegenheit.

Danie Flints Psyche und Prägung hatten ihn dazu determiniert, eine einmalige Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen, wenn sie sich bot. Und das Profil besagte, dass sich eine solche Gelegenheit meist bei der Arbeit bot, denn dort verbrachten die Menschen im Allgemeinen den größten Teil ihrer Zeit. Auf diesem Gebiet lagen seine Kenntnisse, seine Erfahrung, sein Wissen über Programme, Prozeduren und Sicherheitsvorkehrungen, so dass er die Chancen und Risiken genau abwägen konnte.

Joubert schob seine gesamten bisherigen Annahmen beiseite. Er ging an der Kathedrale vorbei, betrat den Spazierweg durch

Bei einem Bankraub konnte man eine Bargeldsumme von vierhunderttausend erbeuten. Oder beim Überfall auf einen Geldtransport, einem Casinoraub oder einem Überfall auf eine Rentenauszahlungskasse. Alles andere, wie zum Beispiel Überfälle auf Supermärkte, Restaurants oder Geschäfte, waren nur Peanuts. Sie brachten höchstens zehn-, zwanzig-, dreißigtausend Rand, wenn man Glück hatte.

Doch Banken, Geldtransporter und Casinos waren nicht Danie Flints Welt. Hier in Südafrika war das die Sparte der organisierten Township-Banden. Meilenweit entfernt vom Busmilieu.

Joubert dachte an Flints übrige Aktivitäten und sein soziales Umfeld, in dem er sich bewegte. Sportstudio. Freundeskreis. Wohnviertel. Das könnte es sein. Manche Leute bezeichneten Parklands inzwischen als »Darklands«, wegen der vielen Nigerianer, die in denen letzten Jahren zugezogen waren. Doch die meisten von ihnen waren biedere Bürger, die einer geregelten Arbeit nachgingen.

Nichts war unmöglich. Angenommen, Danie Flint war eines Abends in der Sportsbar mit jemandem ins Gespräch gekommen, jemanden mit einem Plan?

Unwahrscheinlich. Denn was hatte er schon zu bieten? Nigerianische Kartelle waren auf Drogen, Kreditkarten- und Viereins-neun-Betrug spezialisiert. Und in Anbetracht seines Alters, Berufs und sozialen Umgangs hätte Flint ihnen nicht von großem Nutzen sein können.

Es sei denn …

Er musste Tanja danach fragen, aber es war eine wilde Spekulation.

Warum zwei getrennte Beträge? Aus Vorsicht? Wollte er keine unnötige Aufmerksamkeit erwecken? Oder gab es einen ganz praktischen Grund dafür?

Plötzlich stand er auf dem Bürgersteig in der Annandalestraat gegenüber dem Eingang des Mount Nelson Hotels, und er wusste, dass er erneut anfangen musste zu graben, tiefer und gründlicher. Irgendwo war die klitzekleine Information vergraben, die all diese Fragen beantworten würde.

Das einzige Problem war, dass er nicht wusste, wo er suchen sollte. Und Tanja Flints Geld ging zur Neige.

Viertel vor sechs, und Jack Fischer war immer noch im Büro, über Unterlagen gebeugt, voller Konzentration.

Joubert blieb einen Moment in der Tür stehen, geprägt von dreißig Jahren Erfahrung bei der Polizei, die ihn gelehrt hatten, dass man Vorgesetzte nicht bei der Arbeit störte. Er schüttelte seine Hemmungen ab. Sie waren hier nicht im Dienst.

»Kann ich dich einen Augenblick sprechen, Jack?«

Fischer blickte auf. »Natürlich, natürlich. Setz dich.«

Als er in einem der großen Stühle gegenüber von Jack Platz nahm, sagte er: »Jack, ich habe da ein Problem.«

»Raus mit der Sprache.«

»Was machen wir, wenn Tanja Flint nicht mehr als die dreißigtausend Rand aufbringen kann?«

»Ich dachte, du hättest den Fall beinahe gelöst?«

»Es kann noch ein paar Tage dauern. Vielleicht auch länger. Sie hat noch vierzehn Stunden gut, wenn ich keine Reisespesen angebe. Was machen wir, wenn das nicht reicht?«

Fischer lehnte sich zurück und lächelte Joubert väterlich an. »Ich habe dir doch gesagt, irgendwie treiben sie immer das nötige Geld auf.«

»Und wenn sie es nicht schafft?«

»Du weißt, dass es Monate dauern kann, bis sie über diese Summe verfügen kann. Wenn überhaupt, denn wenn das Geld aus einem Verbrechen stammt, wird sie es nicht bekommen.«

»Aber sie könnte es als Sicherheit angeben. Außerdem besitzt sie ein Haus, zwei Autos … Und hat sie nicht ein

Geschäft? Und was ist mit Versicherungen? Als Hauseigentümer muss der Mann eine Lebensversicherung gehabt haben. Komm schon, Mat, du weißt, dass sie sich etwas einfallen lassen wird.«

Joubert dachte über Fischers Standpunkt nach. »Ich will das nur mal grundsätzlich klären«, sagte er. »Angenommen, sie versucht alles, aber sie kann wirklich kein Geld mehr auftreiben. Oder vielleicht erst in einem Monat.«

»Sie wird es bekommen, Mat.«

»Rein hypothetisch, Jack. Nur mal angenommen.«

Fischer verlor allmählich die Geduld. »Wir arbeiten nicht mit hypothetischen Annahmen. Wir überprüfen unsere Klienten und akzeptieren sie gar nicht erst, wenn sie sich unsere Ermittlungen nicht leisten können.«

»Hattet ihr noch nie einen Klienten, der irgendwann nicht mehr zahlen konnte?«

»Ich habe nicht behauptet, dass wir noch nie einen solchen Fall hatten …«

»Und wie habt ihr reagiert?«

»Wir reagieren immer von Fall zu Fall.«

»Du weichst mir aus, Jack.«

Fischer warf die Hände in die Luft. Er war rot angelaufen. »Mein Gott, du kannst einem vielleicht auf die Nerven gehen. Was ist denn los mit dir?«

Joubert lehnte sich nach vorn, mit gestrafften Schultern. Seine Stimme blieb jedoch ruhig. »Fanus Delport hat heute Nachmittag zu mir gesagt, ich solle mich in dem Fall nicht zu sehr beeilen. Und bei der Morgenparade …«

»Es ist diese ganze Einstellung, Jack. Du wolltest ihre Kontoauszüge elektronisch übermittelt haben, damit du ihr Fanus' Stunden auch noch berechnen konntest. ›Doppelte Zeit‹, um sie zu melken. Das ist die übliche Vorgehensweise. Bei der Morgenparade hat niemand gefragt, welche Fortschritte es in irgendeinem Fall gibt. Es hieß nur die ganze Zeit: ›Wie viel Geld hast du verdient?‹, ›Hast du deine Kilometer angegeben?‹«

»Was meinst du wohl, wie man ein Geschäft führt, verdammt noch mal?«, fragte Jack Fischer aufgebracht. »Wir sind hier nicht bei der Wohlfahrt! Ich muss Gehälter zahlen, die laufenden Kosten. Weißt du, was ich jeden Monat an Miete zahle? Und wie hoch unsere Telefonrechnung ist? Sag mir doch mal, wie ich die nötigen Mittel dafür aufbringen soll, wenn wir anfangen, bei jeder

Gelegenheit umsonst zu arbeiten? Los, sag's mir!«

»Bei jeder Gelegenheit? Was heißt hier ›bei jeder Gelegenheit‹?« Auch Joubert wurde allmählich sauer. Er atmete tief durch, schüttelte den Kopf und sagte: »Darum geht es doch gar nicht.«

»Wenn du alles besser weißt, dann sag mir doch, worum es geht!«

Joubert brauchte einen Moment, um seine Beherrschung wiederzufinden. »Wenn ich in zwei Tagen kurz vor der Lösung des Falls stehe, sie aber kein Geld mehr hat, will ich, dass du mir sagst: Mach weiter! Bring es zu Ende.«

»Du weißt genauso gut wie ich, dass ›kurz davor‹ nichts zu bedeuten haben muss. Angenommen, du brauchst noch eine Woche? Oder einen Monat? Wo willst du die Grenze ziehen?«

»Wir sind doch keine Stümper, Jack. Wir wissen, wie lange eine Untersuchung dauert, wir wissen, wie weit wir von einem Durchbruch entfernt sind. Ich sage dir, ich brauche noch drei Tage, maximal vier. Entweder, ich löse den Fall bis dahin, oder ich weiß, dass er nicht lösbar ist. Sie kann noch für zwei Tage

»Hast du was mit ihr? Läuft da etwa was?«

Mat Joubert sprang von seinem Stuhl auf, bereit, Fischer

mit dem Handrücken eine zu verpassen.

Jacks Reaktion rettete ihn. Blitzschnell schob er den Stuhl zurück und hob schützend die Hand, ein bisschen feige.

Joubert hielt mitten in der Bewegung inne und rang nach Fassung, in dem Wissen, dass seine Zukunft auf dem Spiel stand.

Lange Zeit stand er so da, bis er sich schließlich umdrehte und zur Tür ging.

Jack sagte nichts.

Nachdem er das Büro verlassen hatte und schon auf halbem Weg den Flur hinunter war, kehrte er noch einmal um. Fischer hatte die Hand nach dem Telefon ausgestreckt, aber Joubert ließ sich davon nicht abhalten. »Ich habe den Dienst quittiert, weil ich dort nicht mehr zählte, Jack«, sagte er, jetzt mit sanfter Stimme. »Das habe ich als große Ungerechtigkeit empfunden. Denn ich glaube daran, dass wir etwas bedeuten. Wir alle. Auch Tanja Flint. Vor allem Tanja Flint. Denn sie hat dreißigtausend Rand Kredit aufgenommen, um uns zu engagieren. Nicht, um sich zu bereichern. Nicht, um irgendwelche sinnlosen Dinge zu kaufen. Sondern um ihrer Verantwortung ihrem Mann gegenüber gerecht zu werden. Inzwischen hat sich das alles für sie zu einem höllisch schmerzlichen Prozess entwickelt, aber sie hat mehr

Mumm als du und ich zusammen, Jack. Sie will die Sache durchziehen. Und ich sage dir hier und jetzt, Jack: Wenn Tanja Flint zu mir sagt, sie hätte alles versucht und könne nirgendwo mehr Geld auftreiben, dann bearbeite ich ihren Fall bis zum Ende. Meinetwegen kannst du dann die Kosten von meinem Gehalt abziehen, das ist mir scheißegal.«

Als er in seinen Honda einstieg, rief er erst Tanja Flint an, um zu hören, ob sie schon zu Hause war.

»Unsere Pistole ist weg!«, stieß sie statt einer Begrüßung hervor.

»Welche Pistole?«, fragte er.

»Danies. Nach dem Einbruch und dieser … Botschaft wollte ich sie aus dem Tresor holen. Aber sie ist nicht mehr da!«

»Wann haben Sie sie zum letzten Mal gesehen?« »Etwa zwei Monate vor Danies Verschwinden.«

»Ich bin in zwanzig Minuten bei Ihnen.«

Er fuhr nach Parklands und versuchte, sich auf die Bedeutung der verschwundenen Pistole zu konzentrieren. Hatte Flint sie mitgenommen? Und wenn ja, warum?

Aber die Sache mit Jack lag ihm noch immer schwer im Magen und lenkte ihn ab. Auf dem Weg die Otto du Plessis hinunter ertappte er sich dabei, dass er zu aggressiv fuhr. Er war sauer. Auf sich selbst. Auf Jack Fischer. Auf die verdammte Klemme, in der er steckte.

Er hätte es wissen müssen, schließlich kannte er Jack. Zugegeben, es war fünfzehn Jahre her, dass sie zusammengearbeitet hatten, bevor Fischer befördert und nach Johannesburg versetzt worden war, aber schon damals war sein Charakter ausgeprägt gewesen und hatte sich mit der Zeit nicht gewandelt. Hätte er doch nur auf seine Kollegen Bennie Griessel und Leon Petersen gehört, die beide dieselbe Reaktion gezeigt hatten, als er ihnen die Neuigkeit verkündet hatte. *Jack Fischer? Der ist doch ein Arschloch, oder?* Das waren exakt Griessels Worte gewesen.

Und er hatte recht behalten.

Denn nachdem er Fischer erklärte hatte, wie er sich fühlte und ihm vorgeschlagen hatte, ihm die zusätzlichen Kosten für den Flint-Fall vom Gehalt anzuziehen, hatte er sich in seinem Stuhl zurückgelehnt und mit verächtlichem Blick erwidert: »Na gut, wie du willst.« Dann hatte er wieder die

Unterlagen auf seinem

Es kam kein: »Setz dich, lass uns darüber reden«. Kein Überdenken seines Standpunkts, keine ruhige, erwachsene Diskussion über die Sache. Er hatte ihn einfach ignoriert.

Als bedeute er nichts.

Und jetzt?

Drei Tage bei einer neuen Firma, einundfünfzig Jahre alt, weiß, Afrikaner – was sollte er denn jetzt anfangen? Denn bei Fischer wollte er nicht bleiben, konnte es sich andererseits aber auch nicht leisten zu kündigen. Keine andere Arbeit wurde annähernd so gut bezahlt, und er konnte es sich auch nicht vorstellen, für eine private Sicherheitsfirma in einem Einkaufszentrum oder als Bewacher von Firmen- oder Privatgebäuden zu arbeiten. Dann wäre er mit fünfundfünfzig ein Wrack. Und jetzt, wo der Immobilienmarkt so am Boden lag und Margaret bereits ein Angebot für das Haus in Constantia abgegeben hatte, brauchten sie seine Einkünfte.

Was sollte er nur tun?

Er fragte Tanja, was für eine Pistole es gewesen war.

Eine kleine Taurus, antwortete sie. Danie habe bewusst dieses Modell angeschafft, damit auch sie sie benutzen konnte.

Ob sie damit umgehen könne?

Sie habe auf dem Schießplatz geübt.

Ob Danie in den Wochen vor seinem Verschwinden irgendetwas über die Waffe gesagt habe?

Nein, kein Wort.

Und sie habe definitiv im Tresor gelegen?

Immer.

Also müsse Danie sie herausgenommen haben?

Ja. Ihr Gesichtsausdruck verriet, dass sie wusste, ihn damit in seiner Annahme zu bestätigen, Danie sei in irgendetwas verwickelt gewesen.

Wieder sprach er mit Tanja über das Geld. Er fragte sie über

Sie beharrte darauf, dass sie davon gewusst hätte. Alle ihre Freunde waren verheiratet, alle Frauen loyal, so dass es ihr zu Ohren gekommen wäre, wenn sich etwas ergeben hätte. Außerdem gingen sie fast immer zusammen aus. Es

gab Ausnahmen, aber meistens waren sie zusammen, Seite an Seite.

Was jetzt?, fragte sie.

Wir müssen den Ursprung des Geldes finden.

Wie?

Er würde weiterforschen.

Sie nickte nur.

Erneut bot er ihr an, bei Margaret und ihm zu übernachten.

Wieder lehnte sie dankend ab. Zwar war die Pistole weg, aber ihr Haus war mit einer Alarmanlage gesichert, mit Notrufknopf, der bewaffnete Personenschützer auf den Plan rief. Sie würde sich nicht einschüchtern lassen.

»Ich habe mir über den Einbruch Gedanken gemacht«, sagte er. »Es hätte viele Möglichkeiten gegeben, Ihnen die Botschaft zu übermitteln, aber sie haben ausgerechnet diese gewählt. Im Grunde harmlos. Fast halbherzig. Das hat etwas zu bedeuten. Ich weiß nur noch nicht, was.«

Er suchte Inspekteur Fizile Butshingi in der Dienststelle Milnerton auf. Sie tranken Tee, den Butshingi selbst in der

Küche zubereitete, und setzten sich einander gegenüber an den mitgenommenen Dienstschreibtisch, auf dem sich die Akten stapelten.

Joubert erzählte ihm von dem Fall, von A bis Z. Er ließ nichts aus. Nachdem er geendet hatte, sagte er: »Wenn Sie vielleicht überprüfen könnten, ob es im letzten Jahr größere Bargelddiebstähle gegeben hat, im Zeitraum zwischen August und Oktober. Vierhunderttausend, möglicherweise mehr. Etwas Außergewöhnliches.«

»Vielleicht könnten Sie auch dafür sorgen, dass Table View heute Abend Tanja Flints Haus im Auge behält. Das würde ich Ihnen hoch anrechnen.«

»Mache ich. Und ich lasse unsere Leute öfter an ihrem Geschäft vorbei Streife fahren.«

»Vielen Dank.«

Butshingi sah Joubert kopfschüttelnd an. »Das ist eine verrückte Welt, Sup …«

»Ja«, pflichtete Joubert ihm bei, »und sie wird von Tag zu Tag verrückter.«

Margaret hatte ein feines Gespür für seine Depressionen und erkannte sofort die Anzeichen.

»Was ist passiert?«, fragte sie ihn unmittelbar.

Gemeinsam gingen sie in die Küche. Dort erzählte er ihr von dem Fall, der wieder in einer Sackgasse steckte, und von seiner Auseinandersetzung mit Jack Fischer.

Sie tat, was sie immer in solchen Situationen zu tun pflegte. Sie unterhielt sich mit ihm über Belangloses, bat ihn, ihnen beiden ein Glas Wein einzuschenken. Währenddessen wirtschaftete sie behände in der Küche und tischte ihnen *Bobotie*, *Geelrys* und Süßkartoffeln auf, eine seiner Lieblingsspeisen.

Im Fernsehen suchte sie nach etwas, was er mochte, und fand bei einem Satellitensender eine Wiederholung von *Alle lieben Raymond*. Sie lehnte sich an ihn, legte ihm den Kopf auf die Schulter und faltete ihre Hände um seine.

Nachts lag er wach und dachte über Danie Flint nach. Er versuchte, der Spur zu folgen, die er entdeckt hatte. Ein fröhlicher, extrovertierter junger Mann, der gerne feierte, ein ehrgeiziger Gebietsleiter mit Abbildungen von Sportwagen an der Wand. Sein Vater war verstorben, seine Mutter etwas selbstsüchtig und materialistisch, seine Ehefrau ernst, treu ergeben und leidenschaftlich getrieben.

Dann war er über Nacht verschwunden.

Keine neuen Erkenntnisse. Alles wies immer noch in dieselbe Richtung. Irgendwann nach zwei schlief er ein.

Am nächsten Morgen war Margaret in einer fröhlichen Stimmung. Während er sein Müsli mit Joghurt aß, sagte sie: »Weißt du, ich habe mir so meine Gedanken gemacht. Diese andauernde Umzieherei, der Ärger mit Baufirmen und Handwerkern, der schwache Immobilienmarkt, Kaufinteressenten, die von morgens bis abends durch das ganze Haus laufen. Vielleicht ist es an der Zeit, etwas zu verändern.«

»Was willst du damit sagen?«

»Gestern bin ich raus nach Constantia gefahren, habe vor dem heruntergekommenen alten Haus gestanden und darüber nachgedacht, was ich investieren müsste, um es zu restaurieren und wieder einmal diesen ganzen Zirkus mitzumachen. Plötzlich dachte ich: Warum eigentlich? Will ich das wirklich? Brauchen wir das? Vielleicht werde ich allmählich alt. Vielleicht brauche ich etwas völlig Neues, konnte mich aber bisher noch nicht so recht dafür begeistern.«

»Aber du wirst nicht alt, mein Schatz!«, protestierte er.

Sie trat zu ihm und küsste ihn auf die Wange. »Wir haben Geld auf der Bank. Ich mag dieses Haus. Es ist perfekt für uns. Und ich mag Milnerton. Es liegt zentral, wir haben alles in der Nähe, unsere Nachbarn sind nett. Ich bin glücklich.«

Er nickte, obwohl er nicht wusste, worauf sie hinauswollte.

»Eröffne deine eigene Detektei«, sagte sie.

»Meine eigene?«

»Mat, die letzten paar Tage … Da warst du wieder so wie früher. Du warst so engagiert. Trotz Jack Fischer hast du die Arbeit genossen.«

»Das stimmt.«

»Margaret«, sagte er erst, »sagst du das auch nicht nur deswegen, weil ich gerade ein bisschen kaputt bin?«

»Nein, du müsstest mich besser kennen.«

Tatsächlich. Er nickte.

»Ich kann dir helfen. Ich kann die Buchhaltung erledigen, Anrufe entgegennehmen, das Büro einrichten …«

»Ich …«

»Außerdem wollte ich schon immer die Geliebte eines Detektivs sein.«

»Du bist …«

»Ein Privatschnüfflerschnuffel, ein Fahnderflittchen, ein Spürhundweibchen …«

Er lächelte.

»Ein Bullenliebchen, eine Polypennutte, ein Kriminalercallgirl …« Und so fuhr sie fort, bis er anfing zu lachen.

Im Büro war dicke Luft, das spürte er gleich beim Hereinkommen. Es herrschte angespannte Stille, Fischer und Delport konferierten hinter geschlossenen Türen, und Mildred, die Empfangsdame, grüßte ihn nur andeutungsweise.

Er setzte sich an seinen Computer, brachte die Projekt-

Datei auf den neuesten Stand und überprüfte alles noch einmal, damit Jack ihm nicht am Zeug flicken konnte. Dann verließ er die Firma wieder. Er ging zum Groenmarkplein und setzte sich in ein Café, um nachzudenken.

Er wusste, wo seine Wissenslücken lagen, war sich aber nicht sicher, wie er sie schließen konnte.

Aber wie? Was wusste er bis jetzt über Flints Aufgaben, seinen Tagesablauf?

Schwer zu sagen, denn Neville Philander, der überarbeitete, frenetische, anrufbeantwortende Abteilungsleiter, hatte nie genug Zeit, um ihn in die Details einzuweihen. Dennoch war es Philander, der über alle Informationen verfügte, die persönlichen Kontakte, die unmittelbaren Erfahrungen. Wir konnte er ihn dazu bewegen, ihm das alles in Ruhe mitzuteilen?

Beim Kaffeetrinken schmiedete er einen Plan, griff dann nach seinem Handy und rief bei ABC an.

Bessie Heese saß in einer Besprechung. Joubert bat um Rückruf, es sei dringend. Kaffee konnte er keinen mehr sehen, weil er schon zu Hause zwei große Tassen getrunken hatte, und zurück ins Büro wollte er auch nicht. Er bezahlte die Rechnung und machte sich auf den Weg zu Clarke’s Bookshop, wenn er schon mal nichts anderes zu

tun hatte.

Heese rief zurück, noch bevor er die Langstraat erreicht hatte.

Er erklärte ihr sein Problem mit Neville Philander.

Sie reagierte sachlich, aber ein wenig gereizt. »Haben wir nicht festgestellt, dass das Geld nicht von uns stammt?«

»Doch, aber das war auch das Einzige. Seine Arbeit und sein Tagesablauf stehen immer noch auf meiner Liste. Alles, worum ich Sie bitte, sind ungefähr zwei Stunden von Philanders Zeit. Außerhalb der Firma.«

Sie wehrte sich. »Meneer Philander ist eben beruflich sehr eingespannt, weil er eine wichtige Position als leitender Angestellter bekleidet.«

»Ich weiß. Aber er ist der Einzige, der mir weiterhelfen kann.«

Sie trafen sich im Wimpy in der St. George's Mall. Joubert trank Tee, Philander einen Cappuccino. »Mein Gott!«, stieß er hervor, als Joubert ihm von dem Geld erzählte. »Nein, das kann er auf keinen Fall bei uns gestohlen

haben!« Er wischte sich den Milchschaum von der Oberlippe.

»Ich weiß. Aber die Wahrscheinlichkeit ist und bleibt hoch, dass sich ihm bei der Arbeit irgendeine Gelegenheit geboten hat, die er dann ergriffen hat.«

»Er ist für Busstrecken verantwortlich«, erwiderte Philander kopfschüttelnd. »Wo sollte er da Ihrer Meinung nach einen solchen Haufen Geld ausgraben?«

»Bitte erzählen Sie mir genau, wie sein Arbeitstag abläuft.«

»Das habe ich doch schon!«

»Ich muss es in allen Einzelheiten wissen.«

»Jede Stunde des Tages?«

»Ja, bitte.«

»Das wird Ihnen nicht weiterhelfen.«

»Dann kann ich die Möglichkeit wenigstens ausschließen.«

Philander starrte nach draußen. Er hatte keine Lust auf dieses Gespräch. »Wenn Auntie Bessie befiehlt, ich soll mit dem Schnüffler reden, muss es wohl sein«, seufzte er schließlich achselzuckend.

»Sie hat etwas von einem Nissan«, bemerkte Joubert.

Philander lachte. »Das stimmt.« Er trank noch einen Schluck von seinem Cappuccino, atmete tief durch und sagte: »Okay. Danie Flint. Ein typischer Arbeitstag. Gegen halb sieben, sieben macht er sich zu Hause auf den Weg, aber nicht ins Büro, sondern direkt in eines seiner Gebiete. Dort fährt er alle seine Strecken ab. Jeden Tag andere Routen, um die Fahrer bei der Stange zu halten. Milnerton, Montague Gardens, Killarney, Du Noon, Richwood, Table View, Blouberg, Melkbos, Atlantis, in

»Mit seinem Audi?«, fragte Joubert, denn er wollte sich ein genaues Bild machen können.

»Richtig.«

»Er folgt immer den Busstrecken.«

»Genau. Denen, die er sich für diesen Tag vorgenommen hat.«

»Könnte ich eine Übersicht über die Strecken haben?«

»Wollen Sie sie abfahren?«

»Ja.«

»Klar.«

»Warum musste er die Strecken jeden Tag abfahren?«

»Um zu überprüfen, ob sich die Fahrer an die Fahrpläne hielten. Sind sie pünktlich? Wie ist ihr Fahrstil? Wie voll sind die Busse? Er war zur Stelle, wenn ein Bus eine Panne oder einen Unfall hatte. Er kundschaftete neue Strecken aus und hielt Ausschau nach größeren Menschenansammlungen, die auf Minibus-Taxen warteten. Er suchte nach Alternativen, überlegte, wie man Strecken optimieren konnte.

Gegen elf kommen dann alle Gebietsleiter ins Büro, um den Verwaltungskram zu erledigen. Berichte über ihre morgendliche Tätigkeit, Unfälle oder technische Probleme müssen protokolliert und bearbeitet werden. Verkehrsverstöße von Fahrern, Kraftstoffverbrauch, Ausbildung und Einarbeitung neuer Fahrer, Beantwortung von E-Mails, genaue Überprüfung der DRMP-Aufzeichnungen, Bulletins und Konferenzen: meistens immer das Gleiche, tagein, tagaus.

Gegen drei Uhr geht es wieder raus auf die Straße, dieselbe Prozedur aus denselben Gründen. Da bleibt keine Zeit für Sperenzchen, für große Betrügereien, das ist schlichtweg unmöglich.«

»Irgendwo muss er das Geld aber herhaben«, beharrte Joubert.

»Vielleicht hat er geerbt und wollte es Tanja nicht sagen.«

»Ein Erbe wird nicht in bar ausgezahlt.«

»Waren Sie früher Gebietsleiter?«

»Ja, war ich«, sagte Philander.

»Angenommen, Sie bräuchten sehr viel Geld. In bar. Dringend. Sie müssten es unbedingt haben, und wenn Sie es stehlen müssten, sagen wir, Ihre Frau läge im Krankenhaus …«

»Sie meinen, wo würde ich es bei der Arbeit stehlen?«

»Oder im direkten Umfeld.«

Philander trank den letzten Schluck Cappuccino und dachte nach.

»Es gibt nur eine Möglichkeit. Die große ABC-Geschäftsstelle. Aber man bräuchte noch zwei, drei andere Männer. Man müsste mit Masken und Knarren reinmarschieren und den Laden ausrauben.«

»Es gibt keine anderen Möglichkeiten?«

»Nein, nicht, wenn es viel Geld sein soll.«

Joubert verbarg seine Enttäuschung. »Noch ein Cappuccino?«

»Sind wir denn nicht bald fertig?«

Joubert fragte sich, ob das wirklich alles war. In Gedanken ging er alles noch einmal durch, was Philander gesagt hatte. Da fiel ihm etwas ein. »Dieses DRMP, das Sie erwähnten, können Sie mir noch einmal sagen, wofür das steht?«

»Driver Risk Management Programme.«

»Diese Sache, die den Streik ausgelöst hat?«

»Genau.«

»Aber es geht doch um ein Computersystem. Warum wurde deswegen gestreikt?«

»Oh, es ist viel mehr als ein Computersystem.«

»Was ist es denn?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

Joubert nickte. Er hatte Zeit.

Philander seufzte. »Vielleicht sollten wir doch noch einen Kaffee bestellen.«

»Es war die DriveCam, die für solche Aufregung gesorgt hat.«

»Die DriveCam?«

»Ja. 2007 bestimmten Mister Eckhardt und die Geschäftsleitung uns zum ersten Depot, das mit dem neuen System experimentierte, weil wir das kleinste waren. Und das beste, wenn ich mal so sagen darf. Das Ganze funktioniert so: Jeder Bus wird vorne am Rückspiegel mit einer Videokamera ausgerüstet, der DriveCam. Sie blickt nach vorne und nach hinten und läuft die ganze Zeit. Sie ist mit einer Festplatte versehen, aber nicht alle Aufnahmen eines Tages werden dauerhaft abgespeichert. Durch einen Bewegungssensor nimmt sie starke Erschütterungen im Bus wahr und speichert dann automatisch die Bild- und Tonaufnahmen zehn bis fünfzehn Sekunden vor dem Ereignis und zehn bis fünfzehn Sekunden danach ab, je nach Schwere. Können Sie mir folgen?«

Joubert sagte, er denke schon. Aber gab es in einem Bus

nicht ständig Erschütterungen?

»›Erschütterungen‹ habe ich nur der Einfachheit halber gesagt. Der Bewegungssensor arbeitet mit der Trägheit der Masse. Gravitation, verstehen Sie? Das ist der springende Punkt. Wenn ein Fahrer mit dem Bus irgendwo aufprallt, entsteht negative Gravitation, und die DriveCam zeichnet auf. Immer, wenn ein Fahrer stark bremst oder beschleunigt. Selbst wenn ein Fahrer zu schnell um die Kurve fährt, registriert der Sensor das und speichert die Aufnahme ab.«

»Warum auch die Kurven?«

»Warum? Überlegen Sie mal! Wann fahren Sie zu schnell um die Kurve, mein Freund? Wann, hm?«

»Sagen Sie’s mir.«

»Wenn man eine rote Ampel überfahren hat, dann nämlich.« »Ach so.«

»Und jetzt kommen wir zum wirklich abgefahrenen Teil. Wenn der Bus abends ins Depot zurückkehrt, überträgt er die

»Mal sehen, ob ich das richtig verstanden habe«, sagte Joubert. »Wenn ein Bus zu stark beschleunigt oder abbremst, nimmt die Kamera das auf.«

Philander nickte. »Und zwar mit Blickwinkel nach vorne und hinten. Man kann sehen, was der Fahrer macht und was vorne auf der Straße los ist.«

»Und an Ihrem Tor wird alles über Funk auf einen Rechner übertragen, der die Aufzeichnungen nach Amerika schickt«, fuhr Joubert ungläubig fort.

»Nicht über Funk, eher wie bei einem Handy. Das ist Hightech, mein Lieber, da muss man sich reinknien, um es zu verstehen. In Amerika werden die Daten zuerst von einer Software analysiert, die die schweren Fälle erkennt, und dann erst von den Analysten überprüft.«

»Haben Sie schon solche Videos bekommen?«

»Jede Menge. Letzten Monat hat ein Fahrer einen Fußgänger erwischt, und beim Betrachten des Videos sahen wir, wie er sich bückte, um sein Handy herauszuholen und damit zu telefonieren. In dem Moment hat er den Fußgänger angefahren. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden haben wir ihn gefeuert, denn was konnte er schon sagen? Wir hatten den Beweis, in Technicolor.«

Joubert ging ein Licht auf. »Deswegen haben also die Fahrer gestreikt.«

»Genau. Die Gewerkschaft hat behauptet, die Kamera verstoße gegen das Grundgesetz, das sei eine Verletzung

der Privatsphäre. Dabei schützt sie die Fahrer im Grunde genommen.

»Also hat Danie jeden Nachmittag die Videos bekommen?«, fragte Joubert, immer den Gedanken im Hinterkopf, ob er dadurch an die vierhunderttausend Rand gekommen sein könnte.

»Ja, nachmittags hat er sie überprüft, obwohl sie schon morgens reinkommen. Abends schickt der Server alle Aufnahmen nach Amerika, und vormittags um elf, wenn sich Danie in seinen PC einloggt, warten schon die E-Mails auf ihn. Wenn etwas wirklich Schlimmes passiert ist, hat mich Mister Eckhardt bis dahin schon angerufen, und ich habe dann Danie Bescheid gesagt. Die Aufnahmen, die er also am Nachmittag durchging, waren die Kleinigkeiten, die er mit seinen Fahrern durchnehmen musste. Sie wissen schon, sich nicht provozieren lassen, immer schön die Verkehrsregeln befolgen. Das hat er dann nachmittags mit seinen Fahrern besprochen.«

»Das verleiht einem große Macht.«

»Wie bitte?«

»Die Videos. Danie Flint besaß täglich die Macht, Busfahrer zu entlassen. Denn er hatte die Beweise für ihre Übertretungen. Wie Sie gesagt haben. In Technicolor.«

»Na und?«

»Wie viele Fahrer hatte er unter sich?«

»An die achtzig.«

»Kommt auf die Überstunden an, so zwischen vier- und sechstausend pro Monat.«

»Sechstausend?« Er rechnete im Kopf.

»Genau.«

»Na schön. Sagen wir, Danie Flint hätte zu den Fahrern gesagt, ich habe die Beweise, ich kann dich entlassen, aber wenn du mir tausend gibst, kehre ich die Sache unter den Teppich.«

Philander dachte darüber nach, schüttelte aber bald den Kopf. »Nein, das würde nicht funktionieren.«

»Warum nicht?«

»Tausend Rand? Ein Wochenlohn? Die meisten Fahrer könnten sich das nicht leisten, sie würden sofort zur Gewerkschaft rennen und sich beschweren, man würde nur noch eine Staubwolke sehen.«

»Dann eben weniger. Fünfhundert. Zweihundertfünfzig.«

»Bei allem Respekt, aber sie denken wie ein *Whitey* über einen Betrag von zweihundertfünfzig Rand. Die Leute hier haben Frau und Kinder, müssen Haus und Auto abzahlen, das Schulgeld für die Kinder aufbringen …«

»Aber wenn sie arbeitslos werden, bekommen sie gar nichts mehr.«

Philander schüttelte weiterhin den Kopf. »Rechnen wir das doch mal aus. Nehmen wir an, es gibt drei bis vier ernste Zwischenfälle pro Woche, davon ein Unfall. Bei zweihundertfünfzig pro Knall wären das tausend pro Monat, die man mit der Erpressung verdient. Es würde also vierhundert Monate dauern, um vierhunderttausend Rand zusammenzukratzen. Selbst wenn wir die Summe verdoppeln, sind es immer noch zweihundert Monate.«

Jouberts Theorie bröckelte und stürzte in sich zusammen.

»Ich sage Ihnen, dieses Geld stammt nicht von ABC. Auf gar keinen Fall.«

So schnell wollte Joubert noch nicht aufgeben und griff nach einem Strohhalm. »Dürfte ich mir seine Aufzeichnungen ansehen? Die Videos?«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar.«

»Sind wir denn jetzt fertig?«

»Jetzt sind wir fertig.«

Er wusste, dass er irgendwann einmal wieder ins Büro musste, hoffte aber, dass Philander kurzfristig die Genehmigung organisieren konnte, die DRMP-Aufzeichnungen zu sichten, damit er eine Ausrede hatte, möglichst lange fortzubleiben.

Er ging zu Clarke's in die Langstraat, stellte sich vor das Regal mit den Science Fictions und fand nichts, was ihn zum Lesen reizte. Fantasy war zurzeit in Mode. Er hatte in einige Werke hineingeschaut, aber es war nicht wirklich sein Geschmack.

Um kurz nach elf rief Inspekteur Fizile Butshingi an. »Nichts, was uns weiterhelfen könnte. Ich habe alles überprüft. Bewaffnete Raubüberfälle auf Geldtransporte sind das Einzige, was mir noch einfällt. Aber sie passen nicht ins Bild.«

Joubert dankte ihm.

»Haben Sie irgendetwas Neues entdeckt?«, fragte Butshingi.

»Nein, nicht wirklich. Ich gebe Ihnen Bescheid.« Doch auf

einmal fiel ihm etwas ein, und bevor der Inspekteur auflegte, sagte er hastig: »Inspector, können Sie mir sagen, ob es nördlich der N1 irgendwelche Überfälle auf Geldtransporter gegeben hat?« Er überlegte kurz und erweiterte dann das Gebiet: »Und westlich der N7. Oder auf der N7. Montague Gardens, Milnerton, Richwood, bis rauf nach Atlantis.«

»Warum dort?«

»Weil Flints Busstrecken da entlangführen.«

»Ganz schön weit hergeholt«, bemerkte Butshingi.

Möglicherweise. Aber Joubert sagte nur: »Ich will nur nichts außer Acht lassen.«

»Ich rufe Sie zurück.«

»Meneer Joubert, mein Name ist François Eckhardt. Ich bin der Geschäftsführer von ABC. Haben Sie einen Augenblick Zeit?«

»Natürlich.«

»Meneer Joubert, ich hoffe, Sie nehmen es mir nicht übel, wenn ich offen mit Ihnen spreche. Bis dato haben wir alles in unserer Macht Stehende getan, um Ihnen die Arbeit zu

erleichtern, schon Mevrou Flint zuliebe. Aber jetzt ist der Punkt gekommen, an dem ich die Interessen der Firma und unserer Arbeitnehmer wahren muss. Vor allem, was die DRMP-Aufzeichnungen angeht, muss ich die Privatsphäre der Busfahrer im Hinblick auf ihre Arbeitsleistungen schützen und genau darauf achten, dass unser Vertrag mit der Gewerkschaft nicht verletzt wird. Einen weiteren Streik können wir uns nicht leisten. Ich hoffe, das verstehen Sie.«

»Natürlich«, sagte Joubert ein wenig resigniert.

»Wir können Ihnen Zugang zu dem System gewähren, aber nur unter der Bedingung, dass Sie eine Vertraulichkeitserklärung mit der Firma unterzeichnen. Keine Aufzeichnungen dürfen das Firmengelände verlassen, keine Informationen dürfen an die Öffentlichkeit gelangen, es sei denn, ich habe schriftlich meine Zustimmung erteilt. Dabei muss ich Ihnen schon im Voraus sagen, dass Sie Ihre Zeit vergeuden, da alle Aufzeichnungen im System bereits überprüft wurden. Sollte Ihnen dennoch ein Fehlverhalten von ABC-Mitarbeitern auffallen, wie geringfügig auch immer, müssen Sie mich sofort persönlich davon in Kenntnis setzen. Ich werde Ihnen meine Handynummer geben.«

Joubert dachte über die möglichen Konsequenzen nach. »Auch wenn ich es Ihnen schriftlich gebe: Wenn ich Hinweise auf eine Straftat finde, müssen wir diese der Polizei melden. Alles andere wäre ungesetzlich.«

»Meneer Joubert, alle Aufzeichnungen, die auf Straftaten hinwiesen, wurden der Polizei bereits zur Verfügung gestellt.

Joubert fragte sich, ob es der Mühe wert war, wusste aber, dass ihm nichts anderes übrigblieb. Vielleicht klammerte er sich zu sehr an die Theorie, dass das Geld und Flints Arbeit irgendetwas miteinander zu tun hatten. Doch er war es Tanja schuldig, sorgfältig zu arbeiten und schon aufgrund der Statistik und seinem vagen Verdacht die Spur weiterzuverfolgen bis zum bitteren Ende.

»Ja, das bin ich.«

Noch bevor er das ABC-Depot erreichte, informierte ihn Butshingi, dass es im Umkreis von Flints Gebiet einen Überfall auf einen Geldtransporter gegeben habe. »Aber zählt Century City?«

»Ich bin mir nicht sicher. Können Sie mir Einzelheiten nennen?«

»Am neunzehnten September, zehn Uhr morgens, auf dem Century Boulevard …«

Joubert spürte einen leichten Adrenalinkick. Das passte genau in sein Zeitschema.

»… zwischen Waterford und Waterhouse Boulevard. Sieben Männer, zwei Fahrzeuge. Sie haben über achthunderttausend Rand in bar erbeutet. Der Fahrer des Geldtransporters wurde getötet.«

»Danke, Inspector. Ich werde sehen, ob ich irgendetwas herausfinden kann.«

»Aber wie kann Flint darin verwickelt sein? Es war eine Bande Schwarzer.«

»Ich weiß es nicht. Aber ich habe bisher nichts anderes.«

»Okay.«

In Philanders Büro unterschrieb er die gefaxte Stillschweigeerklärung und setzte sich dann zusammen mit ihm an Flints Computer.

»Vielen Dank. Nur eine kurze Frage: Hat Century City auch zu Danies Gebiet gehört?«

»Ja, natürlich. Warum?«

Joubert musste seinen Hoffnungsschimmer vor ihm verbergen. »Ich möchte mir nur ein vollständiges Bild

machen.«

Sie starteten Flints Computer und öffneten das DRMP-Programm. Philander erklärte ihm die Grundlagen. »Alle Videos sind auf dem Server gespeichert. Sie sind mit den Strecken, den Buslinien, den Fahrern und den jeweiligen Aktionen verlinkt. Sie können die Clips je nach Bus, Fahrer, Strecke oder Datum und Zeit auswählen. Mit Hilfe dieses Menüs können Sie eine Auswahl treffen, wenn sie nur die Videos suchen, die weitere Folgen nach sich gezogen haben.«

»Welche ›weiteren Folgen‹?«

»Disziplinarverfahren, Unfallberichte, Schadensersatzforderungen, gerichtliche Schritte. Was immer Sie wollen. Sie können die Front- und Rückansicht zugleich sehen oder hier eine auswählen.«

»Können wir am 19. September anfangen?«

»Ja, das ist ganz einfach. Hier ist Ihr Kalender. Sie wählen einfach den Monat aus, dann öffnet sich dieses Fenster. Dann klicken Sie den neunzehnten an, und hier ist Ihre Liste. Vier Videos. Mit diesem Menü können Sie die Suche verfeinern, wenn Sie zum Beispiel nur einen bestimmen Fahrer, einen Bus oder eine Strecke überprüfen wollen.«

»Welche Strecken führen über Century City?«

»Ich kenne Danies Codes nicht aus dem Kopf, lassen Sie mich mal eben nachsehen …«

Er brauchte einen Augenblick, um die Codes zu finden und einzugeben. »Es gibt kein Video vom 19. September auf diesen Strecken.«

»Kann ich mir die anderen Clips von diesem Datum ansehen?«

Gemeinsam sahen sie sich die Aufnahmen an. Fünfzehn Sekunden Vor- und Rückwärtsperspektive, in Fenstern nebeneinander. Philander senkte die Lautstärke, so dass sie die anderen Streckenleiter im Büro nicht störten.

Keines der vier Videos hatte etwas mit dem Überfall auf den Geldtransporter zu tun.

Philander sah Joubert die Enttäuschung an. »Was hofften Sie denn zu finden?«

»Ich habe nicht die leiseste Ahnung«, gab Joubert zu. Dennoch würde er die Kleinarbeit leisten müssen. Bis sich die Wahrheit offenbarte.

Die Arbeit alleine vor dem Bildschirm war so mühsam, dass er seine Sandwichs vergaß. Das Programm war kompliziert, dauernd mussten irgendwelche Features aktiviert werden. Erst nach einer ganzen Weile stellte er fest, dass er die Option »Disziplinarverfahren« gewählt hatte und daher nur Videos zu sehen bekam, die im Zusammenhang mit irgendwelchen Regelverstößen der Busfahrer standen. Daher musste er wieder zu seinem Anfangsdatum, dem 1. August, zurückkehren und noch einmal alle Clips sichten.

Erst um zwanzig vor drei überfiel ihn der Hunger, und er machte sich auf die Suche nach Tee. Santasha zeigte ihm, wo die Küche war, und fragte ihn, ob er Fortschritte mache.

»Nein«, gestand er.

Sein Lunchpaket bestand aus Brötchen mit *Bobotie* und *Blatjang* und einem Päckchen Cashewnüssen mit einem festgesteckten Zettel von Margaret daran: *Nuts about you* – Ich bin verrückt nach dir.

Er lächelte, aß mit Appetit und trank seinen Tee, während er sich jedes einzelne Video ansah, wobei er sich auf die Straßenansicht

Der August brachte nichts.

Der September schien bereits ebenso ergebnislos zu verlaufen. Jouberts Augen wurden allmählich müde, und seine Konzentration ließ nach. Seine Befürchtung wuchs, dass seine Suche sinnlos sein würde.

Beinahe hätte er es übersehen.

Es war der 29. September. Uhrzeit: 11:48. Draußen auf einer Landstraße, keine Gebäude weit und breit, nur Veld. Der Abstand zwischen dem Bus und einem schwarzen Mercedes – sah nach E-Klasse aus – war zu gering. Der Pkw bremste plötzlich und unvorhersehbar, der Bus erwischte ihn am Heck, und die Kofferraumhaube sprang auf. Dann folgten noch zehn Sekunden, in denen Bus und Mercedes an den Straßenrand fuhren und fast zum Stillstand kamen.

Joubert schloss das Video. Wieder hatte er seine Zeit nutzlos vertan. Doch irgendwo in seinem Hinterkopf rumorte es.

Er startete den nächsten Clip, aber sein Unterbewusstsein rief ihm zu, er solle noch einmal zum vorherigen zurückkehren, da sei etwas. Schau es dir noch mal an!

Er zögerte einen Augenblick. Nur ein weiterer leichter Unfall.

Doch, da war etwas!

Schließlich schloss er seufzend das neue Video und kehrte zum vorigen zurück.

Was war das, da im Kofferraum?

Er hielt sich das Bild noch einmal vor Augen. Vermutete, dass er sich etwas einbildete.

Er klickte den Clip erneut an und sah genau hin.

Die Kofferraumhaube sprang auf. Da! Im Inneren. Eine Hand.

Erneut startete er ihn, studierte hastig die Icons, experimentierte. Fand die Option zum Anhalten, aber zu spät. Er stieß einen ärgerlichen Laut aus. Er fing wieder von vorne an, den Mauszeiger im Anschlag, bereit, wartend auf den richtigen Augenblick. Das Video stoppte genau im richtigen Moment.

Das war eine Hand, zweifellos. Leblos ruhte sie auf einem Oberkörper. Hinten im Kofferraum.

Drei Gestalten im Innenraum des Wagens, zwei vorne, eine hinten. Alles Männer. Der auf dem Rücksitz drehte nach dem Ruck des Aufpralls den Kopf nach hinten. Massive Schultern und ein eigenartiges Gesicht, verzerrt, als hätte er keine Nase. Aber vielleicht lag das an der Auflösung des Videos.

Joubert sah genau hin und erkannte das Modell des Mercedes. E 350. Das Kennzeichen war viel leichter zu lesen.

Rasch sah er sich den Bus in der Rückwärtsperspektive der Kamera an. Den Busfahrer, die leeren Sitze hinter ihm. Der Oberkörper des Mannes ruckte bei dem Aufprall. »Fok!«, fluchte er deutlich hörbar, gefolgt von einer wütenden Geste. Er kurbelte das Steuer herum, um an den Straßenrand zu fahren. »Blödes Arschloch!«

Zurück zur Straßenansicht. Wieder hielt Joubert das Bild in dem Moment an, als der Kofferraum weit offen stand.

Eine Hand. Ein Mensch, dort drinnen. Regungslos.

Er starrte das Bild an, und in seinem Kopf arbeitete es.

Hatte Danie Flint das gesehen?

Hatte dies irgendetwas mit seinem Verschwinden zu tun?

Ein Mensch hinten im Kofferraum. Und irgendetwas an der

Sollte er die Videos nicht erst weiter sichten bis zum 15. Oktober?

Und wie sollte er damit umgehen? Höchstwahrscheinlich

war dies ein Indiz für ein Gewaltverbrechen oder zumindest für eine Entführung. Nachdem er Eckhardt informiert hatte, musste er die SAPD hinzuziehen. Obwohl er lieber die Leitung der Ermittlungen behalten hätte.

Nichts überstürzen. Schritt für Schritt vorgehen. Joubert zog seinen Schreibblock näher heran, klickte das Video an und notierte sich Datum und Uhrzeit. Dann suchte er nach einem Hinweis auf den genauen Ort, wo sich der Unfall ereignet hatte, fand aber nur die Nummern des Busses und der Strecke. Er schrieb sich den Namen des Busfahrers auf, Jerome Apollis. Dann die Kennzeichen des Mercedes. Anschließend verbarg er den Schreibblock im Etui, damit niemand seine Aufzeichnungen sehen konnte. Seine Versicherungspolice.

Von seinem Handy aus rief er den Geschäftsführer von ABC an. »Ich glaube, Sie sollten besser persönlich herkommen und sich das ansehen.«

Eckhardt war in den Vierzigern, groß, schlank und professionell, mit modischer Brille. Seine Kombination von Anzug, Hemd und Krawatte entlockte Joubert innerlich einen Seufzer über seinen eigenen Mangel an Geschmack. Der Geschäftsführer und Philander sahen sich gemeinsam zwei Mal das Video an, dann sagte Eckhardt: »Neville, bitte versuchen Sie, Apollis zu erreichen. So schnell wie

möglich. Wenn er im Dienst ist, organisieren Sie eine Vertretung.« Dann wandte er sich an Joubert. »Wir sollten die Polizei einschalten.«

»Ich arbeite mit einem Inspekteur in Milnerton zusammen.«

»Rufen Sie ihn an.«

»Ich gebe ihm schon mal das Kennzeichen des Mercedes durch.«

Joubert rief Fizile Butshingi an. »Ich glaube, ich habe etwas gefunden.«

»Wie bitte?«, fragte der Inspekteur hellwach und ernst.

»Einen Beweis für ein Schwerverbrechen. Es könnte sich um Entführung oder Schlimmeres handeln.«

»Ai, ai. Wo sind Sie?«

Joubert gab ihm die Adresse des ABC-Depots. »Ein Pkw ist darin verwickelt, und wir brauchen den Namen und die Adresse des Besitzers. Könnten Sie die in der Zwischenzeit ermitteln?«

»Geben Sie mir das Kennzeichen.«

Seine Euphorie wurde von Enttäuschung überschattet, denn er wusste, was kommen würde.

Das ist eben der große Unterschied zwischen einem Privatdetektiv und einem Polizisten, dachte er, während er wartete. Man muss sich damit abfinden, dass man den Fall früher oder später abgeben muss.

Kurz zuvor hatte es einen Augenblick gegeben, in dem er einen Ausweg gesehen hatte. Warum verschwieg er seinen Fund nicht einfach? Er hätte eine Kopie des Videos anfertigen, mit Hilfe von Jacks Verbindungen herausfinden können, wem der Mercedes gehörte, dann den Besitzer beschatten …

Doch das hätte bedeutet, dass er heimlich hätte operieren müssen. Er hätte die Vereinbarung mit ABC verletzt und gegen das Gesetz verstoßen, denn er war auf ein eindeutiges Indiz für ein Verbrechen gestoßen. Und er konnte und wollte seine Prinzipien nicht verraten. Und jetzt würde Butshingi den Fall übernehmen und ihn ausgrenzen. Doch der Kollege schien ein guter Ermittler zu ein, und wenn seine Untersuchungen dazu beitrugen, das Schicksal Danie Flints aufzuklären, sollte es ihm recht sein.

Er seufzte.

»Ich weiß es nicht.«

»Bleiben Sie bitte am Apparat.«

Sie drückte ihn in die Warteschleife, Aufzugmusik dudelte ihm ins Ohr. Dann kam Jack ans Telefon und sagte mit jovialer Stimme: »Mat, warum kommt es mir so vor, als hättest du eine heiße Spur?« Als sei am Abend zuvor nichts geschehen.

»Habe ich, Jack. Ich mache große Fortschritte.«

»Ausgezeichnet, freut mich zu hören. Mat, alter Junge, Fanus und ich haben uns heute Vormittag unterhalten und uns die Sache einmal angesehen. Von allen Seiten. Finanziell, aber auch vom menschlichen Aspekt her, der für uns sehr wichtig ist, Mat. Sehr wichtig. Ich möchte Mevrou Vlok gerne entgegenkommen …«

Joubert unterdrückte den Impuls, Fischer zu korrigieren.

»… und da haben wir uns überlegt, ihr einen Tag gratis zu gewähren. Unter diesen besonderen Umständen erscheint uns das nur recht und billig. In diesem spezifischen Fall.«

»Danke, Jack. Wenn alles gut geht, wird es nicht nötig sein. Aber trotzdem vielen Dank.«

»Ausgezeichnet. Ich wollte es dich nur wissen lassen.«

Inspekteur Fiziles Gesicht war finster, als er hereinkam. »Das ist ein Riesending, Sup. Ein richtiges Riesending.«

»Warum?«

»Zeigen Sie mir, was Sie haben.«

Joubert bat ihn, sich zu setzen, spielte das Video ab, hielt es an und deutete auf die Hand im Kofferraum.

»Hai«, sagte der Inspekteur. »Üble Sache, das.«

»Wem gehört der Wagen?«

»Damit fängt der Schlamassel schon an. Zuerst bin ich ins Natis-System gegangen und fand heraus, dass der Mercedes *The Terrorist*. Als jugendlicher Straftäter schon mit fünfzehn Jahren zum Aufenthalt in einem Jugendknast verurteilt, weil er einen anderen Jungen in der Schule mit dem Messer verletzt und getötet hatte. Nach drei Jahren wurde er entlassen, und dann folgten sechzehn Prozesse, sieben Mordanklagen, aber nur fünf Verurteilungen, drei wegen Drogenhandel, eine wegen Vergewaltigung, eine wegen Totschlags, während er in Pollsmoor saß. Vierzehn Jahre hat er abgesessen.«

»Ein Gangmitglied«, riet Joubert.

»Nicht nur ein Mitglied. Er ist die Nummer zwei der Restless Ravens.«

»Verdammt!«, fluchte Joubert, denn das veränderte alles.

»Genau.«

Er brauchte einen Moment, bis er die Konsequenzen zur Gänze erfasste. »Wir müssen Superintendent Johnnie October anrufen«, sagte er, denn die Vlakte war Octobers Gebiet. Viel wichtiger aber war, dass er mit Johnnie gut befreundet war. Johnnie würde ihn nicht ausgrenzen.

104

Superintendent Johnnie October war hochgewachsen und hager und hatte kurze graue Haare und einen schmalen Schnauzer, den er schon seit dreißig Jahren auf dieselbe Weise stutzte. Er gehörte zu den wenigen Kripo-Ermittlern am Kap, die noch jeden Tag im Anzug zur Arbeit erschienen, immer in einem dezenten Braunton gehalten. Er war der ordentlichste Mensch, den Joubert kannte, friedfertig und sanftmütig im Umgang, oft

»Ach du grüne Neune!«, stieß October hervor, nachdem er das Video gesehen hatte, denn er fluchte nicht.

»Umdali«, pflichtete ihm Butshingi bei. »Üble Sache, das.«

»Kannst du erkennen, ob Terror dabei ist?«, fragte Joubert.

»Könnte sein, Sup, vorne, neben dem Fahrer«, antwortete October. »Aber auf diesen hier müssen wir uns konzentrieren«, fuhr er fort und zeigte auf die breitschultrige Gestalt auf dem Rücksitz. Den Mann mit der stumpfen Nase.

»Warum?«, fragte Butshingi.

»Das ist K.D. Snyders.«

Butshingi machte sich Notizen und fragte: »Wie schreibt man ›Kaydee‹?«

»K.D. Es ist eine Abkürzung für *knuckle duster*, Schlagring. Er schweißt die Dinger selbst, aus Messing. Sein richtiger Name lautet Willem, aber er wird K.D. genannt, hinter seinem Rücken auch King Kong. Wegen seiner Nase und seiner ungeschlachten Gestalt. Sein Schicksal ist tragisch. Er stammt aus den Hinterhöfen der Sabiestraat in Manenberg, aus richtig schlimmen Verhältnissen. Mit elf wurde er von einem Hund angefallen, einem der Pitbulls, die freitagabends bei den Hundekämpfen aufeinander gehetzt wurden. Es heißt, K.D. habe sich hinten zu den

Käfigen geschlichen, und da habe ihn eines der rasenden Tiere im Gesicht gepackt. Bis es gelang, den Hund von ihm wegzuziehen, war er schon übel zugerichtet. Die Nähte der Ärzte verheilten nicht, und später entzündete sich das ganze Gesicht, bestimmt auch deswegen, weil die Eltern sich nicht um ihn gekümmert und die Medikamente nicht richtig verabreicht haben. Alkohol, Sup, Teufel Alkohol. Und in Manenberg ist Mitleid ein Fremdwort. Die Kinder haben ihn gehänselt, und K.D. kannte nur eine Antwort: Gewalt. Man sagt, mit vierzehn hätte er sich zum ersten Mal eine Fahrradkette um die Hand gewickelt, damals fing das mit den Schlagringen an. Als er sich einen gewissen Ruf erworben hatte und

»Jo-jo«, sagte Inspekteur Butshingi.

»Aber der eigentliche Grund, warum wir uns auf ihn konzentrieren müssen, ist, weil K.D. momentan in Pollsmoor in U-Haft sitzt, wegen tätlichen Angriffs und Mordversuchs. Und diesmal haben wir einen Zeugen. Es sieht nicht gut aus für K.D., er sitzt in Isolationshaft. Kaum war er einen Tag im Knast, haben sie versucht, ihn zu erstechen. Denn bei den Ravens ist ein interner Streit ausgebrochen, nachdem Tweetybird das Land verlassen hatte, ein Machtkampf eben.«

»Augenblick«, unterbrach ihn Butshingi mit einem stirnrunzelnden Blick auf seine Notizen. »Tweetybird ist also der Bandenboss?«

»War. Er ist weg.«

»Wo ist er?«

»Gerüchte besagen, er sei nach Südamerika ausgewandert. Danach ist ein Machtvakuum entstanden. Terror Baadjies und Muhammad Perkins machen sich den ersten Rang streitig. Sie bekriegen sich schon seit vier Monaten. Noch gibt es keinen Sieger, und wir können nichts ausrichten.«

»Sitzt K.D. Snyder wegen dieser Ausseinandersetzungen?«

»Ja. Wir haben ihn wegen versuchten Mordes eingebuchtet. Und wenn er in Pollsmoor bleibt, werden Muhammad Perkins' Leute ihn töten. Das gibt uns ein wenig Verhandlungsspielraum.«

Mat Joubert dachte nach. Danie Flint und eine Vlakte-Bande. Eine seltsame Verbindung.

Wie passte das alles zusammen?

Johnnie October fragte: »Sup, wie bist darauf gekommen?«

Joubert erzählte ihm die ganze Geschichte, in allen Einzelheiten.

Sie saßen in Neville Philanders Büro, zu viele Leute auf engem Raum. »Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen«, beruhigte ihn Bessie Heese. Sie wirkte genauso professionell wie tags zuvor. Und taufrisch, obwohl es schon kurz vor sechs war. »Die Polizei möchte Sie nur fragen, an was Sie sich von dem Zwischenfall am 29. September noch erinnern können.« Sie deutete auf Philanders Computer, auf dem sie ihm das Video gezeigt hatten. Ohne eine Pause.

»Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern.«

»Können Sie uns davon erzählen?«, fragte Johnnie October respektvoll und einfühlsam. »Es würde uns sehr helfen.«

Apollis fuhr sich fortwährend mit der Zunge über die Lippen und hob entschuldigend die Hände. »Mister Flint hat gesagt, es sei kein Problem. Nachdem er sich das Video angesehen hatte. Er hat gesagt, es sei nicht meine Schuld.«

»Ich verstehe«, sagte October. »Wir behaupten auch nicht, es sei Ihre Schuld. Aber wir wüssten trotzdem gerne, was an jenem Tag geschehen ist.«

»Und wo sich der Unfall ereignet hat«, ergänzte Joubert.

Apollis starrte ihn an.

»Meneer Apollis …«, ermunterte ihn October.

Apollis riss den Blick von Joubert los und konzentrierte sich auf Bessie Heese, seinen Rettungsanker. »Es war zwischen Atlantis und der R27. Kurz hinter der Abzweigung.« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Welche Abzweigung?«

»Zum Schießstand. Früher stand da ein Schild, aber das ist schon lange weg.«

»In welche Richtung waren Sie unterwegs?«, fragte Joubert.

»Bitte fahren Sie fort, Jerome.«

»Der Mercedes. Er ist langsam gefahren. Ich wollte überholen, hatte schon den Blinker gesetzt. Deswegen bin ich so dicht aufgefahren, aber ich musste noch den Gegenverkehr vorbeilassen. Da haben sie plötzlich gebremst. Aus heiterem Himmel. Da habe ich sie erwischt. Hinten. Auf der Rückseite. Am Heck. Hinten. Wir haben angehalten. Ich bin ausgestiegen, und sie …«

»Ist Ihnen irgendetwas Ungewöhnliches aufgefallen?«, fragte October.

»Nein, Meneer«, antwortete Apollis ein wenig verwirrt.

»Sie sind also ausgestiegen.«

»Ja, wir sind ausgestiegen. Da sagte der eine, der vorne gesessen hat … Nein, der mit der Nase, der hinten saß, der ist auf mich zugekommen. Da sagte der andere: ›Nein, warte, warte, warte.‹ Dann haben sie sich erst einmal den Schaden angesehen. Ich habe ja schon gesagt, die haben einfach eine Vollbremsung gemacht, wegen nichts und wieder nichts. Da sagte der eine, machen Sie sich keine Sorgen, es war nicht Ihre Schuld, alles in Ordnung. Da sagte ich, nein, ich muss einen Bericht schreiben. Da hat er sich den Bus angesehen und gesagt, Quatsch, ist doch nichts kaputt, sie würden mich nicht verantwortlich machen, ich solle mir keine Sorgen machen.«

»Wo haben Sie alle genau gestanden, während dieses Gespräch stattfand?«, fragte Butshingi, der mit gesenktem Kopf mitprotokollierte.

Apollis sah Heese an. »Mevrou, das muss ich auf Afrikaans sagen …«

»Schon in Ordnung«, beruhigte ihn Butshingi auf Englisch.

»Wir haben zwischen dem Auto und dem Bus gestanden.«

»Hat einer der Männer aus dem Mercedes den Kofferraum berührt?«

»Es ist vier Monate her«, verteidigte sich Apollis.

»Jerome, wenn Sie sich nicht mehr daran erinnern können,

»Ich … Ich glaube der Große mit dem komischen Gesicht. Ich meine, der hätte so mit der Hand auf den Kofferraum gestützt dagestanden.«

»Und dann?«

»Dann sagten sie, ich solle weiterfahren. Aber ich weigerte mich und sagte, ich müsse ihre Namen und Telefonnummern haben, denn mein Gebietsleiter, Mister Flint, wolle einen Bericht haben. Da regten sie sich ziemlich auf, und da hat er gesagt …«

»Wer?«

»Der, der vorne gesessen hat.«

»Auf welcher Seite?«

»Auf der Beifahrerseite.«

»Da hat er gesagt …?«

»Er sagte, ich solle jetzt bloß keine Schwierigkeiten machen, er hätte doch schon gesagt, er würde keine Ansprüche stellen, aber dann müsse ich jetzt auch weiterfahren. Da sagte ich, sie würden das nicht verstehen, mit der DRMP-Technik sei das nicht so einfach. Da hat mich der eine bedroht und gesagt, er würde dem Großen befehlen, mich zu Brei zu schlagen. Er sagte: ›Steig in deinen sch… Bus und‹, entschuldigen Sie, Mevrou, ›verpiss dich. Und zwar sofort!‹ Da bin ich eingestiegen, habe während der Fahrt schon Mister Flint angerufen und ihm alles erzählt. Da sagte er: Mach dir keine Sorgen, Jerome, wenn die keine Ansprüche stellen und der Bus keinen Kratzer abgekriegt hat – ich weiß, du hast dir noch nie etwas zuschulden kommen lassen. Am nächsten Tag nach Feierabend kam Mister Flint auf mich zu und sagte, er habe sich das Video angesehen und meine Akte bliebe sauber. Das war alles, Mevrou, Ehrenwort.«

»Ich weiß, Jerome. Es gibt wirklich nichts, worüber Sie sich Sorgen machen müssten.«

»Aber was machen denn dann die ganzen Polizisten hier?«

Während Johnnie October mit Pollsmoor telefonierte, um einen Verhörtermin mit K.D. Snyders zu vereinbaren, dachte Joubert über die Folgen nach, falls wirklich die Restless Ravens irgendwie dahintersteckten. Sie mussten in Tanja Flints Geschäft eingebrochen sein.

Sie schwebte in größerer Gefahr, als er vermutet hatte.

Er fragte Inspekteur Fizile Butshingi, ob die SAPD einen Streifenwagen zu Tanja Flints Haus in Parklands schicken könne. »Sie brauchen nur ein Stück die Straße runter zu parken.« Er wollte sie nicht noch mehr beunruhigen.

Butshingi verstand sofort. »Gute Idee.«

Dann rief Joubert Margaret an.

»Es wird spät heute.«

»Ich bleibe wach und warte auf dich. Pass gut auf dich auf!« Eine Polizistenfrau.

Er erwog, auch Tanja anzurufen, entschied sich aber dagegen. Noch gab es zu viele Fragen, zu viele Ungewissheiten.

Mit Johnnies Wagen fuhren sie zum Gefängnis jenseits von Tokai. Joubert saß auf dem Rücksitz.

»Sup, der Busfahrer …«, begann Johnnie. »Normalerweise

ist es gesetzlich ganz klar geregelt, dass immer derjenige schuld ist, der dem Vordermann draufgefahren ist, und Apollis hat viel zu wenig Abstand zu dem Mercedes gehalten.«

»Das muss Flint auf dem Video deutlich erkannt haben, Johnnie.«

»Trotzdem hat er die Verfehlung ignoriert. Weil er die Hand im Kofferraum gesehen hat. Und seine Chance.«

»Von da an war es einfach. Über das Kennzeichen des Mercedes hat er Terror Baadjies aufgespürt und ihn mit dem neuen Handy auf dem Festnetz angerufen, so dass man ihn nicht aufspüren konnte.«

»Erpressung«, riet Butshingi.

»Ob Flint gewusst hat, mit wem er sich einließ?«

»Und dann hat er gesagt: Geld her, oder ich übergebe das Video der Polizei.«

»Ja, so in etwa. Die Ravens haben Flint aufgespürt, Johnnie, wahrscheinlich, weil er irgendeinen Fehler gemacht hat. Was mich beschäftigt, ist die Frage, warum der Einbruch in Tanjas Geschäft so … halbherzig war. Sie haben ein paar Tische umgekippt und eine lausige

Botschaft an die Wand gekritzelt. Von einer Vlaktebande würde man doch mehr erwarten.«

»Du musst das im Zusammenhang sehen, Sup, mit dem internen Krieg. K.D. Snyders, der Killer, sitzt im Knast, und Terror Baadjies braucht alle seine Truppen, also schickt er zwei oder drei seiner Handlanger, unerfahren, ein bisschen ängstlich …«

»Was ich aber nicht verstehe«, fiel Butshingi ein, »diese Typen – warum haben sie eigentlich überhaupt bezahlt?«

»Wie meinst du das, Kollege?«

»Das Video. Es beweist nicht viel. Angenommen, Danie Flint hat Terror Baadjies angerufen und versucht, ihn zu erpressen. Terror fackelt den Benz ab, lässt ihn chemisch reinigen, dampfreinigen oder wie auch immer. Es geht sicher, dass im Kofferraum keine nachweisbaren Spuren übrigbleiben, und denkt sich eine Geschichte aus, falls die Polizei Fragen stellt. Er könnte sagen, ach, das war meine Nichte, sie hatte zu viel getrunken, deswegen haben wir sie in den Kofferraum gelegt, weil wir nicht wollten, dass sie meine schönen Polster vollkotzt. Und er bringt seine Nichte dazu, das Spiel mitzuspielen.«

Joubert und October sagten nichts, denn sie wussten, er hatte recht. Eine ziemlich unangenehme Erkenntnis.

»Wäre er clever genug, dieser Terror Baadjies?«, fragte

Butshingi.

»Ja«, antwortete October, »absolut.«

»Also, warum haben sie gezahlt? Und das gleich zweimal?«

Johnnie October redete gutmütig auf ihn ein. Er machte ihm seine Position klar. Erklärte ihm, dass er im Knast nicht lange überleben würde. Die Ravensfraktion von Muhammad Perkins würde ihn erwischen. In dem Augenblick, in dem er aus der Einzelhaft entlassen und in einen normalen Zellentrakt verlegt würde. Es sei nur eine Frage der Zeit.

»Sie sind ein toter Mann«, fügte Butshingi hinzu.

»Aber wir können Ihnen helfen«, ergänzte October.

Keine Reaktion. Das so furchtbar entstellte Gesicht blieb reglos. Das Narbengewebe verzog die Lippen zu einem permanenten Grinsen, als mache K.D. sich ständig über alle Welt lustig.

»In diesem Moment wetzt schon jemand ein Messer nur für Sie, King Kong«, sagte Butshingi in seiner vereinbarten Rolle als »böser Bulle«.

»Aber wir könnten Sie schützen. Zeugenschutzprogramm, Schutz. Ein neues Leben, Willem. Mit einer kleinen

Starthilfe von ein paar tausend Rand. Irgendwo in Südafrika, wo Sie wollen.«

Doch das alles, so wussten sie, war nur das Vorspiel, um seine Aufmerksamkeit zu erwecken.

»Stellen Sie sich das doch mal vor. Sie müssten nie wieder befürchten, verfolgt zu werden. Nie wieder.«

K.D. Snyders saß da wie versteinert.

»Du vergeudest deine Zeit, Johnnie«, sagte Butshingi.

»Vielleicht nicht. Vielleicht kann Willem erkennen, dass das seine Chance ist.«

»Der Richter schickt Sie für lange Zeit in den Bau, Mister King Kong. Einen Mörder wie Sie.«

»Ruhig, Kollegen, wir können ihm helfen.«

»Vielleicht will er gar nicht, dass wir ihm helfen. Vielleicht ist er hässlich *und* blöd.«

Und so spielten sie das Spiel; der eine war der Freund, der ihm die helfende Hand bot, der andere der Feind, der ihn beschimpfte und beleidigte. Er reagierte nicht, sah sie nicht an, nicht einmal, als Butshingi sein Gesicht seiner

verzerrten Maske näherte und ihn wütend anschrie. Willem »K. D.« Snyders saß da wie ein Standbild, und Joubert, der wortlos daneben saß und zuschaute, fragte sich, ob ihr Plan aufgehen würde.

Endlich sagte Johnnie October: »Fizile, es reicht jetzt. Geht raus. Alle beide, denn *Whiteys* und *Darkies* verstehen nicht, wie es ist, ein Farbiger zu sein. Ich werde allein mit Willem reden.«

Gespielt widerwillig standen Butshingi und Joubert auf und verließen den Raum.

Im Zimmer nebenan schauten sie durch die Scheibe, die nur von ihrer Seite aus durchsichtig war. Sie beobachteten, wie sich October neben Snyder setzte, seine Miene voller Mitgefühl, die Hände auf dem Tisch. Dann spielte Johnnie seinen Trumpf aus.

»Willem, ich komme aus Bishop Lavis. Ich weiß, wie das ist. Ich kenne das harte Leben dort und das Leid. Das in deinem Fall noch viel schlimmer war als meines, wegen des Unfalls. Ich wage nicht einmal, daran zu denken, wie schwer es für dich gewesen sein muss. Und ich kann dir auch nicht verübeln, dass du auf die schiefe Bahn geraten bist. Du bist durch die Hölle gegangen. Und mit der Zeit wurde es nur immer schlimmer.«

»Er ist gut«, bemerkte Butshingi.

»Ja, das ist er«, pflichtete Joubert ihm bei.

»Willem, ich weiß, dass irgendwo tief in dir noch das Kind von damals steckt. Da ist noch jemand, der fragt: Warum kann es nicht anders sein? Warum kann ich nicht ein gutes Leben führen? Ein normales Leben. Nun, Willem, ich sage dir, das ist möglich. Wenn du uns heute Abend hilfst, kann ich erreichen, dass du auf Staatskosten ein neues Gesicht bekommst. Dann bringen wir dich ins beste Krankenhaus Südafrikas, zu Ärzten,

Johnnie October ließ ihm Zeit, darüber nachzudenken, bevor er hinzufügte: »Ein neues Gesicht, Willem. Neu und schön.«

K.D. Snyders reagierte nicht sofort. Es dauerte eine Weile, bis er zum ersten Mal den Kopf drehte. Bis er October ansah. Seine Mundwinkel zogen sich langsam nach oben, zu einem Grinsen.

Und dann spuckte er verächtlich auf Octobers Hand.

In dem Raum neben dem Vernehmungszimmer fanden sie wieder zusammen, berieten sich, ließen sich Kaffee

bringen, analysierten ihre Strategie. Im Hintergrund waren die nächtlichen Gefängnisgeräusche zu hören, hin und wieder der dumpfe Knall einer Metalltür, die zuschlug, ein strenger Befehl über Lautsprecher, die Stimmen der Gefangenen, wie Nachttiere, die einander im Dunkeln riefen.

Die drei Fahnder brachten gemeinsam über acht Jahrzehnte Berufserfahrung mit und wussten, dass Geduld der einzig gangbare Weg war. Ihre effektivste Waffe war Zeit.

»Blinde Loyalität«, spekulierte Butshingi.

October sagte: »So sind sie. Bis in den Tod.«

»Und er hat keine Angst vor dem Tod.«

»Manchmal frage ich mich, ob sie nicht sterben wollen. Es ist, als suchten sie die Lebensgefahr.«

Joubert saß mit den Ellbogen auf den Tisch gestützt da und verarbeitete die Information mit gesenktem Kopf.

»Was hatten sie auf dieser Straße zu suchen, Johnnie? In der Nähe von Atlantis?«

»Das ist die Frage, Sup.«

»Ist das traditionelles Ravens-Gebiet?«

»Ach, du weißt doch, wie das in den letzten zehn Jahren war,

»Trotzdem war er da.«

»Mit einem Menschen im Kofferraum seines Wagens.«

»Auf dem Weg zurück von Atlantis?«

»Muss nicht sein. Vielleicht haben sie nur einen Platz gesucht, um die Leiche loszuwerden. Weit von ihrem Wohnort entfernt. Vielleicht wollten sie auch jemanden erschießen. An einem Ort, an dem Schüsse nicht weiter auffallen.«

»Um welchen Schießstand geht es?«, fragte Joubert.

»Das Militär hat dort einen Übungsplatz«, erklärte October. »Mit allem Drum und Dran. Könnte sein, dass Terror und seine Leute ihn nicht auf Anhieb gefunden haben und drehen mussten. Der Busfahrer hat schließlich ausgesagt, dass das Hinweisschild verschwunden ist.«

»Die Gegend dort ist sehr sandig«, bemerkte Joubert. »Ideal, um leicht und schnell ein Loch zu graben.«

»Kann schon sein, Sup, aber das gilt für die gesamte Kaapse Vlakte. Überall Sand …«

»Sie waren also auf der Suche nach einem Platz weit

außerhalb ihres Territoriums, um eine Leiche loszuwerden. Terror Baadjies, sein starker Arm K.D. Snyders und ein Fahrer. Sie kannten sich in der Gegend nicht besonders gut aus, wollten abbiegen, irgendwie von der Straße runter …«

»Deswegen sind sie so langsam gefahren. Alle drei haben nach einer geeigneten Stelle Ausschau gehalten und nicht gemerkt, dass der Bus dicht hinter ihnen war. Als sie die Abzweigung zum Schießstand verpassten, sagte einer: ›Da hätten wir abfahren müssen‹, und der Fahrer trat auf die Bremse.«

»Bang! Der Bus knallt ihnen hintendrauf.«

»Sie wimmeln den Busfahrer ab und führen ihren Plan zu Ende.«

Joubert kratzte sich am Kopf. »Der neunundzwanzigste September. Flint hat erst am fünfzehnten Oktober das Konto eröffnet. Angenommen, er hätte etwa eine Woche gebraucht, um Terrors Telefonnummer herauszufinden und ihn persönlich zu kontaktieren. ›Ich habe ein Video von euch, da draußen bei Atlantis. Ich weiß, was ihr getan habt.‹ Er bauscht die Sache ein bisschen auf, gerade genug, um Terror zu suggerieren, dass die Beweise vernichtend sind.«

»Und sie zahlen.«

»Aber nicht sofort. Sie lassen sich Zeit. Fast eine Woche.«

»Und währenddessen suchen sie ihn?«

»Aber warum haben sie bezahlt?«, fragte Johnnie October. »Wie Fizile schon gesagt hat, hätten sie die Spuren im Mercedes beseitigen und sich eine gute Story zurechtlegen können. Von der Polizei hätten sie danach nichts mehr zu befürchten gehabt …«

Schweigend überlegten sie.

Butshingi fuhr sich mit einer Hand über das Gesicht, blickte dann langsam wieder auf. »Vielleicht …«

Die anderen beiden sahen ihn an.

»Vielleicht«, fuhr Butshingi fort, »hatten sie tatsächlich nichts von der Polizei zu befürchten …«

»Wie meinst du das, Kollege?«, fragte October.

»Wann haben diese internen Auseinandersetzungen begonnen?«

October rieb sich über den Schnurrbart. »Unsere Informanten sagen, es hätte letztes Jahr im August angefangen, Ende August. Damals, als *Die Burger* über

die Pläne des Oberstaatsanwaltes berichtet hat, einen Sonderstaatsanwalt damit zu beauftragen, Tweetybird de la Cruz wegen Steuerhinterziehung vor Gericht zu bringen. Denn das war praktisch alles, was sie ihm nachweisen konnten. Damals soll sich Tweetybird mit seinem Buchhalter Muhammad Perkins beraten haben, der ihm sagte, die Steuerbehörden seien wie eine Bulldogge, wenn sie sich einmal festgebissen

»Damit hat es also angefangen?«

»Ja, und die Gerüchteküche will, dass sie beschlossen, Tweetybird müsse das Land verlassen. Terror Baadjies machte Perkins für die Probleme verantwortlich, denn er führte schließlich die Bücher. Tweetybird versuchte, den Frieden zu wahren, aber wenn die eigenen Leute wissen, dass man demnächst weit weg in Uruguay ist, verliert man seine Autorität. Warum willst du das wissen?«

»Terror Baadjies. Wenn er sich keine Sorgen wegen der Polizei machte, weil er die Sache vertuschen konnte. Warum hat er gezahlt? Vielleicht, weil er Angst hatte, seine eigenen Leute könnten herausfinden, was er getan hatte.«

»Aha!«, sagte Johnnie October.

»Ich komme da irgendwie nicht mit«, bemerkte Joubert.

»Wo ist dein Zeitplan, Sup?«, fragte October plötzlich aufgeregt. Butshingi rückte näher.

Joubert schlug seinen Schreibblock auf und blätterte zu der entsprechenden Seite.

»Wir haben uns bisher auf die Ereignisse nach dem Zwischenfall mit dem Bus konzentriert«, sagte October. »Aber Terror Baadjies hat schon Ende August gewusst, dass große Veränderungen bevorstanden. Dass ihm die Chance auf die Führung der Ravens winkte.«

»Genau«, pflichtete Butshingi ihm bei. »Und deshalb hat er seinen Coup von langer Hand geplant.«

»Das meinte Fizile eben, Sup«, sagte October. »Terror, K.D. Snyders und der Mercedes. Wir dachten die ganze Zeit, sie hätten am neunundzwanzigsten September etwas zu verbergen gehabt, was mit dem Organisierten Verbrechen zu tun hatte. Aber vielleicht waren sie schon dabei, den Machtwechsel vorzubereiten. Vielleicht war der Kerl im Kofferraum einer von den Ravens, einer von der anderen Seite …«

»Genau«, bestätigte Butshingi.

»Und deswegen haben sie Flint bezahlt. Nicht, weil sie Angst hatten, die Polizei könnte ihnen auf die Schliche kommen …«

»Sondern weil sie befürchteten, ihre eigenen Leute könnten es herausfinden. Vielleicht der andere Leutnant, der Buchhalter.«

»Muhammad Perkins.«

»Richtig.«

»Oder Tweetybird selbst«, schlug Johnnie October vor. »Wenn Tweetybird herausgefunden hätte, dass Terror Baadjies an seinem Thron sägte, noch bevor er das Land verlassen hatte, hätte er nicht lange gefackelt und Terror aus dem Weg räumen lassen.«

»Weil die Gangbosse blinde Loyalität verlangen.«

Joubert hatte eine Idee und tippte mit dem Zeigefinger auf den Tisch. »Das müssen wir uns zunutze machen, Johnnie!«

»Was meinst du, Sup?«

»K.D.s Loyalität. Wir müssen sie umdrehen.«

»Jetzt kann ich dir nicht folgen.«

»Was würde passieren, wenn die Ravens erfahren würden, dass Terror schon ungefähr einen Monat vor der Flucht Tweetybirds anfing, Bandenmitglieder zu ermorden, um die Macht an sich zu reißen?«

»Dann würde sich seine eigene Fraktion gegen ihn wenden.«

»Genau. Deswegen muss K.D. dieses Geheimnis bewahren. Terror hat K.D. bei den Ravens eingeführt. Ihn initialisiert …«

»Stimmt, Sup. Terror ist für K.D. wie ein Vater.«

»Genau, Johnnie. K.D. will nicht reden, weil er Terror treu ist bis in den Tod.«

»Vollkommen richtig.«

»Und das müssen wir ausnutzen. Denn das Einzige, was K.D. fürchtet, ist die Ablehnung seines Ziehvaters.«

»Perfide.« Fizile Butshingi grinste. »Darauf freue ich mich jetzt schon.«

Joubert setzte sich direkt neben K.D. Snyders. October und Butshingi nahmen gegenüber Platz. Joubert lehnte sich zu K.D., bis sein Gesicht nur wenige Zentimeter von dem des Gangmitglieds entfernt war.

Joubert bluffte gewagt: »Wir wissen alles, K.D., über das,

was da draußen bei Atlantis passiert ist. Wir wissen, dass Terror den Ravens in den Rücken gefallen ist, wir wissen, wer da unter dem Sand liegt.« Konzentriert lauschte er Snyders' Atmung, denn er wusste, dass das verstümmelte Gesicht nichts verraten würde.

Er hörte, wie sein Atem für einen Moment stockte, als klopfe sein Herz schneller. Das spornte ihn an.

»Wir wissen von Flint und dem Video. Wir wissen, wie ihr ihn losgeworden seid. Wir wissen nur noch nicht, wo, aber wir werden ihn finden. K.D., dein großes Problem ist, dass nur wir drei wissen, wer euch verraten hat. Niemand sonst. Aber ich sage dir, was wir tun werden: Wir gehen hier raus und sagen den Wachen, du hättest gesungen. Um deine eigene Haut zu retten, hättest du uns Terror auf einem Silbertablett serviert. Superintendent Johnnie October wird auf der ganzen Vlakte das Gerücht ausstreuen, dass du uns geholfen hast, Terror zu schnappen. Du hast deine eigenen Leute verraten, du hast Terror und die Ravens ans Messer geliefert …«

Er schwieg und lauschte. K.D.s Atem ging jetzt flach und schnell.

»Du hast Terror hintergangen. Das wird er zumindest glauben. Und er kann es vergessen, neuer Anführer zu werden.«

Die Ketten zwischen Snyders' Hand- und Fußfesseln zitterten und schlugen leise klirrend gegen die Metallöse am Tisch.

»Dann hast du nichts mehr, K.D. Nichts und niemanden.«

Endlich zeigte sich eine Regung in Snyders' Miene. Dann

Joubert wich aus, ging außer Reichweite. Doch er wusste: Sie hatten ihn.

Johnnie October wartete, bis K.D. sich ein wenig beruhigt hatte. Dann sagte er, höflich wie immer: »Es gibt einen Ausweg, K.D. Terror braucht nichts zu erfahren. Aber dafür müssen Sie uns helfen.«

Mit seiner heiseren Stimme und dem Sprachfehler aufgrund seiner deformierten Lippen, mit denen er keine Plosive bilden konnte, beantwortete K.D. Snyders widerwillig einige Fragen. Kurz angebunden, mit zitternden Händen und einem Minimum an Worten, die Augen funkelnd vor Wut und Hass.

»Wer hat den Mercedes gefahren, als der Bus Ihnen

reingeknallt ist?«, fragte Johnnie October.

»Mannas Vinck.«

»Terrors Chauffeur.«

K.D. nickte.

»Und jetzt müssen Sie uns sagen, wo wir graben sollen, K.D.«

Snyders wandte den Blick ab.

»Sie haben nur eine Chance, K.D.«

»Montagu's Gift. In Philippi.«

»Die Farm? Bei Mitchell's Plain?«

Ein Nicken war die einzige Antwort.

»Wo auf der Farm?«

»Rechts neben der Olivenbaum-Düne. Zur Morgensterstraat hin.«

October nickte, als wüsste er, wo es war. »Und bei Atlantis?«

»Hinter dem Tor zum Schießstand. In der Ecke. Hinter den neunhundert Metern.«

»Den neunhundert Metern?«

Wieder ein Nicken.

Snyders beendete seinen Verrat mit einem Kopfschütteln. Er würde nichts mehr sagen.

»Wer liegt da, K.D.? Auf dem Schießstand?«

Schweigen.

»Was ist passiert? Wie haben Sie Flint getötet?«

Das Bandenmitglied wandte das Gesicht ab und starrte die Wand an.

»Wer hat Flints Wagen vor dem Active Virgin abgestellt?«

Nichts.

Bis October schließlich sagte: »Ich werde mich an unseren Teil der Abmachung halten, K.D. Aber wenn Sie uns belügen …«

Dann standen sie auf. October meldete sich bei seiner Dienststelle und forderte Unterstützung an, sie müssten Grabungen durchführen. Mat Joubert rief seine Frau an und sagte, sie solle nicht seinetwegen aufbleiben.

Es würde eine lange Nacht werden.

Zuerst suchten sie auf der Farm bei Philippi. Sie mussten den Bauern aus dem Bett holen und fuhren im Konvoi zu der Stelle, die October ihnen zeigte.

Kurz nach zwei Uhr morgens: Die Scheinwerfer der SAPD-Streifenwagen und des Kleinbusses der Spurensicherung erhellten die Szenerie, bevölkert von den gespenstischen Schatten der Spürhunde, die bellten, schnüffelten und schwanzwedelnd an den Leinen zerrten, dazwischen die grabenden Konstabel, deren Schaufeln sich hoben und senkten. Die Häuser von Westridge und Woodlands waren nur zwei Kilometer entfernt, Mitchells Plain lag in tiefem Schlaf. In der Ferne brüllte eine Milchkuh.

Um sieben Minuten nach drei: ein lauter Ausruf. Alle legten ihre Arbeitsgeräte hin und umringten die Stelle. Taschenlampen und Suchscheinwerfer sorgten für das Licht, in dem zwei Männer ein Bündel im Sand freilegten. Eine Leiche, eingewickelt in Stoff, der einmal eine schwarze Bettdecke mit ausgeblichenem orangefarbenen Blumenmuster gewesen sein musste.

Unter dem Kokon lag eine Schusswaffe, die Johnnie

October vorsichtig in einer Plastiktüte für Beweisstücke sichern ließ.

Joubert wusste, dass er Tanja Flint anrufen musste, weil sie ein Recht darauf hatte, es zu erfahren. Doch er wollte ihr wenigstens noch ein paar Stunden Schlaf gönnen, bevor er ihr Leben erneut umkrempelte.

Die Suche bei Atlantis begann erst um Viertel nach fünf, als sich der östliche Horizont bereits erhellte und der Suidooster aufkam, ein trauriger Wind, der kleine Sandwolken von den Schaufeln wehte.

Das »Tor« in K.D. Snyders' wortkarger Beschreibung war der Haupteingang zum Goeie-Hoop-Schießstand der südafrikanischen Streitkräfte. Es stand immer sperrangelweit offen. Nur gelbe Schilder mit der Warnung: *Zutritt für Unbefugte verboten.* waren zur Abschreckung angebracht.

Direkt hinter dem Tor, auf der linken Seite, befand sich die Stelle, von der aus Schützen auf neunhundert Meter Entfernung auf Schießscheiben anlegen konnten – eine Plattform aus Betonblöcken, Sand und Kies so hoch wie Jouberts Kopf. Sie war gut zwanzig Meter lang, und dahinter öffnete sich die »Ecke« aus K.D.s Beschreibung. Dort bildeten zwei Seiten des Zaunes und die Plattform ein

Dreieck, hundertfünfzig Quadratmeter grasbewachsener Sand. Es war ein guter Platz, um eine Leiche zu vergraben, denn wenn das Militär nicht da war, konnte einer den einzigen Zugangsweg leicht im Auge behalten, während die beiden anderen, verborgen hinter der hohen Plattform, im weichen Sand eine Grube aushoben.

Die uniformierten Polizisten aus Atlantis und Table View begannen unter der Leitung von Dick und Doof, dem Laurel-und-Hardy-Gespann der Spurensicherung, vorsichtig an der nördlichen Grenze zu graben.

Um halb sieben konnte Joubert den Anruf nicht länger hinausschieben. Er setzte sich in seinen Honda, um dem Wind zu entfliehen, und rief Tanja Flint an.

Sie meldete sich gleich, als sei sie schon lange wach.

»Tanja, ich habe keine guten Neuigkeiten für Sie.«

Der Laut, den sie ausstieß, verriet, dass sie trotz allem die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatte.

»Es tut mir sehr leid«, sagte Joubert in dem Wissen, dass das nicht genug war.

»Wie ist er gestorben?«

»Er wurde erschossen.«

Sie schwieg lange, bis sie endlich fragte: »Wer hat es getan?«

Ausweichend antwortete er, dass sie noch nicht genügend Beweise hätten, gewiss aber noch vor dem Abend Genaueres wüssten.

»Ich muss es wissen«, sagte sie.

Um zehn nach sechs fanden sie die erste Leiche.

Sie lag knapp unter der Oberfläche in der Mitte des Dreiecks, nur etwa einen Meter unter dem feinen Sand.

Joubert kniete sich neben October und Butshingi und beobachtete, wie die Kriminaltechniker im weichen Morgenlicht mit Pinseln und Bürsten behutsam den Sand rund um die Leiche entfernten. Andere vergrößerten vorsichtig die Grube, transportierten eimerweise Sand weg und schütteten ihn sorgfältig abseits auf einen Haufen.

»Eine Frau!«, bemerkte October überrascht. Er erkannte es an den Sandalen an den Füßen, der Form ihres Körpers. Der braunweiße Sand klebte an ihr, und die Kriminaltechniker wischten ihn respektvoll und vorsichtig von ihrem Gesicht. Die Gesichtszüge waren aufgrund von

drei Schusswunden nicht mehr erkennbar. Nur die langen schwarzen, zu einem Zopf geflochtenen Haare waren unversehrt.

»Sie haben sie nicht mal zugedeckt.«

»Cornelia Johanna van Jaarsveld«, las October leise vor.

Die große Überraschung war jedoch die zweite Leiche, die eines Mannes. Er lag nur knapp einen Meter von der Frau entfernt, genau so tief, aber mit einem schwarzen Plastiksack eng um den Oberkörper gewickelt. Erst als die Spurensicherung die Plastikfolie aufgeschnitten und entfernt hatte, erkannte October ihn.

»Ach du grüne Neune!«, stieß er zutiefst erstaunt hervor. »Das ist Tweetybird!«

Johnny October wies die Bereitschaftspolizei an, Terrence Richard Baadjies und seinen Chauffeur Mannas Vinck mit großem Tamtam in Baadjies' Haus in Wynberg zu verhaften und sie in getrennten Fahrzeugen zur Wache zu transportieren.

In der Polizeidienststelle Wynberg – es war inzwischen neun Minuten nach elf – hielten sie die beiden weiterhin

streng getrennt voneinander. Den imposanten Terror Baadjies hatten sie in eine der Zellen eingeschlossen, aus der er ab und zu rief: »Ich habe das Recht auf einen Anwalt, ihr scheiß Naziärsche!«, um anschließend arrogant zu lachen. Vinck hatten sie in einen Aufenthaltsraum gebracht, den einzigen Ort, an dem sie ein Verhör durchführen konnten.

»Ich bin nur der Fahrer!«, wiederholte Vinck unablässig. Er war klein von Gestalt und redete schnell, wobei er seine Worte mit Handbewegungen unterstrich. Das Gesicht unter dem gelbweißen Panamahut war tief zerfurcht, und auf den sehnigen Armen trug er Tätowierungen.

Butshingi und Joubert hörten ihm zu, während October ihm leise und höflich die Situation skizzierte. »Sie sitzen in der Tinte, Mannas, Sie stecken bis zum Hals in Schwierigkeiten.«

»Ich bin nur der Fahrer!«

»Sie sind mitschuldig, Mannas – an drei Morden! Wir haben ein

»Ich kenne keinen Flint.«

»Sie haben mitgeholfen, ihn zu begraben, Mannas, draußen auf Montagu's Gift. Aber das ist nicht mal das Schlimmste für Sie. Sie haben mitgeholfen, Tweetybird zu ermorden. In Pollsmoor überleben Sie nicht eine Stunde

lang, und genau dahin werde ich Sie schicken.«

»Ich bin nur der Fahrer!«, wiederholte er, aber sein Blick huschte nervös hin und her.

»Ich bringe Sie nach Pollsmoor und zeige das Video dem ganzen Knast, Mannas. In Zeitlupe.«

»Scheiße.« Seine Hände erschlafften plötzlich.

»Aber wir beide können uns gegenseitig helfen, Mannas.«

108

Es sei um eine Transaktion gegangen, sagte Mannas Vinck. Aber die ganze Sache lief von Anfang an beschissen.

Terror, K.D. Snyders, Tweetybird de la Cruz und er seien rausgefahren, an Atlantis vorbei bis ungefähr zehn Kilometer hinter Mamre. Möglich, dass es der 29. September war, er wisse es nicht mehr so genau. Terror und Tweetybird stritten sich über die Partner, aber sie nannten bewusst keine Namen, denn das ging Vinck und K.D. nichts an.

Welche Partner?, fragte Johnnie October.

Wisse er nicht, die verschiedenen Partner bei dem Diamanten-Deal eben. Die Ravens waren die Mittelsmänner, er sei nur der Fahrer, er wolle gar nicht alles wissen.

Und dann?

Dann zogen sie den Deal durch, zehn Kilo, kurz hinter Mamre, zwischen den Portjackson-Akazien. Sie kauften die Steine von einer Whitey-Tusse mit einer Scheißknarre in der Hand. Arrogante Kuh, behandelte den Vogel, als ob er Dreck sei.

Und dann hat Terror sie geschlagen, voll mit der Faust aufs Maul, hat ihr die Knarre abgenommen und sie zwischen die Scheißaugen geschossen, und da hat Bird gesagt, was machst du denn für'n Scheiß und da hat Terror sich umgedreht und Bird mit der Knarre von der Tusse ins Herz geschossen, drei Mal, und ich und K.D. Snyders haben ganz sprachlos danebengestanden, denn ich meine, Terror hatte Tweetybird erschossen, den Scheißchef der Ravens. Aber Terror hat gesagt, steht nicht so rum wie die Ölgötzen, ladet ihn in den Scheißkofferraum, was habt ihr denn geglaubt, was passiert, wenn er in Bolivien sitzt? Sollen wir vielleicht Befehle von Muhammad Perkins annehmen?

Wollt ihr das? Von diesem Arsch, der Bird überhaupt erst in die Scheiße reingeritten hat?

Und da haben wir sie eingeladen und sind gefahren. Das Auto von der Tusse steht bestimmt noch da, wenn das verdammte Ding nicht schon längst geklaut ist. Und dann hat uns der Scheißbus erwischt, kurz hinter dem Schießstand.

Vinck sagte aus, Terror habe erst gedacht, es sei der Busfahrer, der sie erpressen wolle.

Sie fanden heraus, wer er war, denn jemand kannte eine farbige Tusse bei ABC, Santasha Dingsbums, aber als K.D. Snyders mit seinem Messingschlagring vor ihm stand, erkannten sie, dass er es nicht war, sondern der beschissene Aufseher mit dem roten Audi. Da sagte Terror, sie müssten vorsichtig sein, denn wenn herauskäme, dass Vinck den Vogel erschossen hätte, gäbe es den totalen Krieg. Und Mannas Vinck dachte: Was für'n Scheiß ist das denn, er hatte doch niemanden erschossen? Aber was sollte er tun … Da sagte Terror, bezahlt den Aufseher, wir können keinen Whitey umlegen, das wirbelt zu viel

Aber dann ging die Scheiße weiter, denn der Whitey hat wieder angerufen und wollte mehr. Terror hat wieder

bezahlt, aber da wusste er, der Whitey würde nicht aufhören. Da beschatteten sie ihn, drei Wochen lang, und schmiedeten einen Plan. Und dann, irgendwann Ende September, entführte K.D. Snyders den Weißen aus seinem roten Audi, an dem Stoppschild an der Kreuzung Bromwell – Spoorwegstraat in Woodstock. Sie zerrten in raus und bugsierten ihn in Terrors Mercedes. Vinck brachte den Audi zum Virgin Active in Table View und wischte ihn sauber. Dann fuhr er mit vier verschiedenen beschissenen Taxen zurück nach Rosebank.

Und dann erschossen sie den Whitey mit der Knarre von der Tusse und vergruben ihn neben der Düne.

Mat Joubert saß am Esszimmertisch im Haus von Tanja Flint. Er war vollkommen erschöpft und wollte nur noch duschen, essen und schlafen. Es war inzwischen kurz vor drei.

Sie kehrte mit Kaffeetassen auf einem Tablett aus der Küche zurück und stellte ihm eine Tasse hin. Alle ihre Bewegungen wirkten langsam und mechanisch. Sie setzte sich ihm gegenüber und legte die Hände auf den Tisch. Schweigend. Aus ihren Augen sprach eine Müdigkeit, die viel größer war als seine.

Und Verlust.

Frauenleiche bei Atlantis:

Rätsel um Spurenleserin immer mysteriöser

Kapstadt. – Die Fahnder konnten bisher noch nicht ermitteln, inwiefern die professionelle Spurenleserin Cornelia Johanna van Jaarsveld (28) aus Nelspuit mit Verbrecherbanden auf der Kaapse Vlakte und mit illegalem Diamantenhandel in Verbindung stand.

Van Jaarsvelds Leiche wurde letzte Woche neben der des ermordeten Bandenchefs Willem »Tweetybird« de la Cruz unter dem Sand verscharrt neben dem SANW-Schießstand in der Nähe von Atlantis gefunden.

Superintendent Johnnie October, der die Ermittlungen

leitet, gab *Die Burger* gegenüber zu, dass die Polizei zurzeit noch über die genauen Umstände ihres Todes im Dunkeln tappe.

Die Burger, 19. Februar 2010

(1. März 2010. Montag.)

Er hängte sein Magisterzertifikat in Kriminologie, das er vor zehn Jahren erworben hatte, an der Wand seines neuen Büros im Centre-Point-Gebäude in Milnerton auf, wobei er sich fragte, ob das nicht zu angeberisch aussah.

Er trat ein Stück zurück. Margaret hatte das Zimmer ansprechend eingerichtet, mit einem alten, rotblauen Perserteppich und einem antiken Schreibtisch, den sie in Plumstead bei einem Antiquitätenhändler aufgetrieben hatte, mit den passenden schicken Mahagonistühlen für Besucher.

Auf dem Schreibtisch stand ein Laptop. Daneben lag ein Schreibblock aus dem Buchladen. Ein Regal aus Oregonfichte

Die Schrift auf der Glastür verkündete kurz und bündig:

Mat Joubert

Ermittlungen

Er rückte das gerahmte Zertifikat gerade, als es an die Tür klopfte. Bestimmt die Telkom, die sein Telefon anschließen wollte.

»Herein.«

Ein Mann öffnete die Tür, mittelgroß, fast farblose Haare, militärisch kurz geschnitten.

»Mat Joubert?«, fragte er.

»Ja.«

Er schloss die Tür hinter sich, trat näher und reichte Joubert die Hand. »Ich bin Lemmer.« Sein Händedruck war kräftig.

Doch nicht die Telkom, dachte Joubert und musterte den Mann. Die geschmeidige Mühelosigkeit seiner Bewegungen und die Wachsamkeit in den kühlen Augen erinnerten ihn an ein Raubtier. Er kannte diese Sorte von Männern. Sie bedeuteten meistens Ärger. Er hatte schon mit solchen Leuten gearbeitet und einige von ihnen

verhaftet, meist unter ziemlichen Schwierigkeiten.

Der Mann griff in die Brusttasche seines Hemdes, zog ein zusammengefaltetes Stück Papier heraus und klappte es auseinander – ein Zeitungsartikel. Er reichte ihn Joubert, der ihn annahm und ihn sich anschaute.

Rätsel um Spurenleserin immer mysteriöser, lautete die Überschrift. Er kannte den Artikel, in dem auch sein Name erwähnt wurde. Er war vor über einer Woche erschienen.

»Ich habe Informationen darüber«, sagte Lemmer.

Joubert blickte auf. »Dann sollten Sie damit zur Polizei gehen.«

Lemmer schüttelte den Kopf. »Lieber nicht.«

Joubert faltete den Artikel wieder zusammen, gab ihn dem Mann zurück und ging zu seinem Bürostuhl. »Dann setzen Sie sich bitte.«

Auf leicht glänzendem Papier war das Foto eines jungen Mädchens abgedruckt – es war ein Ausriss aus einer Schwarzweißpublikation, vielleicht aus einem Schuljahrbuch, denn das Mädchen trug eine Schuluniform.

Die langen schwarzen Haare waren im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, das Gesicht war schön. Das angedeutete Lächeln verriet eine gewisse Aufsässigkeit, als hätte sie es faustdick hinter den Ohren.

Joubert nahm das Bild in seine große Hand, studierte die Gesichtszüge und verglich das Foto in Gedanken mit der verstümmelten Frauenleiche, die er auf dem Schießstand in Atlantis gesehen hatte. Es hatte große Ähnlichkeit.

»Könnte sein.«

»Hatte sie ein kleines rotes Muttermal, dicht hinter ihrem linken Ohr?«

»Keine Ahnung.«

»Könnten Sie das herausfinden?«

Joubert nickte. »Das kann ich. Haben Sie sie gekannt?«

»Nein.«

Fragend blickte Joubert von dem Foto auf.

»Ihr Name ist Helena Delfosse. Sie hatte das Muttermal. Sie wurde am 21. September letzten Jahres zum letzten Mal in Nelspruit gesehen, in der Damenboutique, in der sie arbeitete. Und zwar in Begleitung ihrer Cousine, Cornelia Johanna van Jaarsveld, auch als Floh bekannt. Ich vermute

außerdem, dass Delfosse irgendwann in der Nacht des 26. September in Loxton, in der Bo-Karoo war, um Floh dort abzuholen.«

Wieder betrachtete Joubert den Mann ihm gegenüber. »Was haben Sie damit zu tun?«

Die grüngrauen Augen wanderten zu dem Zertifikat an der Wand. Dann stand Lemmer auf. »Das Foto können Sie behalten. Die Adresse ihrer Eltern steht auf der Rückseite.« Er drehte

Ohne zu reagieren, verschränkte Joubert die Arme vor der Brust.

Er sah den Anflug eines Lächelns über Lemmers Gesicht huschen, dann kehrte der langsam zurück und legte die Hände auf die Lehne des Mahagonistuhls. »Ich habe achtzehn Stunden lang mit Floh van Jaarsfeld in einem Lkw gesessen. Zufällig, durch ein Zusammentreffen verschiedener Umstände. Diese Zeit hat ihr gereicht, um mich zu belügen, zu betrügen und zu bestehlen. Und da habe ich mich auf die Suche nach ihr gemacht, weil ich wiederhaben wollte, was mir gehört.«

Joubert löste die Arme. »Und, haben Sie es zurück?«

»Nein.«

»Was hatte ihr Führerschein in Delfosses Portemonnaie zu

suchen?«

Lemmer überlegte einen Augenblick, bevor er antwortete. »In Nelspruit erzählt man sich, Delfosse sei die zahmere Ausgabe von Floh gewesen – ein bisschen wild, ein bisschen rebellisch, aber nie über eine gewisse Grenze hinaus. Gerade so sehr, dass sie die Lieblingsenkelin ihres Opas war, Groot Frik Redelinghuys, der seine andere Enkelin, Floh, niemals anerkannt hat. Die Cousinen hatten zehn Jahre lang keinen Kontakt, bis August letzten Jahres. Da erschien Floh auf einmal in der Boutique.«

»Was halten Sie davon?«

»Ich sage Ihnen, der Führerschein steckte nicht zufällig in Delfosses Portemonnaie. Floh überlässt nichts dem Zufall.«

Joubert dachte darüber nach und sagte dann: »Die Handfeuerwaffe im Atlantis-Fall war nachweislich dieselbe, die unter der Leiche von Meneer Danie Flint in der Nähe von Mitchells Plain gefunden wurde. Es handelt sich um eine Beretta 92 Vertec.«

Ein unerklärlicher Schatten huschte über Lemmers Gesicht.

»Danke«, sagte er und ging wieder zur Tür.

»Wenn ich eine Spur finde.«

»Sie handeln sich Ärger ein.«

Lemmer öffnete die Tür, sagte: »Ich bin nicht scharf auf Ärger«, und fügte im Hinausgehen hinzu: »Aber ich ziehe ihn magisch an.«

Bestsellererfolg soll auf Wahrheitsgerüchten beruhen

Der Verleger behauptet, es sei Fiktion. Die Autorin schweigt wie ein Grab. Kenner hingegen schreiben den Erfolg des Thrillers *Eine Chaostheorie* hauptsächlich den hartnäckigen Gerüchten zu, dass die Handlung in dem Roman von Autorin Milla Strachan auf wahren Geschehnissen beruht.

Das Foto Strachans, einer ehemaligen Hausfrau aus Durbanville, war im Oktober 2009 zusammen mit dem des verschollenen Ex-Soldaten und Anthropologen Lukas Becker in den Sonntagszeitungen erschienen. Becker wurde damals wegen nicht näher benannter Gewaltverbrechen polizeilich gesucht und als »bewaffnet und gefährlich« beschrieben. Die Behörden gaben kurz darauf eine Erklärung heraus, dass die Meldung von Strachans angeblichem Kontakt zu ihm auf einem

»verwaltungstechnischen Fehler« beruhte, begleitet von einer offiziellen Entschuldigung.

Die männliche Hauptperson des Romans, Markus Blom, ist ehemaliger Soldat und Achäologe. Die Geschichte wird aus der Perspektive einer Hausfrau aus den nördlichen Vorstädten Kapstadts erzählt, Irma Prinsloo, die eine Stelle beim inzwischen aufgelösten präsidentiellen Nachrichtendienst annimmt und in ein internationales Terroristenkomplott verwickelt wird, bei dem Osama bin Laden für eine Notoperation nach Südafrika geschmuggelt wird.

Eine Sprecherin des neu gegründeten südafrikanischen Staatsnachrichtendienstes SAVG wollte »keinen Kommentar zu einem Roman« abgeben. Laut Internetseite der CIA wird jedoch noch

Die Autorin, Milla Strachan, die inzwischen angeblich auf einer Farm zwischen Philippolis und Springfontein im Vrystaat lebt, gewährt seit der Publikation von *Eine Chaostheorie* keinerlei Interviews.

Die Burger, 6. Dezember 2010

Mein aufrichtiger Dank und meine Anerkennung gelten:

meiner Frau Anita, für ihre Unterstützung, ihre Geduld, ihre Kommentare und ihren Rat

meinem Lektor Dr. Etienne Bloemhof und meiner Agentin Isobel Dixon für ihre unschätzbare Klugheit, ihre Ideen, ihr Feedback und ihre Ermutigung

Jomarié Dick und Hester Cartens für ihre Adleraugen

der langen Reihe von Leuten, die im Zuge meiner Recherchen ihr Wissen mit mir geteilt haben:

Louis Liebenberg (Spurenlesen – und die Erlaubnis, aus seinem wunderbaren Werk *The Art of Tracking* so ausführlich zu zitieren)

Clifford Lotter (Fliegen und der Beruf des Piloten, die RV7, der Funkcode des südafrikanischen Luftraums und der Flug über die Karoo)

Dr. Douw Grobler (Informationen über Nashörner, ihre Krankheiten und vor allem den Umgang mit den Tieren bei Transporten)

Nicola van der Westhuizen (Bereitstellung des Mercedes

1528 und die Informationen über die benötigten Dokumente bei Wildtransporten)

Oom Joe van Wyck und Oom Ben Bruwer für die vielen Karoo-Geschichten

den Ex-Polizisten Boet Classen und Johan Visagie von George Fivaz en Genote, die ihre privaten Ermittlungen so betreiben, dass es Mat Joubert gefallen würde

Ron Lipman (Kriminaltechniker mit Fachgebiet Mobilfunk)

meinem Bruder François Meyer und der Golden Arrow-Busgesellschaft

Deon du Toit, Leiter der Abteilung für Firmen- und Produktsicherheit bei De Beers, Marlene le Roux, Christo van der Rheede, Arthur Murray in Durbanville, Elna van der Merwe, Peet van Biljon, Carike Pepler, Kaptein Elmarie Engelbrecht und Irma Prinsloo

Folgende Quellen habe ich zugrunde gelegt:

Africa Geographic

»Organised Crime: a study from the Cape Flats.« André Standing, Instituut vir Sekerheidsstudies, 2006.

»Is South Africa really the world's crime capital?« Antony Altbeker, Instituut vir Sekerheidsstudies, 2006.

Crime and Policing in Post-apartheid South Africa. Mark Shaw, C. Hurst & Co, London, 2002.

»Organised Crime in South Africa«, *Stratfor Global Intelligence*, 17. Juli 2008

»Organised Crime in the SADC region: Police Perceptions.« Peter Gastrow, Instituut vir Sekerheidsstudies, 2006.

»The social contradictions of organised crime on the Cape Flats.« André Standing, Instituut vir Sekerheidsstudies, 2003.

»Organised Crime And Terrorism: Observations From Southern Africa.« Charles Goredema, Instituut vir Sekerheidsstudies, 2005.

»A Review of the Health Issues of Captive Black Rhinoceroses (*Diceros Bicornis*)«, *Journal of Zoo and Wildlife Medicine*, Patricia M. Dennis, D. V.M., PH.D., DIPL.A.C.Z.M., Julie A. Funk, D. V.M., Ph.D., Paivi J. Rajala-Schultz, D. V.M., Ph.D., Evan. S. Blumer, V.M.D., R. Eric Miller, D. V.M., Dipl. A.C.Z.M., Thomas E. Wittum,

Ph.D., and William J.A. Saville, D. V.M., Ph.D., Dipl. A.C. V.I.M. 38 (4): 509–517, 2007.

»The Religion of the Market.« David R. Loy, *Journal of the American Academy of Religion* 65/2.

South African Special Forces, Robert Oitta, Osprey Publishing, 1993.

»Tracking: Combining an ancient art with modern policing.« Kotie Geldenhuys, *Servamus*, 2005.

»Personality characteristics of South African Navy Divers.« Van Wijk, C., Waters, A.H. Department of Psychology, Institute for Maritime Medicine, Simon's Town, South Africa, 2001.

»Zimbabwe: Soldiers Are the New Illegal Diamond Miners«, 20. Januar 2009.

»Diamonds Are a Tyrant's Best Friend«, *Business Report*, 8. Dezember 2002, .

Die Burger

The Cape Argus

Rapport

www. inthenationalinterest.com

www. jihadwatch.org

www. traffic.org

www. americanthinker.com

www. state.gov

www. weeklystandard.com

www. alertnet.org

http:/ophcrack.sourceforge.net

www. sisbo.org.uk

www. fbi.gob

www. islamonline.net

http:/heritage.net

www. saps.gov.za

www. truecrimexpo.co.za

www. thezimbabwean.co.uk

Kurze Hinweise zur Aussprache des Afrikaans: Das g wird in etwa wie das deutsche *ch* in *lachen* ausgesprochen (außer z. B. nach *r*, wie in *berg*), das *u* wie ein stummes *u*, *oe* wie *u*, *st* spricht man getrennt, die Verkleinerungsform *tjie* klingt wie *kie*, *eu* wie ein stummes *ö*, das *y* in etwa wie *ei*, *ui* wie *öi*. Doppelte Vokale wie in *Baadjies* werden oft diphtongisiert (*Baadjies* klingt also in etwa wie *Baaikies*).

Diese Hinweise dienen nur als Lesehilfe und erheben keinen Anspruch auf phonetische Korrektheit.

Im Afrikaans wird die Höflichkeitsform bei der Anrede nur noch selten benutzt. Kollegen duzen sich generell.

Afrikaans – Afrikaans ist eine Tochtersprache des Niederländischen, die zweitwichtigste Landessprache nach Englisch. Daneben gibt es neun weitere offizielle Landessprachen. Afrikaans ist die Muttersprache auch vieler Nichtweißer.

Afrikaner – weiße, afrikaanssprachige Südafrikaner

Antie – respektvolle Anrede für ältere Frau im südafrikanischen Englisch

Atlantis – Township

Bakkie – Pick-up, Transporter mit offener Ladefläche

Biltong – (afrikaans) gewürztes, luftgetrocknetes Wildfleisch in Streifen oder »Chips«, meist Springbock, Kudu oder Gemsbock, seltener Strauß, Büffel oder Elefant

Blatjang – scharf-süße-saure Soße zu Bobotie

Bobotie – eine Art Hackbraten aus Rinderhack mit vielen Gewürzen. Am Ende der Garzeit wird das Fleisch mit einer Milch-Eiermischung übergossen

Boetie – (afrikaans) Bruder, Kumpel

Broederbond – Der Afrikaner Broederbond oder kurz Broederbond ist eine Geheimorganisation der afrikaanssprachigen europäischstämmigen Bevölkerung in Südafrika. Er war eine Kernzelle für die Einführung und Durchsetzung der Apartheid.

Cape Flats – siehe: Kaapse Vlakte

Geelrys – Reis nach Art der Kapmalaiien, mit vielen Gewürzen gekocht, auch Butter, Zucker und Rosinen, traditionell zu *Bobotie* gereicht

Golden-Arrow-Bus – traditionell verbinden die Golden-Arrow-Buslinien die außerhalb gelegenen Townships mit der Stadt. Bis heute ein wichtiges Transportmittel vor allem für Nichtweiße. Diese Busse dienten den ABC-Bussen als Vorlage.

Juffrou – Anrede: Fräulein

Kaapse Vlakte – die Gegend, in der sich die Townships befinden

Klippschliefer – lat. *Procavia capensis*, nagetierähnliche Säugetiere, ca. 40–50 cm lang, Schwanz rückgebildet,

gesellig lebende, wiederkäuende Pflanzenfresser

Kompanjiestuine – Park im Zentrum Kapstadts, die früheren Gärten der Holländisch-Ostindischen Handelskompanie

Meneer – Anrede: Herr

Mevrou – Anrede: Frau *Mitchell's Plain* – eines der ab 1973 neu erbauten Townships für Farbige und Inder

Oom – (afrikaans) Onkel, respektvolle Anrede älteren Männern gegenüber

Ouboet – (afrikaans) älterer Bruder, respektvolle Anrede (etwas altmodisch)

regstellende aktie – affirmative action – positive Diskriminierung. Maßnahmen zur Besserstellung bisher benachteiligter Bevölkerungsgruppen nach dem Ende der Apartheid.

Seinheuwel = Signal Hill

Signal Hill = Seinheuwel

Skerpioene – (afrikaans) Skorpione, ehemalige Spezialeinheit zur Bekämpfung des Organisierten Verbrechens

Tannie – (afrikaans) Tante, respektvolle Anrede älteren Frauen gegenüber

Vlakte-Afrikaans – »Vlakte« bedeutet Ebene. Cape Flats bezeichnet die Gegend, in der sich die Townships befinden. »Vlakte-Afrikaans« ist eine bestimmte Variante des Afrikaans, die Nichtweiße untereinander sprechen.

Deon Meyer – Bure mit Mission

Deon Meyer kann seine Herkunft nicht verleugnen. 107 bullige Kilo Lebendgewicht, 1,89 Meter groß. Die Haut immer ein bisschen sonnenverbrannt, sein Englisch hat

diesen singenden Akzent, sein Lachen dröhnt, und natürlich liebt er das »Braai«, also Grillnachmittage mit viel Fleisch und Bier. Ausserdem ist er Rugbyfan – noch Fragen?

Ganz klar, Meyer ist Afrikaaner. Oder Bure, wie man die aus Holland stammenden Einwanderer früher nannte, die am Kap siedelten und hauptsächlich Bauern waren. Diese Bevölkerungsminderheit war es, die die Apartheid, die Rassentrennung, erfand und zu verantworten hatte.

Bis heute gehört eine Tendenz zu verstecktem Rassismus und offene Unzufriedenheit mit der »neuen Regierung« zum Klischee vom Afrikaaner. Aber da sind Sie bei Deon Meyer – ansonsten ein Paradeexemplar von Bure – an der falschen Adresse. Zwar lebt auch er mit seiner Familie in einem immer noch beinahe rein-weißen Stadtteil von Kapstadt, in Durbanville. Aber den Lebensstil seiner Nachbarn mag er trotzdem nicht. Wie er Lemmer über reiche Afrikaaner sagen lässt:

»Die hocken hinter den hohen Mauern ihrer protzigen Villen, rundum geschützt von Alarmanlagen, sie sitzen vor ihren Surroundsound-High-Definition-Breitbildfernsehern und schlingen Fertigessen in sich hinein. In ihrer Dreiergarage drängen sich ein Mercedes ML, zwei Quads, eine Harley und ein Motorboot, und die beschweren sich darüber, wie schlecht es uns in Südafrika geht. (…) Das Entscheidende ist aber, dass sie nichts unternehmen. Sie gehen nicht wählen, sie mischen sich nicht ein und

behaupten, sie könnten ja sowieso nichts ändern.

Es ist schon vorgekommen, dass sich Mitbürger dieser Sorte bei Lesungen von Deons Büchern unter Gleichgesinnten wähnten und sich – mehr oder weniger offen – die alten Zeiten zurückwünschten. Dann kann der sonst mit jedem freundlich plaudernde Schriftsteller extrem unangenehm werden. Weil er kein Rassist ist und auch nicht mit afrikaansen Rassisten in einen Topf geworfen werden will. Möglicherweise rührt sein Ärger aber zumindest teilweise auch daher (das vermute ich zumindest), dass jemand, der bei Deon Meyer stillschweigende Zustimmung für Intoleranz erwartet, sich immer selbst entlarvt: Dessen Kriminalromane kann so einer auf keinen Fall gelesen haben.

Thriller und Polizeiromane bester anglo-amerikanischer Prägung schreibt der ehemalige Journalist und Marketingexperte seit 1994. Krimis aus Südafrika – das hatte es vorher lange nicht gegeben.1 Mal abgesehen von der Zensur, klassische Polizeiromane funktionieren in Schurkenstaaten nicht gut. Die Polizei im Apartheidsstaat setzte Unrecht durch, nicht Recht. Sie als aufrechte Ermittler im Auftrag der Gerechtigkeit zu porträtieren verbot sich von selbst. Als Nelson Mandela Präsident wurde, verbesserten sich – neben vielem anderen – auch die Bedingungen für die Kriminalliteratur. Deon Meyer war der

Erste im Neuen Südafrika, der Kriminalromane veröffentlichte, noch dazu solche, die auf dem internationalen Markt bestehen konnten. Heute boomen Krimis vom Kap. Einige von Meyers Kollegen proklamieren, dass ihre zum Teil ultrabrutalen Geschichten über Mord und Totschlag das Land mit der rekordverdächtigen

Deon Meyer wehrt sich dagegen ausdrücklich. Andere Schriftsteller mögen Missstände anprangern, er nimmt sein Land in Schutz, immer. Dass es mittlerweile eine südafrikanische Kriminalliteratur gebe, wertet er als Zeichen für den Fortschritt, und überhaupt werde die Kriminalität in seinem Land total übertrieben. Ganz sicher sei die Verbrechensstatistik nicht der Grund dafür, dass er Kriminalromane schreibe. Auch Kritik an der Regierung oder an den regierenden Politikern vom ANC kommt ihm nicht über die Lippen, egal wie umstritten sie in der eigenen Partei und in der Öffentlichkeit bereits sind. So wütend Deon Meyer auf rassistische Sprüche von Weißen reagiert, so tolerant und geduldig verhält er sich schwarzen Politikern gegenüber. Die nimmt er auch dann in Schutz, wenn sie aggressiv gegen Weiße polemisieren. Das sei vielleicht populistisch, aber doch kein Rassismus, wiegelt er ab.

Ein offensichtlicher Widerspruch: In seinen Büchern beschreibt Meyer genau das, was er in Interviews so gern leugnet. In *Dreizehn Stunden* beispielsweise lässt er eine

Touristin umbringen – was dazu führte, dass er auf der folgenden Lesereise durch Deutschland noch flammender als sonst das »absolut sichere Reiseland Südafrika« pries. Lustigerweise weist er sogar das Kompliment zurück, genuin südafrikanische Plots zu konstruieren. Seine Geschichten könnten überall spielen, behauptet er, und über Verbrechen schreibe er nur, weil sie viel Konfliktstoff liefern, und das brauche man nun einmal für einen guten Roman: Konflikt.

Alles nur Fiktion, alles frei erfunden? Natürlich nicht. Ein Thriller wie »Das Herz des Jägers« konnte nur im Post-Apartheid-Südafrika entstehen. Dafür traute sich der Mann vom Stamm der Afrikaaner, aus der Sicht eines Schwarzen vom Stamm der Xhosa zu erzählen, eines ehemaligen Auftragskillers im bewaffneten

Nein, Meyers Geschichten könnten nicht einfach in eine andere Kulisse verlegt werden. Die Reibereien zwischen Schwarzen, Weißen und Farbigen, die neuerdings zusammenarbeiten können /sollen /müssen, sind nur in südafrikanischen Behörden vorstellbar und bilden den besonders reizvollen Hintergrund seiner Romane. In *Rote Spur* wechselt Meyer vom Kapstädter Polizeipräsidium zum Geheimdienst und spielt dabei beinahe satirisch mit den Mitteln des Spionageromans. Der Mann hat seinen John le Carré gelesen. Wie der Großmeister aus Großbritannien lässt er seine Agenten wie graue, postengeile Apparatschiks dastehen, wobei hier der

schlimmste aller Schlipsträger eine Frau ist. Karrieretechnisch bewegen sich seine Protagonisten auf einem Minenfeld der Hautfarben, der unterschiedlichen Stammeszugehörigkeiten und Religionen oder der Geschlechter. Und der Frontverlauf verändert und verkompliziert sich ständig durch die Beförderungspolitik der »affirmative action«. Das ist die südafrikanische Version der Quote, die den beruflichen Aufstieg derjenigen fördern soll, die es aufgrund ihrer Hautfarbe früher niemals auf einen Chefsessel geschafft hätten und die die Vorherrschaft der Weißen in staatlichen Schlüsselpositionen brechen soll. Schlechte Karten also für weiße Männer, Meyers Polizisten Benny Griessel und Mat Joubert erlebten es. Jüngst allerdings, davon lasen wir in *Dreizehn Stunden*, werden Zulus befördert und Xhosas degradiert. Die Zeiten ändern sich …

Aber egal, welcher seiner vielen gebrochenen Helden im Vordergrund steht, Deon Meyer erzählt vor allem von der Identität der Afrikaaner. Von ihrer grundsätzlichen Verunsicherung, von ihrem Konservativismus und ihren Schuldgefühlen. *Tod im Morgengrauen*), das Wiedererstarken des religiösen Fundamentalismus (*Dreizehn Stunden*), oder, wie in *Rote Spur*, das nur scheinbar gute alte Siedlerleben fernab der Städte. Mit Lemmer nimmt uns Deon Meyer mit in die Provinz und auch ein bisschen mit zu sich nach Hause. Denn Lemmers Wohnort Loxton gibt es tatsächlich in der Karoo, dieser Halbwüste nordöstlich von Kapstadt. Hier besitzen die

Meyers ein Haus, hierhin zieht sich Deon zurück, um zu schreiben. Eine ländliche Idylle, die von einem schlitzohrigen Großgrundbesitzer und einer Horde motorradfahrender Chauvinisten aus Kapstadt beinahe verdorben wird. Es ist kein Zufall, dass sie allesamt Afrikaaner sind, diese Unsympathen.

Andere südafrikanische Schriftsteller äußern sich heute, siebzehn Jahre nach dem offiziellen Ende der Apartheid, konstruktiv-kritisch oder enttäuscht über den Weg, den Südafrika seither genommen hat. Manche verließen sogar ihre Heimat wie Literaturnobelpreisträger J.M. Coetzee, der in Australien lebt. Das würde Deon Meyer nicht tun. Er bleibt und will dazu beitragen, sein Land »noch besser« zu machen, sagt er. Deon Meyer ist ein Bure mit Mission. Doch so entschlossen er auch am Traum von der Regenbogennation festhält, in seinen Büchern erlaubt er sich einen Blick auf die Schattenseiten Südafrikas. Und uns, glücklicherweise, auch.

Informationen zum Buch

Blutige Spuren

Es ist nur ein Gerücht: ein islamistischer Anschlag in Südafrika. Doch warum gelingt es dem Geheimdienst

nicht, Genaueres herauszufinden? Warum fährt die CIA schweres Geschütz auf? Deon Meyer legt einen neuen atemberaubenden Roman vor. Eine Schmugglerin führt alle hinters Licht, eine Agentin verliebt sich in den Falschen, und ein Drogenboss geht über Leichen. Mittendrin der Bodyguard Lemmer, für den das Motto gilt: „Nicht ich suche Ärger – der Ärger sucht mich."

„Versuchen Sie es: Nehmen Sie dieses Buch in die Hand und legen Sie es dann wieder weg. Versuchen Sie es. Man schafft es einfach nicht. Ich bin ein Profi, und nicht mal ich konnte es." Don Winslow

Extra: Antje Deistler porträtiert Deon Meyer

Informationen zum Autor

Deon Meyer, Jahrgang 1958, gilt als einer der erfolgreichsten Krimiautoren Südafrikas. Er begann als Journalist zu schreiben und veröffentlichte 1994 seinen ersten Roman. Mit seiner Frau und vier Kindern lebt er in Melkbosstrand.

"Das Herz des Jäger" wurde mit dem ATKV Prose Prize

ausgezeichnet, einem begehrten südafrikanischen Literaturpreis. In den USA wurde der Roman zu den zehn besten Thrillern des Jahres ernannt.
Zeitgleich erscheint im Aufbau Taschenbuch Verlag sein Roman "Der traurige Polizist".

Mehr unter www.deonmeyer.com

Fußnote

1 Bis auf die gesellschaftskritischen detective novels um den moralisch verkommenen weißen Lieutenant Tromp Kramer und seinen cleveren schwarzen Assistenten Mickey Zondi von James McClure. Doch die veröffentlichte der gebürtige Johannesburger ab 1971 in seiner britischen Wahlheimat, nicht in Südafrika.